

# DEUTSCHE RUNDSCHAU

MAX KRELL

Die innere Völkerwanderung

KARL WORMANN

Bemerkungen zur Lage  
der sowjetzonalen Intelligenz

WOLFRAM DANIEL

Zehn Jahre  
tschechische KP-Herrschaft

E. F. PODACH

Entmythologisierung der Wölfe

HANS KOHN

Martin Buber achtzigjährig

ERNST BEUTLER

Rede auf Erhart Kästner

2

HERAUSGEGEBEN VON RUDOLF PECHEL

84. JAHRGANG · BADEN-BADEN · FEBRUAR 1958

# FEBRUAR 1958

## RUNDSCHAU

Die afro-asiatische Konferenz (113) — Doch Schule der Nation? (114) — Sternstunde? (115) — Pas devant l'enfant? (116) — Prix Renaudot, Prix Goncourt — 1957 (118) — Musikstadt Dresden? (119) — Der Professor (120) — Wilhelm Sternfeld (121)

## AUFSATZE

|   |   |
|---|---|
| <i>Max Krell</i>  | <i>Hans Kohn</i>                        |
| Die innere Völkerwanderung . . . 123                            | Martin Buber achtzigjährig . . . 158    |
| <i>Karl Wörmann</i>   | <i>Richard R. Pokorny</i>               |
| Bemerkungen zur Lage der<br>sowjetzonalen Intelligenz . . . 128 | Honoré Daumier . . . 162                |
| <i>Wolfram Daniel</i>   | <i>Ernst Beutler</i>                    |
| Zehn Jahre tschechische<br>KP-Herrschaft . . . 133              | Rede auf Erhart Kästner . . . 166       |
| <i>E. F. Podach</i>   | <i>Hermann Kesten</i>                   |
| Entmythologisierung der Wölfe . . 144                           | Was die Deutschen erzählen . . . 174    |
| <i>Hans Peters</i>  | <i>Moritz Lederer</i>                   |
| Geht das „Jahrhundert des Kindes“<br>zu Ende? . . . 152         | Baumeister des deutschen Theaters . 182 |
|   | <i>Günther Ollias</i>                   |
|   | Winckelmanns Unsichtbarkeit . . 187     |

## ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU (190)

## GEDICHTE

Erich Lotz (186) — Edmund Hoehne (186) — Gert Woerner (193) — Rudolph Wallfried (198) — Martin Grill (203)

## PROSA

|                         |                       |
|-------------------------|-----------------------|
| <i>Ingeborg Drewitz</i> | <i>Christa Rieser</i> |
| Flamingos . . . 194     | Ximbomba . . . 199    |

## LITERARISCHE RUNDSCHAU

Deneke (207) — Westermann, Pfleger, Chesterton, Günther-Janès, Boer, Matthias (209) — Bergengruen (211) — Clemens-Podewils, Tollas (212) — Ortega y Gassets (213) — Ziesel (214) — Strauß-Zweig (215) — Stephan (216) — Hinweise (217)

## BRIEFE AN DIE DEUTSCHE RUNDSCHAU (221)

## MITTEILUNGEN (222)

Redaktion: Stuttgart O, Haufmannstr. 38, Tel. 24 10 67. — Verlag Deutsche Rundschau, Baden-Baden, Schloßstr. 8. — Die Deutsche Rundschau erscheint monatlich. Einzelpreis: DM 2,10, vierteljährlich: DM 5,—, jährlich: DM 18,—, ermäßigter Jahresbezug für Studierende: DM 12,—. Zuzüglich Zustellgebühr. Bankverbindung: Städtische Sparkasse Baden-Baden, Konto-Nr. 88. Postscheckkonto Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pöchel, Karlsruhe Nr. 72030. Gültig Anzeigenliste Nr. 3. — Die Deutsche Rundschau veröffentlicht nur Erstdrucke. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Rücksendung unverlangter Manuskripte und Rezensionsexemplare nur bei Rückporto.

Herausgeber: Rudolf Pöchel. Verantwortlicher Redakteur: Harry Pross.

Druck: Dr. Willy Schmidt, Baden-Baden, Lange Straße 53.

Umschlagentwurf: Professor Eva Schwimmer, Berlin.



## Die afro-asiatische Konferenz

Die Konferenz in Kairo hat sich zwar auf die Bandung-Konferenz berufen, aber sie ist von ihr grundsätzlich verschieden gewesen. 1. Bandung war eine Konferenz der Regierungen, und daher fehlten die Kolonien, die nur Beobachter entsenden konnten. Kairo war eine Konferenz der Parteien, und daher hatten die Kolonien einen besonders großen Anteil. 2. Viele Länder waren durch Oppositionsgruppen vertreten. Daher fehlte im Gegensatz zur Bandung-Konferenz das westliche Element. Das galt z. B. für den Irak, Libanon und Jordan. 3. Die Länder des Ostblocks waren zwar auch offiziell durch die Parteien vertreten; aber da sie faktisch Regierungsvertreter waren, war die Konferenz besonders heterogen. 4. Im Gegensatz zu Bandung war die Sowjetunion vertreten; sie hat sich nicht nochmals durch China ausschalten lassen. 5. Man hat ganz ungeniert die kommunistische Visitenkarte gezeigt. So war das Kräfteverhältnis in Bandung denn doch nicht. Man basierte größtenteils auf den Komitees des Weltfriedensrats.

Diese kommunistische Ungeniertheit hatte zur Folge, daß einige Länder die Einladung ablehnten. Andere wie Tunis, Marokko und Sudan beklagten sich über die kommunistischen Übergriffe. Die Araber fühlten sich zum Teil unbehaglich. Schließlich bekamen selbst die Ägypter Bedenken. Moskau hatte ihnen zwar die Hauptrolle zugesagt, teils in Erinnerung an den Suezkonflikt vor einem Jahre und zur Unterstreichung seiner neuen Drohungen an Israel, teils weil Ägypten auf der Brücke zwischen Asien und Afrika ohnehin eine Schlüsselstellung besitzt. Ein Ägypter, Anwar Sadat, war der Präsident des Kongresses. Nasser hatte ihm Mäßigung aufgetragen, und dieser Todfeind des Westens hatte sich auch daran gehalten. Aber während des Kongresses ging die Führung der ägyptischen Delegation fast unmerklich auf Khaled Mohieddin über, einen Bruder des Innenministers, an dessen Ergebenheit zu Moskau nicht zu zweifeln ist. Nasser war über die Konferenz so bestürzt, daß er nach Rücksprache mit seinen Beratern Ali Sabry und Oberst Hatem die Amerikaner wissen ließ, sie sollten die Konferenz nicht zu ernst nehmen. Nasser will nicht vollkommen zum Satelliten Moskaus werden; er hält es mehr mit dem Präsidenten Kuwatly von Syrien, der glaubt, mit Moskau spielen, aber die Kommunisten bändigen zu können, als mit dessen Gegenspieler, General Bizri. Aber er hat die gleiche Fraktion bereits im eigenen Lande, und diese Flut steigt immer höher. Auf dem Kongreß wurde Mohieddin von dem Syrer Dawalibi unterstützt, der sich im Zweiten Weltkrieg noch faschistisch betätigte, aber heute ein Musterbeispiel von — Nationalbolschewismus ist. Man könnte ihn mit Vinzenz Müller und den Männern der Nationalen Front vergleichen.

Die Konferenz forderte die Vereinigung von Nord- und Süd-Vietnam und von Nord- und Südkorea. Sie stellte sich hinter Algier (am 1. März soll in ganz Asien und Afrika ein Algierstag stattfinden). Sie hieß die Ansprüche auf Holländisch-Neuguinea, Goa, Okinawa und Ifni gut. Sie forderte Selbstbe-



stimmung für Zypern, Kenya, Uganda, Aden, die Bahrein-Inseln, Oman, Somaliland, Madagaskar und Kamerun. Moskau versprach wirtschaftliche Hilfe, und es wurde, im Gegensatz zu Bandung, eine ständige Organisation geschaffen. Der Vorsitzende soll ein Ägypter sein, und die Sekretäre sollen von der UdSSR, China, Syrien, Indonesien, Indien, Sudan, Ghana, Kamerun, Japan und Irak gestellt werden. Eine neue gefährliche Waffe ist geschweisßt worden.

## Doch Schule der Nation?

Die Vorherrschaft militärischer Prinzipien im Staate nennt man Militarismus. Er gilt im allgemeinen als unerfreuliche Erscheinung bestimmter historisch-soziologischer Konstellationen. Mit dem sogenannten Volkscharakter hat er wenig zu tun. Die Völker, die das Pech hatten, in Erfolgszeiten — als kriegerisch — und militaristisch — in Zeiten der Niederlage — zu gelten, sind es ihrer „Natur“ nach nicht mehr und nicht weniger als andere auch. Vollends fällt die Entscheidung über den Vorrang der Politik vor dem Militär im Bereich der Kunst, der Staatskunst nämlich, nicht in dem der arg strapazierten Volkskraft. Wo das Militär die erste Geige spielt, fehlt es im allgemeinen am politischen Könnern. Das ist heute in den meisten Entwicklungsländern so, in Deutschland ist es lange nicht anders gewesen. Wie eine Folie liegt die Schwäche des Bürgertums unter den Aktionen der Militärs. Auf ihr schreiben sie Geschichte.

Gordon Craig hat in seiner jüngsten Studie (*„The Politics of the Prussian Army 1640 — 1945.“* Oxford 1955, Clarendon Press) dieses Ringen zwischen Politikern und Militär, die Niederlagen der einen und die nicht seltenen Triumphe der anderen überzeugend dargestellt. Der Einsatz des Militärs zur inneren Unterdrückung 1848 bedeutet für ihn die endgültige Abkehr von dem universalistischen Traum der Reformzeit, die Harmonie zwischen beiden Bereichen anstrebte. Der indirekte, apolitische Einfluß des neukaiserlichen Reserveoffiziers, die private Außenpolitik der Militärattachés, die Versuche Waldersees, gegen Bismarck sich durchzusetzen, Tirpitz' Flottenpolitik, Schlieffens, wie Gerhard Ritter (*„Der Schlieffenplan, Kritik eines Mythos“, München 1956, Oldenbourg*) mit erschütternder Deutlichkeit gezeigt hat, vom Politischen ganz abgespalteter Plan — all das führte zur Isolierung des strategischen vom politischen Denken. Wo aber die politische Kontrolle fehlt, da hat der Militarismus schon gewonnen. Ludendorff war der schreckliche Sieger des langen, von Craig mit Maß und Urteil geschilderten Weges. Er schickte Lenin nach Rußland, und sechs Jahre später beehrte er Hitlers Bierkellerputsch mit seiner Anwesenheit.

Diese Entwicklung hat dazu geführt, daß man das Gewicht der Armee, auch der Reichswehr und der Hitlerwehrmacht, bei der großen Abrechnung 1945 überschätzt. Den Generalen, die kuschten, hat man später gerade vorgeworfen, daß sie keine Ludendorffs waren, sondern in ihrer Mehrzahl biedere Befehlsempfänger. So waren sie die doppelt Betrogenen: Zuerst waren sie dem Braunauer aufgesessen, weil er den militärischen Weizen blühen ließ, dann warf er sie weg wie schmutzige Handschuhe. Nach 1945 aber standen sie im schlech-



ten Ruf, weil sie diesen vermeintlichen „Vorrang der Politik“, der nichts war als Raserei eines Irren, akzeptiert hatten. Der deutsche Militarismus schien an sein paradoxes Ende gelangt.

Viel zu früh rief die internationale Politik das deutsche Militär zurück. Man nahm sich vor, die alten Fehler zu vermeiden. Diesmal setzten die Reformer sich durch. Der „Staatsbürger in Uniform“ war ein gutes Konzept. Zu ihm gehört unter anderem, daß die Wehrpflichtigen regelmäßig in Staatsbürgerkunde unterwiesen werden. Die Rekruten vier, die Ausgebildeten sechs Stunden in der Woche. Dieser Unterricht soll die politische Wachsamkeit schärfen, das Versinken im Kommiss verhindern. Was aber geschieht wirklich? Es passiert vor unseren Augen das Schlimmste, was zu befürchten stand. Die „Staatsbürger“, die da ihre Uniform verpaßt bekommen, sind im Durchschnitt politische Ignoranten. Weder die Schulen noch die Jugendverbände haben sie genügend vorbereitet. Vom Elternhaus zu schweigen. Der Fortbildungsunterricht beim Militär ist in Wahrheit erste Einführung.

Die Schuld trifft, wie Hans Haigert neulich feststellte, nicht die Bundeswehr, wenn sie nun widerwillig und unvorbereitet zu dem wird, was sie nicht sein soll: Schule der Nation. Es ist hohe Zeit, daß das Volk selber sich um die bürgerliche Erziehung seiner Kinder kümmert, statt sie dem Militär zu überlassen. Wie eine Folie liegt die Schwäche des Bürgertums unter den Aktionen der Militärs. Auf sie schreiben sie ihre Geschichten.

### Sternstunde?

Im Januar-Heft berichteten wir in der Zeitschriften-Rundschau über einen Aufsatz der Zeitschrift „Wort und Wahrheit“, der sich mit Möglichkeiten einer Reform des Parlamentarismus beschäftigt. Das Merkwürdigste an diesem Artikel war nicht sein Inhalt, sondern die Tatsache, daß er nur mit drei Sternchen gezeichnet war. Etwa um dieselbe Zeit begann eine angesehene bundesdeutsche Wochenzeitung mit einer Artikelserie über prominente Bonner Politiker in Regierung und Opposition. Die bisher erschienenen Aufsätze sind von unterschiedlicher Qualität, weisen jedoch die gemeinsame Merkwürdigkeit auf, daß sie nicht mit Namen gezeichnet sind. Auch sonst mehren sich die Fälle, in denen sich die Verfasser tagespolitischer Aufsätze hinter den bekannten drei Sternchen verstecken.

Wir halten das nicht für eine gute Entwicklung. Natürlich kann man die Anonymität seiner Mitarbeiter ganz oder teilweise zum Prinzip erheben. Ganz tut das beispielsweise seit Generationen die Londoner „Times“, deren Mitarbeiterkreis oder Redaktionsstab anzugehören eine solche Ehre ist, daß die Autoren selbst großer Artikel dafür gern auf die Nennung ihres Namens verzichten. Die „Times“ war bereits team-work, ehe dieser Begriff zum Schlagwort abgewertet wurde. Man kann auch für bestimmte Teile einer Publikation ein für allemal auf Nennung der Autoren verzichten, wie es bei uns für diese „Rundschau“ seit jeher üblich gewesen ist. Was hier erscheint, ist eben die Meinung der Zeitschrift als solcher, deren verantwortliche Männer ja im Impressum hinreichend namhaft gemacht werden.

Die Erscheinung, die uns in letzter Zeit aufgefallen ist, hat mit solcher legitimen Anonymität gar nichts zu tun, sondern erweist sich bei näherer Be-



trachtung als Flucht aus der publizistischen Verantwortung. Es handelt sich bei den Sternchen-Aufsätzen ja stets um die Behandlung heißer Eisen, also Fragen, deren Beurteilung dazu angetan sein könnte, dem Urteilenden die Abneigung dieser oder jener Parteien, Gruppen oder Verbände einzutragen oder auch nur sein gesellschaftliches Ansehen in seinem eigenen Lebenskreise zu schmälern. Gerade das sind aber die Risiken, die ein Publizist niemals scheuen darf. Kritische Äußerungen, hinter dem Schutzschild der Anonymität abgefeuert, sind nicht das Papier wert, auf dem sie geschrieben stehen.

Natürlich gibt es Ausnahmen. Eine der berühmtesten ist gerade in letzter Zeit wieder ins Gerede gekommen, als George Kennan seine Rundfunkvorträge hielt — derselbe George Kennan, der 1947 als Mr. X in der amerikanischen Zeitschrift „Foreign Affairs“ die theoretische Grundlegung der Eindämmungspolitik gegen den Kommunismus entwickelt hat. Als Chef der Planungsabteilung des amerikanischen Außenministeriums konnte er jenen Aufsatz nicht gut mit seinem Namen zeichnen. Ähnliche Fälle kann es anderswo geben, aber doch nur sehr selten; nicht minder selten sind heute die Fälle, in denen jemand, der in einem totalitären Lande lebt, in der freien Welt etwas publiziert, was so wichtig ist, daß es publiziert zu werden verdient.

Die Sternchen-Schreiber, die wir im Auge haben, sind jedoch gänzlich anderer Art. Das sind meistens Leute, die zwar publizistisch wirken, nicht jedoch die Risiken solchen Wirkens eingehen möchten — im günstigsten Fall. Sehr viel häufiger sind es Leute, die auf irgendeine Weise Gegner der freien Staats- und Gesellschaftsordnung sind, allerdings auf eine intelligente und gar nicht immer leicht zu durchschauende Art und Weise, die aber fürchten müssen, daß manche anderen Leute bei Nennung des Namens allzu rasch die Absicht merken und dann verstimmt sein würden. Weder die einen noch gar die andern verdienen Schutz oder Förderung. Wer den Mut nicht aufbringt, eine von der Norm abweichende Meinung öffentlich zu vertreten, der möge die Öffentlichkeit meiden, was immer die Motive seiner Meinung sein mögen. Die Pressefreiheit gewährt nicht nur Rechte, sondern verpflichtet auch den, der sie in Anspruch nimmt. Darum ist zu hoffen, daß die Sternchenstunde, nein Sternchenstunde, der westdeutschen Publizistik nicht mehr lange währen möge.

## Pas devant l'enfant?

Eine um die Probleme der heutigen westeuropäischen und amerikanischen Jugend bemühte Sendung des Stuttgarter Radio-Essays hat der „Stuttgarter Zeitung“ mißfallen. Genauer gesagt: die Sendung „Attitüde — Jugend im Leihhaus der Stile“, eine Analyse der jungen Neoexistentialisten mit Bart und Cäsarenfrisur, der Halbstarcken und jener Früharrivierten, die sich vorschnell und frühvergreist dem Wirtschaftswunderstil der zumeist nicht vorbildlichen Erwachsenen ergeben: Herrn Oliver Storz. Was die Sendung aufzeigte, war das Versagen der Erwachsenen, die — wie schon gesagt — alles andere tun, als der Jugend ein Vorbild zu geben, oder mit den Worten von Alexander Mitscherlich, die übrigens in der „Stuttgarter Zeitung“ publiziert wurden, „der Infantilismus der Alten“, die nach ruhmreichem Versagen in der Hitlerzeit als politisch blinde Konsumfanatiker zum zweiten Mal ihr Versagen vor-



exerzieren. Diesmal gegenüber den Söhnen und Töchtern, denen sie zwar den Luxus der äußeren Lebenshaltung liefern, Martin Walsers Party-Atmosphäre etwa, die sie aber nicht zu erziehen imstande sind, weil sie Erfolg und Wohlleben allzu groß schreiben und nur diese schalen Begriffe den Kommenden weiterzugeben vermögen.

Wie argumentiert nun Herr Storz? — Er meint, man verzeihe die lutherische Deutlichkeit unserer Sprache, man müsse das Maul halten, wenn man vom Wirtschaftswunderbrot ißt. Er spricht von den „konformistischen Gemeinplätzen“ der Nonkonformisten, die diese damit eben doch wieder zu Konformisten machen. Wobei er übrigens übersieht, daß die kleine Schar der Nonkonformisten zwar innerhalb ihrer selbst konformistisch geheißen werden darf, doch, auf das Ganze gesehen, eben absolut eigenwillig auf der von ihnen erkannten Wahrheit beharrt. Die „egal alarmierende Zeitanalyse“, wie Herr Storz sagt, ist natürlich sehr unbequem. Und viele unserer Bundesjournalisten sind gewiß nur begrenzt klingelnde Wecker, die sich leicht abstellen lassen; nämlich dann, wenn es für sie hart wird. Aber es gibt eine Verpflichtung zur Wahrheit, die jedem über seine Zeit Schreibenden eine Art Charakterauftrag ist. Selbstverständlich werden sich diese „bösen Menschen“ immer innerhalb des Staates ernähren, den sie kritisieren. Revolutionen, die echten wenigstens, die von innen kommen, hätten sonst nie stattgefunden, Herr Storz! Sie lassen ein wenig „Drittes Reich“ in Ihren Gedankengängen durchschimmern. Man verbittet sich das Markieren der Fehler. Und es ist so bitter notwendig, von jener Veräußerlichung des deutschen Lebens zurückzurufen, die unsere Jugend in falsche Romantiken treibt, weil sie außer der Konsumverpflichtung keine echten Aufgaben mehr vorfindet.

Wie peinlich, daß der Rezensent der Sendung dann eine Sitte von anno 1900 empfiehlt: „Pas devant l'enfant“ — bitte nicht vor dem Kind! Und man parlierte französisch weiter, um eigene Unzulänglichkeiten geschickt abzudecken. Offenbar ist es Herrn Storz entgangen — und dies nur nebenbei — daß es nach solcher Introduction weniger um Erziehungsfragen als um die brüchig gewordene Ehe ging; er möge die Literatur der Zeit nachlesen. Aber das „Pas devant l'enfant“, das Ausschließen der Jugend von der Diskussion höchsteigener Existenzfragen, nennt er zudem noch „weise“. Wir können sie allen Ernstes nur sehr feige heißen, diese falsch verstandene Sitte bei „den Familien der guten alten Zeit“, die Herr Storz hier zitiert. Es gäbe also zweierlei Wahrheiten: eine, welche die Jugend hören darf, und eine andere, die innerhalb der so prächtig arrivierten Erwachsenen gang und gäbe ist. Jugend darf demzufolge nie ernstgenommen werden. Und wir meinen, daß man sie nicht ernst genug nehmen kann. Man nimmt sie nur nicht mehr ernst, wenn man selbst nichts weiter zu reichen hat, bar des Erbes ist. Und wer sind denn „die Familien der guten alten Zeit?“ Hier überführt Herr Storz sich selbst, ohne es zu bemerken: es sind die sehr genußfreudigen Familien der wilhelminischen Ära, die verschiedenerlei Moral in den Schubladen der allzuweiten Gewissen hatten. Lohnt es, sie heraufzubeschwören, um heutiges Versagen zu decken? Junge Menschen sehen auf uns, Herr Storz, kritisch und scharf; ein wenig traditionslos geworden, aber gar nicht dumm. Darf man vor solchem Blick den „Infantilismus der Alten“ beschönigen? Wir betonen nochmals: das ist Zitat aus der „Stuttgarter Zeitung“.



## Prix Renaudot, Prix Goncourt – 1957

In Frankreich entstehen Formen einer literarischen Bewegung, die sich von ähnlichen Bestrebungen nach dem Ersten Weltkrieg dadurch unterscheiden, daß ihr Kunstwille keinen Manifesten unterworfen ist. Wir meinen die Romane A. Robbe-Grillet's (deutsch 1957, Hauser), M. Blanchots, H. Tomas' Alfred Kerns (Le Clown, 1958 bei Rowohlt), Claude Simons und Michel Butors. Der Außenseiter Butor wurde letzten Herbst zum Anwärter auf den Prix Goncourt bestimmt, ja er nahm im allherbstlichen Rennen um die französischen Literaturpreise hinter dem Favorit des Hauses Gallimard, Roger Vailland, den zweiten Platz des Prix Renaudot ein. Das scheint uns bezeichnend dafür, daß der „literarische New Look“ bei den französischen Lesern in Mode kommt und sich gegen die Reißer der Françoise Sagan und ähnlicher kurzlebiger Scheinblüten durchzusetzen vermag. Bei einem Autor wie Michel Butor ist das um so erstaunlicher, als er ausgesprochen schwierig ist. „La Modification“ (deutsch 1958 bei Biederstein), für den der 1926 Geborene den Prix Renaudot 1957 erhielt, ist sein dritter Roman. Bei seinen ersten Romanen — „Passage de Milan“ und „L'Emploi du Temps“ überwogen die konstruktiven Anstrengungen noch sein künstlerisches Gestaltungsvermögen. Beeinflußt von der angelsächsischen Literatur, vornehmlich von Faulkner und Joyce, mußten vor allem seine stilistischen Exkursionen, eng verschachtelte, seitenlange Sätze, dem französischen Leser und der Zeitungskritik fremd bleiben. Butors neuer Roman, seiner ursprünglich epischen Konzeption getreu, faßt konstruktiven Willen und künstlerische Darstellung zu einer künstlerischen Einheit zusammen, die Bild und Idee, Wort und Sache, Mythos und Realität durch einen kühnen Bogen überspannend, wieder zusammenschließt.

Daß ein Großteil der französischen Kritik dem Roman Butors alle Chancen für den Prix Goncourt zugestand, lag nicht nur an dem begeisterten, fast emphatischen Empfang, der diesem Buch zuteil wurde, sondern auch an der Berühmtheit, die der neue Roman des 1907 in Savoyen geborenen Roger Vailland innerhalb weniger Wochen in der ganzen Welt erlangte. Man war der Meinung, der Prix Goncourt sei auch heute noch ein Förderungspreis und könne nicht einem Autor zuerkannt werden, der bereits Weltgeltung besitzt. Aber auch hier mögen, wie so oft bei ähnlichen Gelegenheiten, die ökonomischen Vorteile die ideellen Skrupel überwogen haben.

Gegenüber Butor, dem Außenseiter, mag Roger Vailland als alter Routinier gelten. Nach einem philosophischen und historischen Studium an der Sorbonne schloß er sich in jungen Jahren jenem Kreis surrealistischer Schriftsteller an, deren Auditorium die in den dreißiger Jahren berühmte Zeitschrift „Le Grand Jeu“ war. Neben seinem mit dem Prix Goncourt 1957 preisgekrönten Roman „La Loi“ (deutsch 1958 bei S. Fischer) schrieb er sechs Romane, historische und literarische Essays, Theaterstücke (deren neuestes dieses Jahr von Barrault herausgebracht wird) und politische Reportagen. Er hat nicht in erster Linie, wie Butor, eine geistige Realität künstlerisch zu bewältigen, sondern sieht sich der sozialen Frage verpflichtet, die er aber in seinen letzten Romanen ins allgemein Menschliche überhöhte und vor allem in „La Loi“ desideologisierte — was ihm die französischen Kommunisten, deren Parteigänger er ist, recht verübelten. Ilja Ehrenburg hingegen pries vor wenigen Wochen im Moskauer Rundfunk den Roman seinen Kollegen als Vorbild.



Der Rang, den man Vailland innerhalb der französischen Epik zuerkennt, scheint uns im Zusammenwirken zweier Elemente begründet: in einer unerlässlich regen, zwanghaft schöpferischen Phantasie, in einem gebändigten, ungewöhnlich klaren Kunstwillen. Das Primäre ist die Phantasie. Er reproduziert nicht die Wirklichkeit sondern regeneriert sie, er erfindet aus sich das Vorhandene noch einmal in einer intensivierten Form, er übersteigert ins Allgemeingültige jede Figur und gestaltet, darin Balzac gleich, seine Welt vehementer, gespannter, geistiger und grandioser. Man würde es Rausch nennen, wenn sein Stil sich von allem Rauschhaften nicht distanzieren würde, kühl, knapp, präzise, äußerst diszipliniert, von stendhalscher Eisigkeit. Vailland ist ein Romancier von Geblüt. Für seinesgleichen setzt sich das Leben in Bewegung, um den Romanstoff darzubieten, die wunderbarsten Situationen hervorzubringen und Menschenschicksale zu gestalten, die sich dem sozialen Hintergrund langsam entringen, bis sie nackt und ergreifend sind. Bei aller Kühnheit und wegberaubenden Neuartigkeit der Romantechnik Butors müssen wir dem französischen Preisrichterkollegium zugestehen, seit langem einmal wieder mit dem höchsten Literaturpreis des Landes den bedeutendsten Romancier der mittleren Generation, Roger Vailland, in angemessener Weise gewürdigt zu haben.

## Musikstadt Dresden?

Der alte Glanz der Dresdner Oper ist erloschen. Nach 1945 führte Josef Keilberth das Institut noch einmal auf eine seither nie wieder erreichte Höhe. Mit seinem Ausscheiden begann eine bis zur Stunde noch nicht beendete Abwanderung prominenter Künstler nach dem Westen. Die Oper wurde zum Provinztheater. Unberührt von diesem Abstieg blieb die Staatskapelle, deren Sinfoniekonzerte höchstes Niveau haben. Aber es fehlt ihr ein ständiger Dirigent von Rang, was die Bildung eines neuen hochwertigen Ensembles verhinderte. Drei wenig profilierte Dirigenten präsidieren alternierend dem Orchester, das sich nur durch die Arbeit vieler bedeutender Gastdirigenten seinen Ruf erhalten kann. Neben der „Kapelle“ leisten die Philharmoniker unter Professor Bongartz, besonders durch die Pflege des musikalischen Gegenwartsschaffens einen aner kennenswerten Beitrag. Ganz besonders bestimmt aber die „Musica sacra“ das Dresdner Musikleben. Der Kreuzchor unter Professor Mauersberger ist hier Vorbild. Daneben gibt es zahlreiche fähige und rührige Kantoren, die der Kirchenmusik, auch der modernen, in allen Stadtteilen ein breites Fundament sichern. Die Aufgeschlossenheit des Publikums gerade gegenüber der geistlichen Musik ist nicht überraschend. Der Zonenalltag schafft ein besonderes Bedürfnis nach seelischer Erquickung.

Dresdens früher so reiches kammermusikalische Leben beginnt sich wieder zu regen. Das neu gegründete Dresdner Kammerorchester und das Wiederauftreten des berühmten Roth-Quartetts wurden allenthalben mit Freude begrüßt. Gastspiele berühmter in- und ausländischer Gesangs- und Instrumentalsolisten schaffen im Rahmen der „Stunde der Musik“ wertvolle Vergleichsmöglichkeiten. Die Landesbühnen Sachsen, in Dresden ansässig, bestehen aus einem Opern- und einem Schauspielensemble. Sie sind in ihrer Art erst- und einmalig in Deutschland, bereisen die Zone und spielen dort Theater, wo man es bisher nur vom Hörensagen kannte. Auch das Staatliche Operettentheater in Dresden-Leuben hat regen Zulauf. Die Jazzfreunde kommen im „Schiller-



garten“, dort, wo Schiller die Gustl von Blasewitz entdeckte und unsterblich machte, auf ihre Kosten. Günther Horig präsentiert ihnen mit seinen „Dresdner Tanzsinfonikern“ kühlen, polyphonen, kontrapunktischen Jazz. Mehr Hör- als Tanzpublikum. — Was vermißt der Dresdner Musikfreund? Moderne, die echten Probleme unserer Gegenwart verdeutlichende Werke, besonders Opern und natürlich ein Opernensemble.

Die SED billigt, vor allem in der wortgebundenen Musik, ausschließlich der Kirchenmusik, nur Modernes, Neues, wenn es völlig problemlos ist oder wenn es die herrschende Ideologie bestätigt und propagiert.

Dresden ist noch immer erfüllt von Musik und von Menschen, die Musik lieben. Vielleicht ist die Intensität des Musikmachens und des Musikhörens stärker als in den einstigen Glanzzeiten der Dresdner Oper. Das besondere geistige und wirtschaftliche Klima der Ostzone bewirkte eine allgemeine Verinnerlichung. Alle äußeren Umstände sind so bedrückend, daß viele Menschen in der Musik, der „Sprache der Welt“, Trost und Freude suchen, vor allem auch der Welt, in der gerade jene Werte gelten, welche die Kommunisten immer im Munde führen und immer in den Dreck treten.

## Der Professor

Hanno von Eckardt ist tot. Der Siebenundsechzigjährige entschlief in den ersten Morgenstunden des 24. Dezember 1957. Kurz vorher hatte man seinen Namen noch unter dem Appell der Heidelberger Professoren gelesen, die Regierung und Volk aufriefen, die Bundesrepublik für Atomwaffen zu sperren. Ein Jahrzehnt war vergangen, seitdem Eckardt erklärt hatte: „Ich bin der Meinung, daß wir, da wir vom Schicksal dahin gedrängt sind, auf Machtpolitik zu verzichten, mit innerster Freiwilligkeit uns entschließen, auch wirklich in keiner Hinsicht machtpolitisch zu handeln und zu denken, sondern daß wir die Kraft, die uns das Leben noch gibt und geben wird, dazu verwenden, aus dem Geist heraus politische Dinge zu verstehen. Wir haben in unserer Volke geirrt und wir haben über unser Volk hinaus in die Welt hinein diesen Irrtum getragen, und dieser Irrtum hat sich in eine Fülle von Schrecknissen und unvorstellbaren Greueln gewandelt.“

Dem baltischen Gelehrtenstand entsprossen, in Riga geboren, studierte von Eckardt in Moskau, Berlin und Heidelberg. Er zeichnete sich im Ersten Weltkrieg aus, arbeitete am Weltwirtschaftsarchiv in Hamburg und veröffentlichte in den zwanziger Jahren ein vielbeachtetes Buch über die Sowjetwirtschaft. Friedrich von Gentz, dessen Werke er edierte, bestimmte sein politisches Verfahren. 1933 war Eckardt einer der ersten deutschen Professoren, die ihres Amtes verwiesen wurden. Er kehrte erst 1946 an den Schreibtisch zurück.

Zwei Jahrzehnte früher hatte er, mit Hilfe einer privaten Stiftung, das Institut für Zeitungswesen an der Universität Heidelberg gegründet. Daß es Zeitungswissenschaft geben könne, hat er immer abgelehnt. Die Beschäftigung mit der Presse und dann mit Funk und Fernsehen, mit Film, Propaganda, Reklame und Meinungsforschung schien ihm von der Soziologie her sinnvoll. Die Mittel der Meinungsbildung verstehen, heißt, sie auf die Gesellschaft relativieren, in der sie vorkommen. Den Stand der gegenwärtigen Gesellschaft aber bestimmte er mit Hilfe der Kulturosoziologie Alfred Webers, dem er eng



verbunden war. Seine Studenten hielt Eckardt stets dazu an, ihre eigenen Wege zu suchen. Für ihn war Wissenschaft das große Abenteuer des mündig werdenden Geistes. Und abenteuerlich, oft genug in die Irre gehend, suchend in steter Unsicherheit und diese Unsicherheit bejahend, lehrte er.

Das schied die Studenten wie die Kollegen in Lager. Gleichgültig blieb Eckardt niemandem, der mit ihm in Berührung gekommen ist. Die Anhänger der sicheren Wissensvermittlung, die so gut in die Spezialisierung der Universität zur Fachschule passen, auch wenn sie glauben, dagegen sein zu müssen, lehnten ihn schroff ab. Die Studenten, die nichts wollten, als einen Beruf erlernen, zogen enttäuscht weiter. Wer aber des Fragens nicht müde wurde und die Gabe des Zweifels zu schätzen verstand, hatte ihm vieles zu verdanken. Es vollzog sich mit Eckardt noch einmal, was Heidelberg mit Gundolf und mit dem Indologen Heinrich Zimmer erlebt hatte.

Soziologie ist ihrem Wesen nach Kritik am Bestehenden. Die Soziologie des Pressewesens ist potenzierte Kritik: am Zustand des Gemeinwesens und an den Mitteln, diesen Zustand zu verändern. Als nach dem Ende der Hitlerei Eckardts Lehrstätte die Bezeichnung eines Instituts für Publizistik übernahm, beschäftigte er sich mehr und mehr mit dem weiten Bereich der öffentlichen Angelegenheiten. Denn wie anders könnte man den Publizisten definieren als den Mann, der sich um den Zustand des Gemeinwesens kümmert, Gemein-sinn bildend? Mit einem Lesebuch „Freiheit und Würde des Menschen“ (Piper, 1947) gab Eckardt den Anstoß zu all den vielen Beiträgen, die inzwischen zum Thema der staatsbürgerlichen Erziehung veröffentlicht worden sind.

Wer den Professor, den doch 1933 Schurken unter seinen eigenen Studenten denunziert hatten, in den ersten Jahren nach 1945 erlebt hat, mußte seine Hingabe an die akademische Sache bewundern. Manche Diskussion auf irgendeiner Studentenbude in der Altstadt dauerte in den hellen Tag, andere endeten, noch waren die Patrouillen der Militärpolizei unterwegs, überraschend in den nächtlich trüben Fluten des Neckar. Der beißende Witz Eckardts integrierte solche Ausgelassenheit. Genau genommen war dieser Kreis von Verschleppten und Kriegskrüppeln, von Verfolgten und schönen Mädchen eine Gesellschaft von Freigelassenen, die, indem sie redeten und forschten, sich erbitterten und einander liebten, begriffen, daß sie das waren.

Was hätte ein deutscher Lehrer in unserer Zeit Besseres zu lehren? Hanno von Eckardt war ein furchtloser Mann. Er hatte keine Angst, sich zu kompromittieren, und er parierte nicht vor der Zunft. Viele hat er angeregt. Er war ein großer Bekenner. Darin liegt seine Leistung für die Universität; aber es kann sein, daß die Universität das nicht bemerkt hat.

## Wilhelm Sternfeld

Am 1. Februar dieses Jahres vollendet Wilhelm Sternfeld sein 70. Lebensjahr. In ruhigen Berufsverhältnissen — er arbeitete in der Gemeinnützigen Siedlungs-Treuhand-Gesellschaft unter Präsident Professor Franz Oppenheimer in Berlin — traf auch ihn das Schicksal unserer jüdischen Mitbürger durch die Verfolgung der Gestapo. Im Herbst 1933 ging er nach Paris. Von den Franzosen als mittelloser Flüchtling ausgewiesen, begab er sich im Februar 1935 in die Tschechoslowakei, wo er bis 1939 blieb, um dann seinen endgültig-



tigen Wohnsitz in England zu finden. Früh schon, im Jahre 1927, begann er neben seiner Beamtentätigkeit sich schriftstellerisch zu betätigen, unter anderem als Mitarbeiter am „Dortmunder Generalanzeiger“, an der „Illustrierten Reichsbanner-Zeitung“ und an der „Weltbühne“.

Der in Unna in Westfalen geborene Sternfeld entwickelte dann in den Jahren der Emigration eine lebhaft schriftstellerische Tätigkeit. So arbeitete er am „Pariser Tageblatt“, am New Yorker „Aufbau“, der „New Yorker Staatszeitung“ und der Londoner „Zeitung“ sowie an der „Contemporary Review“ mit. Er unterlag dem schweren Schicksal nicht, sondern gewann ihm neue Kräfte ab und entdeckte seine eigentliche Aufgabe: anderen zu helfen. Was Sternfeld in Fürsorge und Liebestätigkeit für Emigranten geleistet hat, verdient höchste Achtung. Er hat für so viele Beihilfe zur Flucht aus der Tschechoslowakei geleistet und als Sekretär der in Prag gegründeten Thomas-Mann-Gesellschaft vielen emigrierten deutschen Schriftstellern geholfen. Seit 1939 arbeitete er als Sekretär der „Thomas Mann Group within the Czech Refugee Trust Fund“ und 1943 bis 1951 als Schatzmeister und bis 1955 als Sekretär des 1934 gegründeten deutschen Exil-PEN-Zentrums. Aber damit nicht genug. Unermüdlich hat er sich für politisch und rassisch Verfolgte eingesetzt, um ihre schwere Not zu lindern, und hat der Künstlerhilfe des Süddeutschen Rundfunks wertvolle Dienste geleistet durch Hinweise auf Vertriebene, die in ihren Gastländern und auch nach Rückkehr in das alte Vaterland bittere Not leiden mußten. Für Sternfeld war diese Arbeit, die außerordentlichen Mühen und auch geldliche Opfer forderte, eine Selbstverständlichkeit. Er hat von seinen bescheidenen Einnahmen immer für andere gespendet und kaum an sich selbst gedacht. Seine große Hilfsbereitschaft, eine seiner vielen sympathischen und liebenswerten Eigenschaften, war nahezu Erfüllung einer Berufung. Jetzt ist er Korrespondent der „Welt“ in London und arbeitet an der von Professor Eppelsheimer ins Leben gerufenen Bibliothek der Emigration. Im Auftrage der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung bereitet er die schwierige Arbeit vor, eine möglichst vollständige Bibliographie der deutschsprachigen Emigranten-Literatur fertigzustellen. Er hat immer scharf unterschieden zwischen dem braunen und dem „anderen Deutschland“, dessen Kultur und Weine er liebt.

Die Leser der „Deutschen Rundschau“ kennen Sternfeld als Schriftsteller mit politischem Flair und gutem Gedächtnis. Die Wünsche so Vieler, denen er geholfen hat, für sein Wohlergehen teilen wir und wollen sie zur Vollendung seines 70. Lebensjahres auch öffentlich zum Ausdruck bringen.



# Die innere Völkerwanderung

## Brief aus Italien

Alle Nationen haben ihre inneren Schattierungen, keine kann sich als homogen ausbalanciert erklären, Volksteile, die in der Bewahrung eines Eigenlebens aus außernationalen Quellen noch nicht in das Allgemeine der Nation aufgegangen sind. Von lange her haben sich durch freiwillige oder zwangsweise Siedlungsvorgänge Eigentümlichkeiten rassischer und kultureller Art erhalten, die mitunter den Eindruck erwecken, als seien Stämme verschiedenster Wesensart unter dem Dach der Nation zusammengefaßt. Über die Grenzen brechen Einflüsse der Nachbarvölker oft bis tief in das Innere hinein. Fluktuationen werden spürbar, die unablässig am Wesen einer Nation arbeiten. Es brauchen nicht die elementaren zu sein, die Deutschland während des Krieges und nach ihm durch eine verbrecherische Rassenpolitik erfahren hat, und die ihm die Aufgabe auferlegen, eine allmählich ausgleichende Verschmelzung heterogener Elemente herbeizuführen. Wahrscheinlich ist der gleiche Prozeß in den undurchsichtig abgeschlossenen Oststaaten noch viel umfangreicher. Die westlichen Staaten Europas, Frankreich, England, Italien, hingegen wurden von diesen Bewegungen nur flüchtig gestreift, hier haben allein die militärischen Berührungen zu gewissen Annäherungen der Regionen beigetragen und gegenseitige Erkenntnisse gefördert; doch liegen diese überhaupt im „Zug der Zeit“.

Die Unterschiede der Regionen und Stämme haben zweifellos ihr Gutes, sie beleben die Palette; aus ihnen wachsen geistige und sittliche Kräfte; man reibt sich auf einander zu. Aber die zivilisatorischen Veränderungen unserer Zeit zwingen die Regionen unaufhaltsam zu dichterem Zusammenrücken. Die Lebensformen, Tagesgebräuche, die Art sich zu kleiden (Verschwinden der Volkstrachten), der Unterhaltungsbetrieb, die Reisemethode wirken sich auf Haltung und Gesinnung aus; der Verkehr hat die trennenden Entfernungen aufgehoben, die Arbeitsmethoden stehen überall unter den gleichen Gesetzen. Das gilt von Nation zu Nation in großen Linien, innerhalb der einzelnen in subtileren: hier heißt es mit eingewurzelten Traditionen und einem lokalen Beharrungsvermögen sich auseinanderzusetzen. Der Weg führt unaufhaltsam auf einen Verschmelzungsprozeß der Nation zu, die es bisher nur nominell war. Es ergibt sich das scheinbar widerspruchsvolle Phänomen, daß in einer Epoche, in welcher der europäische Kontinent sich zur übernationalen Bindung durchringt und durchringen muß, die regionalen Verschmelzungen erst zur Durch- und Ausbildung der Nationen führen, gewiß nicht mit dem Endziel ihrer Berufung — denn damit kehrten wir in den unheilvollen Zirkel des Nationalismus zurück — sondern als eine Etappe: Verfestigung des Volksganzen, das in Geschlossenheit einen umso größeren Beitrag an den Kontinent zu geben vermag.

Da ist das Beispiel Italien.



Unter Italienern wird heute, privat und öffentlich, sehr viel die Frage diskutiert: ist, was zwischen Alpen und Sizilien wohnt, bereits die Nation, die den Gründern des geeinten Italiens vor neunzig Jahren vorgeschwebt hat? Schon Petrarca und Dante haben, wenn auch unter anderen Vorzeichen, von dieser nationalen Einheit geträumt, für die sie die Halbinsel geradezu als eine geographische Idealvoraussetzung ansahen. Durch den Alpenbogen im Norden von den Nachbarn anderer Rasse und Zunge getrennt, ist sie in ihrer ganzen und beträchtlichen Länge vom Meer umspült, also gewissermaßen in sich geschlossen. Sie hat nicht die offenen Grenzen, die Deutschland zu einem Land der Mitte machen. Diese geographische Isolierung hat ihre innere Einheit vorausbestimmt.

Oberflächlich gesehen, besteht sie auch heute, sie besteht im Administrativen, in Bahn, Post, Münze, Steuer, Gesetz, Parlamentsordnung, in der diplomatischen Vertretung nach Außen. Der Außenminister würde protestieren, wenn die Welt eine italienische Nation in Zweifel zöge; der Innenminister weiß, wo die Haken liegen. Die Einheit besteht auch darin, daß ganz Italien ein ausgesprochenes Bauernland ist, trotz der sich immer mehr entwickelnden Industrie im Piemont; denn den wenigen Industriestädten steht eine Unzahl kleinerer und kleinster Städte gegenüber, die den Einfluß des Bauernerbes nicht verleugnen. Aber historisch und politisch trägt Italien am Fluch: daß es schön und in seiner Schönheit gefährlich anziehend ist. Es gibt kein Land in Europa, das so häufig und so nachhaltig von fremden Mächten, Fürsten, Heeren überrannt und von fremden Siedlern begehrt wurde, von Griechen und Sarazenen, Spaniern und Puniern, Deutschen und Franzosen, ganz abgesehen von dem mysteriösen Volk der Etrusker, das irgendwoher aus Asien kam und das Kernland Italiens auf Jahrhunderte (nicht zu seinem Schaden) beherrschte.

Ein seltsames Naturgesetz Italiens will es, daß es betörend anzieht, dann durch seine Fülle verwirrt, zerspaltet, schließlich seine Liebhaber verschlingt wie Uranos seine Kinder. Seit der Völkerwanderung sind Millionen Südsüchtige über den Scheitel der Alpen gekommen, nicht nur um zu kosten, sondern um in den Tälern des Apennin und an den Azurküsten Fuß zu fassen. Der Zauber unterwarf sie, sie wurden mit dem Erlebnis Italien nicht fertig. Blieben sie, so gingen sie unter. Wer nach dieser Frucht griff, starb daran. Zauber und Klima weichten auf, und es ist bezeichnend, daß außer den Etruskern nur die Spanier, aus der gleichen klimatischen Zone gekommen, sich über viele Jahrhunderte hier halten konnten.

Alle diese Zuströme haben ihre Sedimente hinterlassen, die bis in die physiognomischen Charaktere noch heute erkennbar sind: in der Mitte die Etrusker, im Norden Franzosen und Deutsche, in Campanien Griechen und Spanier und auf den Inseln Sarazenen. Zwischen den kleingewachsenen, die Nähe Afrikas verratenden Sizilianern trifft man hochgewachsene blonde Männer, deren Ahnen Normannen waren. Gewiß, sie sprechen alle Italienisch, aber ihre Dialekte glitzern in allen Tonarten mit Sprenkeln vom Französischen bis zum Arabischen. Eine Goldoni-Komödie, im venezianischen Dialekt dargestellt, wird schon in Florenz nicht mehr verstanden, und ein bologneser Lokalschwank bedarf für das vierzig Kilometer entfernte Ferrara der Übertragung. Die Schriftsprache, wie Dante sie schuf und Machiavelli sie ent-



wickelte, ist ein zivilisatorischer Überbau, der für den „Interzonenverkehr“ seine Gültigkeit hat, aber absolut nur in Siena und Pistoja gesprochen wird.

Das Rückgrat in seelischer und damit kultureller Hinsicht ist die römisch-katholische Staatsreligion, der mehr als 98 Prozent der Bevölkerung anhängen, selbst dort, wo sie zu ihr in politischer Gegnerschaft stehen. Der kirchliche Einfluß auf alle Schichten ist so stark, daß blindlings geglaubt wird, Protestanten seien keine Christen. Gegen Juden besteht keine religiöse Abneigung, denn das Christentum wuchs aus jüdischer Wurzel. Rassische Abneigung besteht im Allgemeinen nicht, die eigenen Mischungen haben Toleranz bewirkt.

Wer genauer hinsieht — und das ist etwas, das dem Reisenden während seines relativ kurzen Aufenthalts entgehen muß — wird die Risse und Klüfte im nationalen Gefüge entdecken: es bestehen Gegensätze des Gefühls und der Anschauung. Sie sind historisch gewachsen und nicht zuletzt von den fremden Invasionen mitbestimmt worden. Die klimatischen Unterschiede zwischen der Alpenzone und dem afrikanischen Sizilien spielen mit. Diese Gegensätze sind ausgesprochener als in Frankreich zwischen Provençalern und Bretonen oder in Deutschland zwischen Bayern und Pommern. Daraus wuchsen latente Belastungen, die im Gefolge haben, daß gewisse Provinzen immer wieder danach streben, die seit 1870 bestehende Einheit in weitgehende Einzelautonomien aufzulösen, also einen sehr freien Föderalismus zu schaffen. Für Sardinien und Sizilien, Südtirol und das frankreichnahe Val d'Aosta haben die Alliierten 1945 solche Autonomien durchgesetzt. De Gasperi hat während seiner langjährigen Ministerpräsidentenschaft den Gedanken wiederholt ventiliert, regional selbständige Zonen einzurichten; er tat dies in der Sorge, ein zentral geleiteter Staat laufe eher Gefahr, einem autoritären Regime zu verfallen. Er ist wieder davon abgekommen: eine andere Gefahr zeichnete sich ab: eine kommunistisch beherrschte Provinz im Herzen des Landes, die Emilia etwa mit Bologna als kommunistischer Hochburg, könne die Einheit des Landes sprengen; hier liegt der Knotenpunkt des italienischen Bahnnetzes — ein Druck auf den Verkehrshebel könnte in Stunden die gesamte Wirtschaft lahmlegen.

Die tieferen Gegensätze zwischen Norden und Süden lassen sich schon deutlicher ablesen: der Norden gravitiert europäisch, der Süden mediterran, ja orientalisch. Hier spielen drei Kontinente mit. Der Norden ist der finanziell tragende, der Süden in seiner starken Bedürftigkeit der nehmende. Der Norden folgt zivilisatorischen Aufgaben und in Mailand und Turin wirtschaftlich-kommerziellen; der Süden bleibt das betonte Bauernland. Der Norden hat wenig Sinn für zonales Eigenleben, er ist auch aufgeschlossener für die europäische Sendung; der Süden, lange Zeit unter harter spanischer Polizeiherrschaft, hält zäh an seinen Traditionen fest. Der Norden hat republikanische Neigungen, der Süden monarchistische. Mit einem Wort: der Norden ist weltoffen, der Süden introvertiert. Wenn, wie es jetzt geschieht, der Norden Industriefilialen im Süden ansiedelt — und es sind bedeutende Unternehmen im Aufbau, um dort der Arbeitslosigkeit und der Armut zu steuern — und wenn der Marshallplanfond und die „Cassa del mezzogiorno“ beträchtliche Investitionen vornehmen, so nimmt der Süden diese Hilfe trotz seiner Nöte nur widerwillig auf: die Autochthonen fühlen sich in ihrer Eigenstän-

digkeit bedroht. Sie selber indessen — hier nun setzt ein, was wir die innere Völkerwanderung nennen.

Süditalien und Sizilien sind übervölkert. Wenn die Bevölkerungsdichte der Republik im Mittel bei 156,5 pro Quadratkilometer liegt, so weisen beispielsweise die apulische Provinz Bari 233,5, Catania 243,8 auf. Früher schickten die Mittagsprovinzen ihre überschüssigen Menschenmassen in die Emigration nach Übersee; die Gesetzgebung in Amerika macht das heute nahezu unmöglich, nur sehr geringe Quoten fließen nach Kanada, Australien und in den nahen Orient ab. (Es ist bezeichnend für die Artbeständigkeit dieser Emigranten, daß sie, von Ausnahmen abgesehen, ihren angestammten kleinen Berufen als Kellner, Friseur, Handwerker treu, also gewissermaßen zu Hause bleiben, um nach einem sparsamen Leben möglichst noch vor dem Tode zurückzukehren und sich unter den heimischen Orangenbäumen begraben zu lassen.)

Die starke Begrenzung der Auswanderung bei starker Bevölkerungszunahme mußte es dem Meridionalen nahelegen, eine andere Existenzlage zu suchen. Er drängte an die Staatskrippe, was ihn naturnotwendig in Wanderbewegung versetzte. Der Wanderstoß drängte ihn nach Norden. Es ist ein deutliches Wandergefälle vom Süden nach Norden festzustellen, und zwar auf breiter Front. Da wiederum der Norditaliener an der Staatskrippe relativ wenig interessiert ist, weil er im privaten Sichentfalten breitere Möglichkeiten sieht, kann der wandernde Süden mit einer gewissen Plazierung rechnen. Die Staatskrippe verspricht ihm in Grenzen eine gesicherte Existenz, er kann Familie gründen, was seinem konservativen Wesen entgegenkommt.

Überall, ob in Toscana oder Lombardei, in Genua oder Rom, trifft man auf zahlreiche, mitunter mehrheitlich süditalienische Beamte. Im Parlament und in den Ministerien sitzen sie, in Verwaltung, Präfekturen, Gerichten, namentlich in der Polizei, es gibt kein Polizeiamt ohne einen Calabresen oder Sizilianer. Scherzhaft ist geäußert worden, die Meridionalen hätten unter der bourbonischen Fuchtel soviel vom Spitzelwesen gelernt, daß eine richtige Polizei nicht mehr ohne sie auskäme. Von österreichischer Seite ist immer wieder der Vorwurf erhoben worden, die Transferierung süditalienischer Beamter namentlich für Zoll und Polizei nach dem Alto Adige stelle eine bewußte Chicane dar — ein Irrtum: es ist der allgemeine Süd-Nord-Trend, der hier sichtbar wird.

Die beengten Verhältnisse schieben den Nachwuchs auch in das Studium, unter großen Opfern für die Eltern, vor allem ins Rechtsstudium, denn da winkt die Hoffnung auf eine Advokatur, auf Administrativposten, auf einen Parlamentssitz, der ihrer geschmeidig agilen Natur die Ruhmesfolie geben soll. Magere Hoffnung. In Sizilien gibt es bei einer Gesamtbevölkerung von rund vier Millionen 10 000 ausstudierte junge Juristen, die ihr Brot nicht verdienen können. Sie wandern aus, das heißt nach Norden. Die Produzierenden des Nordens sehen sich den rhetorischen Elementen des Südens gegenüber. Diese beiden Elemente gälte es zu verschmelzen; das wird auch geschehen, aber es braucht sehr viel Zeit, althergebrachte Antipathien müssen überwunden werden. Eine Mailänder Zeitschrift erließ im Herbst 1956 eine Rundfrage, die sich sowohl an den Norden wie an den Süden wandte: würden Sie sich in den Süden (resp. Norden) transferieren lassen? Würden Sie



eine Südtalienerin (resp. Norditalienerin) heiraten! Unter höflichen, aber entschiedenen Floskeln lehnte der Norden durchweg ab, unter Enthusiasmus sagte der Süden ja.

Auf geistigem Gebiet, namentlich in Wissenschaft und Literatur befinden sich die Meridionalen deutlich im Vormarsch. Verga und Pirandello haben die italienische Dichtung des zwanzigsten Jahrhunderts am stärksten beeinflusst, Croce, Gentile, Omodeo die Philosophie. Auch der Zudrang zur modernen Kunst verstärkt sich von dort her merkbar. Und die Musik? Die Musik ist heute im Norden viel mehr den mechanischen Wiedergaben ausgeliefert, während sie im Süden noch aus der Urquelle des Gesangs strömt. Ein kürzlich veröffentlichter Bericht stellt fest, daß bei den „concorsi“ — mit einer Prüfung verbundene Stellenbewerbung — unter den Lehrern des ganzen Landes vier Fünftel von Südtalienern gewonnen wurden. Dem Norditaliener imponiert das wenig. Lehrerstellungen sind wie alle Staats- und Gemeindeposten mager bezahlt; dafür wirft er sich nicht stark ins Zeug, sein Realismus geht auf materiellen Gewinn aus, den ihm Handel und Industrie eher versprechen. Die Folge ist, daß der Meridionale, der bäurische Zähigkeit mitbringt, sich nicht nur immer nachdrücklicher in den Norden vorschiebt, sondern seinen geistigen Konservatismus in den fortschrittlich orientierten Bereich trägt. Hier sind Auseinandersetzungen im Gang, die erst in Generationen zu einer wirklichen Amalgamierung auf die Nation zu führen werden.

Ein Florentiner, und die Florentiner haben das Salz der Ironie, hat gesagt: „Wir Italiener bilden gar keine Nation, wir sind ein Zweckverband.“ Überspitzt ausgedrückt hat es doch einen Kern Wahrheit. Der Italiener ist der denkbar größte Individualist, alles in ihm sträubt sich gegen eine Bevormundung. Daran ist im tiefsten Grunde der Faschismus gescheitert, daran wird trotz seiner großen Partei auch der Kommunismus scheitern. Da aber Menschen neben Menschen leben müssen, ist ein Zweckverband die zwingende Notwendigkeit. Er steht einer überbordenden Ichsucht entgegen, die aus dem „sacro egoismo“ wachsen kann. Andererseits schützt den Italiener dieser Individualismus davor, einer kollektivistischen Nivellierung zu verfallen, die der Zweckverband ihm zumuten könnte. Die besagte innere Wanderung schweißt wohl die Nation fester zusammen, aber sie sorgt auch dafür, daß die schöpferische Unruhe nicht abstirbt.

## Bemerkungen

### zur Lage der sowjetzonalen Intelligenz

Die sowjetzonale Intelligenz gliedert sich in drei große Gruppen: 1. Die aktiven und bewußten Anhänger des Systems. 2. Die aktiven und bewußten Gegner des Systems. 3. Die passiven, politisch indifferenten Mitläufer. Diese Gruppen vereint eine geistig-seelische Grundstimmung, die im wesentlichen derjenigen westlicher Intellektueller entspricht. Sie wird definiert als „freischwebend“ und bindingslos. Zu ihren Merkmalen gehört die atomare Vereinzelung und das Fehlen jedweden gemeinsamen Bewußtseins, das auf einer alle umgreifenden Ideen- und Vorstellungswelt fußt. Jeder spricht nur seine Fachsprache, ist befangen in seiner engen Berufswelt und nichts Durchgängiges bewirkt eine über die Tagesarbeit hinausgreifende geistige Kommunikation.

#### I

Zur Gruppe *der aktiven und bewußten Anhänger* zählen die Opportunisten ebenso wie die Idealisten. Die Opportunisten bedürfen keiner näheren Analyse. Aufschrecken läßt nur der unverhohlene Zynismus, mit dem führende Intellektuelle dieser Gattung sich selbst und die sie umgebende, von ihnen mitgestaltete Wirklichkeit interpretieren, wenn sie es für ungefährlich halten. Dieser eiskalte, alle Begriffe von menschlichem Anstand und menschlicher Würde verhöhrende Egozentrismus stellt für den Rest des kommunistischen Prestiges eine große Gefahr dar und wird zwangsläufig zu einer Quelle innerparteilicher Zersetzungserscheinungen.

Da der Grad der Glaubensintensität bei allen religiösen oder religionsähnlichen Hierarchien im allgemeinen von unten nach oben abnimmt, finden sich wahre Idealisten auf der breiten Basis der Parteipyramide noch eher als in der dünnen Luft ihrer Spitze. Vor einer starken Überzeugung werden die Waffen der Kritik stumpf. Aber Verstocktheit, durch keinerlei Tatsachen zu erschütternder Glaube, hektisches Festhalten am einmal Erwählten, gehören in den klinischen Bereich. Bei vielen solcher Tatsachenverächter hat ursprünglich ein echter Glaube bestanden. Später, angesichts der Wirklichkeit, wandelte er sich zum Angstglaube nach der bekannten Devise: „Wir siegen, weil wir siegen müssen.“

Anständige, achtenswerte Menschen können sich nicht mehr aus den Schlingen befreien, die sie sich selbst gelegt haben. Sie fürchten den Zusammenbruch ihrer inneren und äußeren Existenz und bringen den Mut und die Kraft nicht mehr auf, einem Traum, in dem sie sich dreißig oder vierzig Jahre gewiegt haben, zu entsagen. Es ist nicht jeder kommunistische Intellektuelle, der es satt hat, fähig, sein Kapitel zum „Gott der keiner war“ beizusteuern.

Neben diesen Unglücklichen gibt es jene Intellektuellen, deren Idealismus nur als Folge ihrer geistigen Unzulänglichkeit und geringen Urteilskraft in vollster Blüte steht. Stets sind sie aufbauwütig, optimistisch, immer zu



pädagogischen Unterweisungen von Ungläubigen bereit und von einer so makellosen Betriebsamkeit im Dienste des Regimes, daß sie schon ob der physischen Leistungen, die damit verbunden sind, eine gewisse Bewunderung verdienen. Sie sind die einzig wirklich zufriedenen und glücklichen „Intellektuellen“ im Lande Ulbrichts.

Ob die Idealisten aus Angst oder aus mangelnder Einsicht ihrem Idealismus weiter treu bleiben, für sie alle ist der Kommunismus ein Religionsersatz. Ihre Sehnsucht nach Befreiung aus der Schwebel, aus der Vereinsamung und Disintegrierung sucht Erfüllung in der neuen „rationalen Metaphysik“. Sie flüchten aus der trostlosen Wüste, in die sie von den Naturwissenschaften und der Aufklärung verstoßen wurden, unter die schützenden Fittiche einer Pseudogewißheit. Die Partei wird zur Kirche. Sie allein weiß noch, was Gut und Böse ist; sie kennt die Zukunft und weiß sie zu gestalten, sie überwindet alle „objektiven Schwierigkeiten“ und setzt gültige Maßstäbe. Die Weltgeschichte wird zum simplen Kinderbilderbuch für den, der sich mit „ideologischem Bewußtsein“ vollgesogen hat. Ausgerottet sind Zweifel und Ungewißheit. Erde und Himmel bewegen sich gemäß einer unantastbaren Kausalitätsfolge von Ursache und Wirkung. Alles Widerstrebende ist gebändigt und gelenkt. Eigentlich kann gar nichts mehr passieren, wenn der Mensch nur gläubigen Herzens auf die „Zentrale“ schaut und ihrer Weisheit keine Grenzen zieht. Die Partei ist die Gewißheit, und wen sie aufnimmt und weiht, der hat teil daran. Er wird erlöst von allen Anfechtungen und lebt sich fleißig und frohgemut seinem Tode entgegen. Glauben und Gehorsam — der einzige Weg zum Glück für alle, die für die Freiheit zu schwach sind. Diese Intellektuellen sehen im Kommunismus vor allem auch eine neue Gemeinschaftsverheißung, die sie von den allzu drückenden Verantwortungen und Entscheidungspflichten, die die Freiheit von ihnen fordert, zu entbinden verspricht.

Diese Flucht beträchtlicher Teile der Intelligenz aus der Vielfalt der Freiheit in die Zwangsjacke des servilen Konformismus hat das Problem der geistigen Existenz in der Freiheit erst recht deutlich gemacht. Sie hat bewiesen, daß der moderne denkende und reflektierende Mensch, der von allen rationalistischen Abwässern gekostet hat, keine größere Sehnsucht kennt als eine neue Glaubensbindung. Daß Viele sie in einer Ideologie zu finden hofften, die gerade der schlimmste Feind aller Metaphysik ist, ergibt *das* Paradoxon unseres Jahrhunderts. Der Prozeß der Demaskierung, der klar erweist, wie wenig der Mensch vom Marxismus eine neue innere Behausung erwarten kann, geht unaufhörlich weiter. Vor allem natürlich in den Gebieten, die mittelbar oder unmittelbar unter sowjetischer Jurisdiktion stehen. Die kommunistischen Intellektuellen aus echter Überzeugung werden einsehen müssen, daß alle jene Erscheinungen, die sie heute zwar bedrücken, die sie aber als Übergangs- und Entwicklungssymptome oder als bedauerliche Verfehlungen untergeordneter Instanzen ansehen, ebenso zur kommunistischen Praxis gehören, wie der Fisch ins Wasser.

## II

Das allgemeine Elend der Intellektuellen teilen auch *die bewußten Gegner*. Doch gewährt ihnen die sie verbindende Gegnerschaft einen gewissen Trost. Das Gefühl, auf vorgeschobenem Posten die abendländische Kultur zu

repräsentieren, empfinden sie als kleinen Ausgleich für ihr tägliches Martyrium. Das konspirative Element, das ihren heimlichen Gesprächen und Plänen innewohnt, erzeugt in ihnen die Vorstellung, zu einer neuen Gemeinde zu gehören, schenkt ihnen ein neues Verbundenheits- und Gemeinschaftsgefühl. Der Druck des Terrors preßt sie zusammen. Dabei entsteht die tröstende und ermutigende Wärme engster geistiger und menschlicher Tuchfühlung. Allerdings sind diese Intellektuellen nur vereint in Abwehr, nicht durch eine neue, positive, „umgreifende“ (Jaspers) Idee. Die meisten huldigen den üblichen westlichen Freiheitsidealen und Staatsgedanken, ohne sich vorerst sehr darum zu bekümmern, daß eben diese Ideale der Sicherung und Verankerung in einem durchgängigen, allgemeinen, von allen ergriffenen und von allen anerkannten Grundprinzip transzendenten Ursprungs bedürfen. Aber auch den intellektuellen Feinden Moskaus sitzt das Hemd näher als der Rock. Ihnen geht es erst einmal um die Wiederherstellung sauberer demokratischer Zustände in der SBZ. In dem Augenblick allerdings, da dieses Wollen Wirklichkeit geworden ist, werden Auflösung und innerer Zerfall dieser durch Vereinigung des Bestehenden verbundenen Gemeinschaft beginnen.

Dabei vollzieht sich gerade in diesen Kreisen im Augenblick eine tiefgehende Besinnung auf das Wesentliche. Die Hinwendung zum Eigentlichen, zum Essentiellen hätten viele niemals ohne innere und äußere Not vollziehen können. Ironie der Geschichte: das System des Ungeistes wurde zum Geburtshelfer des Geistes in vielen Menschen, die sonst der wuchernden materiellen Verflachung erlegen wären. Diese Intellektuellen, die ihre Gedanken und Schriften nur im engsten Vertrautenkreis verbreiten können, werden sich nicht als Fürsprecher restaurativer Bestrebungen ausweisen, ebensowenig nicht als Anhänger revolutionärer Gewaltakte. Sie versprechen sich mehr von einem fruchtbaren Ausgleich zwischen christlichen und sozialistischen Anliegen. Beide Elemente sind ihnen wichtig und unentbehrlich für eine Evolution, die weniger vom Dogmatismus als von Empirie und Mäßigung bestimmt sein muß.

Psychologisch am belastendsten wirkt sich für diese Elite die beinahe nahtlose Abschnürung von den geistigen Entwicklungen und Vorgängen im Westen aus. Es ist vor allem der peinigende Mangel an geeigneter schöner und wissenschaftlicher Literatur, sowie die, besonders auf geisteswissenschaftlichem Gebiet, erschwerte Kommunikation mit dem Westen. Der Rundfunk gewährt nur sehr unzureichenden Ersatz für das Fehlende, zumal ja in einem großen Teil der SBZ die meisten westdeutschen und westberliner Sender gänzlich oder teilweise gestört sind. Hier sollte der Westen zu allererst auf Abhilfe sinnen.

### III

Die Bedeutung der *passiven, politisch indifferenten Mitläufer* läßt sich schwer abschätzen, immerhin gibt es Anhaltspunkte. Das System prägte die Formel von der „schaffenden Intelligenz“. Es setzt also auch eine nichtschaffende Intelligenz voraus. Das ist ein nonsense, der Methode hat. Sie geht aus vom Grade der unmittelbaren praktischen Verwendbarkeit menschlichen Geistes und menschlicher Schöpferkraft. Für das materialistische System mit seiner Anbetung aller positivistischen oder doch für solche gehaltenen Wissenschaften sind selbstverständlich der Techniker, Ingenieur und Naturwissenschaftler wichtiger als jeder Geisteswissenschaftler. Das liegt also schon



im Prinzip. Um wieviel mehr muß sich dieses Prinzip aber beleben und ausdehnen angesichts des gegebenen ökonomischen Zustandes der SBZ und den ins verzückte Planauge gefaßten Projekten. Einmal darf der Lebensstandard der Bevölkerung aus politischen Prestigegründen nicht allzu tief absinken, zum anderen muß die Zonenwirtschaft nach wie vor die Rote Armee ernähren, die eigene Armee, die ständig größer wird, in jeder Hinsicht erhalten und ihren Außenhandelsverpflichtungen (oft nur getarnten Reparationen) genügen.

Diese Umstände, denen sich die folgenschwere Tatsache der Abwanderung eines großen Teiles hochbegabter Techniker und Naturwissenschaftler nach dem Westen zugesellt, zwingen das System noch kategorischer zur Hervorbringung eines numerisch und qualitativ ausreichenden technischen Nachwuchses. Daß dabei wirklich seine Sorge und Anteilnahme den im Lande Gebliebenen, in der industriellen Forschung und Fertigung arbeitenden Intellektuellen gelten, darf nicht bezweifelt werden. Erst vor diesem Hintergrund werden all die Schutz- und Förderungsmaßnahmen verständlich, welche die Ulbricht-Verwaltung der „schaffenden Intelligenz“ angedeihen läßt. Sie entspricht damit gleichermaßen ihrem ideologischen Unterbau wie den zwingenden aktuellen Erfordernissen ihrer Planökonomie.

Ein wesentlicher Teil der politisch Indifferenten muß der „schaffenden Intelligenz“, also vor allem der Gruppe der Nicht-Geisteswissenschaftler, zugeordnet werden. Ingenieure, Physiker oder Naturwissenschaftler neigen im allgemeinen mehr zu einem für das übrige Geschehen blinden Fachfanatismus als Geisteswissenschaftler.

Diese Weltblindheit als Resultat einer Überspezialisierung, die das ganze Denken und Handeln um den winzigen Punkt der gerade zu lösenden fachlichen Aufgabe zentriert, bietet für totalitäre Regime die mannigfaltigsten Angriffsmöglichkeiten. Sie ist die Grundvoraussetzung für die verderbliche Einsatzmöglichkeit und beliebige Auswechselbarkeit solcher menschlichen Fachinstrumente, deren sonstige Unwissenheit sie zur frevelhaften Ausnützung seitens einer Minderheitenregierung prädestiniert. Offensichtlich bestimmen der Forschungs- und Beschäftigungsgegenstand sehr einschneidend den Umfang der Allgemeinbildung und den Grad des Verlangens nach einer gewissen Universalität.

Die psychologische Situation dieser Gruppe ist verhältnismäßig undifferenziert. Materiell geht es ihr gut, ohne daß man ihr lästige politische Forderungen stellte. Wo das doch geschieht, liegen aus ideologischem Infantilismus resultierende Mißgriffe subalternen Funktionäre zugrunde, die der Betroffene meist durch bloßen Protest bei der nächsthöheren Parteiinstanz korrigieren kann. Die Gruppe der intellektuellen Mitläufer beschimpft und lobt obrigkeitliche Maßnahmen, je nachdem sie davon ungünstig oder günstig betroffen wird. Oft sind es die gleichen Leute, die noch heute Nazis sind, weil es ihnen unter der Hitlerherrschaft persönlich gut ging.

Letztlich arbeiten die Indifferenten dem Regime in die Hände, und sie werden schließlich selbst die Betrogenen sein und keinen Dank ernten für ihren blinden Arbeitseifer. Sie werden den Fußtritt spüren, wenn der ausstudierte Studentenstrom sich erst in voller Breite ins Land wälzt. Die Partei hält aus guten Gründen von der Jugend mehr als vom Alter, bei dem sie sich irgendwelcher gedanklicher Abweichungen und ideologischer Seitensprünge

nie ganz sicher ist. Es bleibt ihr unbeirrbares Ziel, alle Laboratorien, Lehrstühle und Fabriken zunehmend mit astreinen Parteiwissenschaftlern zu besetzen, denen der Diamat (d. i. dialektischer Materialismus) ebenso teuer ist wie chemische Formeln oder ärodynamische Berechnungen für Düsenbomben. Glücklicherweise gibt es reichlich Symptome, welche die endliche Geburt des vollkommenen SED-Technikers und -Forschers nur als ewiges Traumbild von Spitzenfunktionären und unheilbaren Illusionen erscheinen lassen.

Die Situation der Intelligenz in der SBZ ist vielschichtig und in Einzelheiten oft zweifelhaft. Im ganzen erfreut sich diese Intelligenz einer ungewöhnlich privilegierten Stellung, soweit sie dem System irgendwelchen praktischen Nutzen bringt. Es ist eine bedeutsame Frage, ob eine oder mehrere der hier skizzierten Intellektuellentypen allmählich eine verändernde Wirkung auf das psychologische Grundbild ausüben werden, auf dem sie noch alle miteinander zu sehen sind.

Eine Diagnose ruft immer nach der wirkungsvollsten Therapie. Ist diese vom Westen aus überhaupt möglich und, wenn ja, wie müßte sie beschaffen sein?



BRIEF- UND FRIEDENSTAUBEN



# Zehn Jahre tschechische KP-Herrschaft

## Versprechungen und Tatsachen

Als in den Februartagen des Jahres 1948 der kommunistische Innenminister Vaclav Nosek acht nichtkommunistische Polizeipräsidenten der Tschechoslowakei absetzte, wurde ersichtlich, daß der Kreml in diesem Land seiner Satellitenpartei den Befehl zum Umsturz gegeben hatte. Es standen Wahlen vor der Tür — Wahlen, die die tschechoslowakische KP nicht wieder wie bei der Abstimmung im Jahre 1946 gewinnen würde. Damals waren 38 v. H. der gültigen Stimmen auf die KP entfallen und hatten sie zur stärksten Partei des Landes gemacht. Zwei Jahre später jedoch hatten die Kommunisten die meisten Sympathien verloren. Um ein öffentliches Fiasko zu vermeiden, griffen sie zum Staatsstreich. Als die Absetzung der nichtkommunistischen Polizeipräsidenten nicht rückgängig gemacht wurde, traten die zwölf demokratischen Minister der Koalitionsregierung zurück. Staatspräsident Dr. Edvard Benesch nahm zwar ihren Rücktritt nicht an, aber was nützte das? Der kommunistische Ministerpräsident Clemert Gottwald erklärte, die nichtkommunistischen Kabinettsmitglieder bereiteten einen Staatsstreich vor. Und damit wurden die letzten Maßnahmen zur Errichtung der kommunistischen Machtherrschaft ausgelöst.

Am 24. Februar wurde der Generalstreik ausgerufen, und einen Tag später wimmelte Prag von zusammengezogenen Kommunisten. Mit dem Hinweis auf einen Bürgerkrieg wurde Benesch unter Druck gesetzt. Gleichzeitig ließen die Kommunisten ihre seit langem gelegten Minen springen — Intrigen und Verrat wurden überall sichtbar. Benesch kapitulierte, als Tausende von freieitlich gesinnten Studenten und Bürgern zum Hradschin marschierten und unterwegs zusammengeschlagen und zusammengeschossen wurden. Zeitungen und Rundfunk waren zu diesem Zeitpunkt bereits von Kommunisten besetzt worden. Benesch unterschrieb die ihm von Gottwald vorgelegte neue Ministerliste. Kurz darauf rief der Ministerpräsident auf dem Wenzelplatz: „Der Präsident hat sich dem Willen des Volkes unterworfen!“ Gottwald vergaß: „Wir haben das Volk unterworfen!“

## Partei und Regierung

Vor dem Zweiten Weltkrieg gab es in der Tschechoslowakei nicht einmal 100 000 Mitglieder der Kommunistischen Partei. Sowjetischen Angaben zufolge gehörten „rund 80 000 Genossen“ der KP an. Tschechische Quellen besagen, daß die Mitgliederzahl zwischen 65 000 und 75 000 gelegen habe. Nach dem Krieg schwoll die Partei ungeheuer an, um nach dem Staatsstreich noch einmal einen gewaltigen Zuwachs zu erhalten. Mit einem Stand von weit mehr als zwei Millionen Parteimitgliedern im Sommer 1948 wurde ein zeitweiliger Höchststand erreicht. Mit der Etablierung der kommunistischen Diktatur in der CSR begann aber auch die Periode der permanenten Säuberung der KP.

Bereits im Oktober 1948 erfolgte die erste Säuberung, der 250 000 Parteimitglieder zum Opfer fielen. Sieben Monate später, im Jahre 1949, gab man die Zahl der Mitglieder und Kandidaten mit 2,3 Millionen an. Doch diese Zahl sollte nicht lange konstant bleiben. Die zweite große Säuberung dauerte vom 1. September bis zum 31. Dezember 1950 und führte zum Ausschluß von 8,5 v. H. der Gesamtzahl aller Parteimitglieder. In der slowakischen KP wurden sogar 10 v. H. der Mitglieder ausgeschlossen. Weitere Säuberungen wurden in den Jahren 1951 und 1952 durchgeführt. Die Zentrale schloß vor allem jene Genossen aus, die beim Zusammenschluß der KP mit anderen Parteien übernommen worden waren oder die sich der Partei angeschlossen hatten, um ihre Existenz zu retten. Das ZK nannte diese Leute „Blinde Passagiere“ oder „Unzuverlässige Elemente“.

Inzwischen war Benesch gestorben, und der Außenminister Jan Masaryk war wenige Tage nach dem Putsch im Jahre 1948 tot aus einem Fenster gestürzt. Die Säuberungsmethode änderte sich 1952: Es ging nun in erster Linie gegen Spitzenfunktionäre, von denen jeweils eine Anzahl „Kleiner“ mitgerissen wurde, während man bisher hauptsächlich in den Massen der Genossen gewütet hatte. Man begnügte sich auch nicht mehr mit dem Ausschluß, der dadurch bedingten Existenzvernichtung und etwaiger Verurteilung, Deportation oder Einweisung zur Zwangsarbeit. Nun forderte die Diktatur die Köpfe der Säuberungsopfer!

Genau drei Jahre nach dem Prager Putsch wurde der neue Außenminister Vladimír Clementis verhaftet. Mit ihm wanderten 50 Beamte seines Ministeriums und 380 Funktionäre anderer Ministerien in die Kerker. Wer dem Todesurteil, das gegen Clementis (am 27. 11. 1952) ausgesprochen wurde, entging, landete im Zuchthaus oder Zwangsarbeitslager. Einige Monate nach der Verhaftung von Clementis mußte der KP-Generalsekretär Rudolf Slansky erkennen, daß auch er auf der Liquidierungsliste stand. Am 6. September 1951 verlor er seine Stellung als Generalsekretär und wurde stattdessen stellvertretender Ministerpräsident, aber schon am 27. November desselben Jahres nahm man ihm auch diesen Posten und verhaftete ihn. Damit setzte die bis heute gewaltigste Säuberung in der CSR ein. Slanskys Liquidierung war Anlaß, um 3 000 bewährte Funktionäre und unzählige einfache Genossen mit ins Verderben zu reißen. Dabei sind diese Zahlen in weitem Maße unvollständig.

Es würde mehrere Seiten füllen, wollte man alle Opfer der Säuberungen und der Umbildungen im Partei- und Regierungsapparat seit 1948 aufzählen. Durch die Verzahnung von Partei und Regierung wurde die Regierung in jede Parteikrise hineingezogen — das Chaos der Säuberungen spülte unzählige Männer nach oben und fegte sie wieder fort. Konstant blieb nur die Aufgabe von Partei und Regierung: Aufrechterhaltung der Diktatur, Verschmelzung der CSR mit dem Ostblock und Sicherung des Abhängigkeitsverhältnisses von der Sowjetunion. Das ging bereits kurze Zeit nach dem Staatsstreich Hand in Hand mit einer Verunglimpfung zweier Männer, die vom tschechischen Volk verehrt wurden: Tomáš G. Masaryk und Edvard Benesch. Beide versuchte man zu Landesverrättern, Volksfeinden und Helfershelfern ausländischer Agenten zu stempeln. Durch diese Verleumdungen wollte das Regime dem Volk seine Vorbilder nehmen und an ihre Stelle die neuen Machthaber wie den



zum Staatspräsidenten gemachten Clement, Gottwald und den Ministerpräsidenten Antonin Zapotocky setzen.

In der Bevölkerung jedoch erwarben diese inzwischen verstorbenen Statthalter des Kreml nie Vertrauen, da ihre Abhängigkeit von Moskau zu offensichtlich war. Auf sowjetische Anweisung mußte allein im Jahre 1953 die Prager Regierung zweimal umgebildet werden — und in beiden Fällen genau nach dem in der UdSSR vorexerzierten Muster. Nach Stalins und Gottwalds Tod (März 1953) wurde Zapotocky Staatspräsident, während die Funktion des Ministerpräsidenten Viliam Siroky übertragen wurde. Die im gleichen Jahre ausgebrochenen Unruhen zeigten jedoch, wie sehr diese Männer gehaßt wurden. Diese Erkenntnis löste bei den maßgebenden Funktionären neue Terrormaßnahmen aus, um sich der aktiven Gegner zu entledigen. Den passiven Widerstand versuchte man dagegen durch einen unaufrichtigen „Neuen Kurs“ abzuschwächen und in Bahnen zu lenken, die das Regime kontrollieren konnte.

Im April 1954 mußte das Parlament in Prag die Gesetzesentwürfe annehmen, die die Stellung der Nationalausschüsse neu festlegten und neue Bestimmungen für die Wahlen in diese Körperschaften aufstellten. Es ging darum, das System der Lokal-, Kreis-, Stadt-, Bezirks- und Distrikt-Räte zu zentralisieren und die Nationalausschüsse direkt der Regierung zu unterstellen. Mit der Strukturänderung dieses Verwaltungsapparates bezweckte man, den neu geschaffenen Räten die Exekutive zu übertragen, um die Verwirklichung jeder staatlichen Anordnung durchzusetzen und die Kontrolle der Bevölkerung zu verstärken. Die hierzu veranstalteten Wahlen waren ein Hohn — das bestehende Wahlgesetz wurde so abgeändert, daß nur die Kandidaten, die von der kommunistischen Volksfront aufgestellt worden waren, gewählt werden konnten.

Im Juni 1954 fand dann der X. Parteitag der KPC statt. Zu ihm erschienen der 1. Sekretär der KP in der UdSSR, Nikita Chruschtschew, mit drei weiteren sowjetischen Parteibeauftragten. Als der sowjetische Parteichef zu den Delegierten sprach, erhoben sich diese wie ein Mann und hörten stehend Chruschtschews Rede an . . . Praktische Ergebnisse des Parteitages gab es nur insofern, als Moskau den Wirtschaftskurs der CSR eindeutig festlegte und die Parteihierarchie der KPC reorganisiert wurde. In geheimer Wahl wurde das neue ZK bestimmt, das anstelle von bisher 97 nur noch 84 Mitglieder erhielt. Parteichef blieb Antonin Novotny, während drei Altkommunisten aus dem Politbüro entfernt wurden: Vaclav Nosek (erst Innen-, dann Arbeits-Minister), Aneka Hodinova-Spurna (stellv. Vorsitzende der Nationalversammlung und Präsidentin des Friedensrates) und Ladislav Kopriva (früherer Sicherheitsminister). Zdenek Fierlinger aber, der sich bei dem Februarputsch 1948 als Hauptverräter der Sozialdemokratie hervorgetan hatte, blieb im Politbüro, wurde als neues Mitglied in das ZK aufgenommen. Im übrigen dankte er dies, indem er neue Säuberungen gegen in die KPC aufgenommene oder zwangsüberführte Sozialdemokraten inszenierte. Wie allein bis zu diesem Parteitag der Terror unter den Genossen gewütet hatte, ging aus der offiziellen Verlautbarung hervor, die KPC zähle 1,4 Millionen und Kandidaten. 1949 hatte der Mitgliedsstand noch 2,3 Millionen betragen. Fast eine Million Genossen hatte man also in den dazwischen liegenden fünf Jahren ausgeschlossen.

Das Jahr 1954 ging mit Betriebsrats- und Parlaments-Wahlen zu Ende, die beide die gewünschten Ergebnisse brachten. Wie nach dem X. Parteitag kam es auch jetzt wieder zu Umbesetzungen in der Regierung. Zum Teil hing das mit den häufigen Änderungen des Wirtschaftskurses zusammen.

Das Jahr 1955 brachte Prag neue Schwierigkeiten. Der damalige 1. stellv. sowjetische Ministerpräsident, Lazar Kaganowitsch, übte scharfe Kritik am Wirtschaftskurs der CSR. Kurz darauf wurden die ersten Funktionäre, die während des Slansky-Prozesses in Ungnade gefallen waren, wieder in ihre alten Funktionen eingesetzt. Da sich unter ihnen der Präsident des tschechoslowakischen Gewerkschaftsverbandes, Zupka, befand, wurden die Arbeiter wieder aufsässiger, und die Parteiorganisationen in den Betrieben gerieten ins Schwimmen. Gleichzeitig eröffnete Tito einen Propagandafeldzug, der sich vor allem gegen die Machthaber in Prag und Budapest richtete. Moskau tat ein übriges und sandte seinen Prager Botschafter Firjubin nach Belgrad. Gleichzeitig kam es aber auch zu innenpolitischen Schwierigkeiten. Es bildeten sich zwei Fraktionen in Partei und Regierung, die besonders in der Wirtschaftspolitik einander entgegengesetzte Meinungen vertraten. Präsident Zapotocky und Ministerpräsident Siroky standen dem Parteichef Novotny gegenüber, der für eine harte Politik bei der Kollektivierung und Industrialisierung eintrat und sich sowjetische Unterstützung zu sichern wußte. Andererseits hatte Novotny auch eine schwache Stelle: er war der Exponent des Antititoismus in der CSR gewesen.

Im Oktober spiegelten sich die innerparteilichen Auseinandersetzungen abermals in einer Regierungsumbildung. Die Wirtschafts- und Landwirtschafts-Ministerien wurden weiter aufgeteilt und mit Freunden Novotnys besetzt, insgesamt wurden sechs neue Ministerien gebildet. Die Regierung umfaßte damit einen Ministerpräsidenten, zwei erste und vier allgemeine Stellvertreter sowie 33 Minister. Die Zahl der stellvertretenden Minister stieg auf 66. So ging ein Mammut-Apparat von Partei- und Regierungsfunktionären in das neue Jahr. 1956 begann damit, daß Prag Jugoslawien eine 75-Millionen-Dollaranleihe geben mußte, für die Tito in der CSR industrielle Ausrüstungen und Produkte kaufen konnte.

Ende März 1956 beschloß das ZK der KPC, die Abkehr vom Personenkult vorzubereiten. Das allein genügte jedoch nicht. Novotny mußte kleinlaut zugeben, daß „seit 1948 die sozialistische Gesetzlichkeit“ nicht mehr eingehalten worden sei. Auch seine Folgerung war nicht sehr verheißungsvoll: „Für manche Funktionäre wird dies mit persönlichen Schwierigkeiten, Problemen und Leid verbunden sein . . .“. Gleichzeitig aber wollte er auf jeden Fall eine völlige Rehabilitierung der Opfer der Säuberungen, insbesondere eine solche Slanskys, verhindern. Und so versuchte er, diesem die Schuld für die Säuberungen zuzuschieben. Nicht der Mörder, sondern der Ermordete war schuldig. Nur wenige Opfer des Terrors wurden rehabilitiert, freigelassen oder in neuen Verfahren zu niedrigeren Strafen verurteilt. Postfestum verurteilte Novotny dann auch nur in milder Form den um Gottwald getriebenen Personenkult.

Schließlich griff man aber doch wieder zu dem alten Mittel, das seit 1948 laufend angewandt wurde: der Säuberung. Ihr fiel im April 1956 der Schwiegersohn des verstorbenen Gottwald, General Alexej Cepicka, zum Opfer. Cepicka war bis zu seinem Sturz Verteidigungsminister und einer der stellv.



Ministerpräsidenten. Man entthob ihn seiner Ämter und schloß ihn gleichzeitig aus dem ZK und dem Politbüro aus. An seine Stelle trat sein bisheriger Stellvertreter, General Bohumir Lomsky. In Partei und Regierung wertete man diese Vorgänge als Beginn einer neuen Säuberung. Sie sollte jedoch nicht in der traditionellen Form vor sich gehen. Cepicka folgte nur noch der ehemalige Generalstaatsanwalt Ales, der seinerzeit beim Slansky-Prozeß mitgewirkt hatte. Die neue Säuberung wandte sich also nicht mehr gegen eine Reihe maßgebender Funktionäre, sondern nur gegen Einzelne. Dafür kam es in den unteren und mittleren Partei- und Verwaltungskadern zu um so größeren Entlassungen und Versetzungen. Auch die nochmalige Umbildung der Regierung im Juni 1956 wirkte sich nicht so sehr auf die Mitglieder der obersten Führung aus. Es kam nur zu einer Selbstkritik Zapatockys und zu vereinzelt Kritik an Innenminister Barak, Vizeminister Kopecky und Kultusminister Stoll sowie Verkehrsminister Pospischil.

Man hatte in Prag andere Sorgen, da sich in den breiten Gliederungen der Partei immer stärkere oppositionelle Strömungen bemerkbar machten. In den Grundeinheiten verlangte man überall nach Konsequenzen aus der Entstalinisierung. Das ZK aber sprach die unzähligen Opfer der Säuberungen nur von der Anklage des Titoismus frei — alle übrigen „Verbrechen“ seien ihnen zu recht vorgeworfen worden. Eine Ausnahme bildeten lediglich Arthur London und General Pavel, die durch ungesetzliche Maßnahmen zur Abgabe falscher Geständnisse erpreßt worden seien.

Den Genossen und Parteilosern in der CSR genügte das aber nicht. Sie setzten Prag weiter unter Druck, u. a. kam es zu Studentendemonstrationen. Novotny und Siroky hatten einen schweren Stand. Der Ministerpräsident bequemte sich schließlich zu der Erklärung, daß zukünftig nicht alles kritiklos übernommen werden dürfe, was aus der Sowjetunion komme. Novotny dagegen erklärte auf der Parteikonferenz, die Opposition in großen Teilen des Parteiapparates müsse nun gebrochen werden. Es sei zu verwerfen, daß 235 Parteiorganisationen mit insgesamt 50 000 Mitgliedern von dem ZK die Einberufung eines außerordentlichen Parteikongresses verlangt hätten. Man müsse sich darüber klar sein, daß derartige Rebellionen direkt von feindlichen Gegnern inszeniert seien und dementsprechend beantwortet würden — womit Novotny mit aller Deutlichkeit auf den tragenden Pfeiler des Regimes seit 1948 hinwies: den Terror.

## Die Machtorgane des Regimes

Staatssicherheitsdienst, Polizei, Justiz und Armee stellen die Machtorgane des Prager Regimes dar. Die Säuberungen haben an der Stärke dieser drei Institutionen nichts geändert; sie sind vielmehr in den vergangenen zehn Jahren nur mächtiger geworden. Die personellen Veränderungen interessieren daher nicht sehr. Wie aber wuchs die Macht dieser Institutionen? Der Staatssicherheitsdienst mit seinen KZ's wurde schon bald nach dem Februarputsch zum beherrschenden innenpolitischen Machtinstrument. Gab es nach 1948 nur einige wenige Zwangsarbeitslager, so schnellte ihre Zahl im Jahr 1951 auf 87, ein Jahr später auf 247 und 1953 schließlich auf 371 mit Hunderttausenden von Häftlingen. Danach griff man zu einer Änderung des Lagersystems, indem

man die Zahl der Einzellager durch Zusammenlegung reduzierte — die Zahl der Häftlinge nahm jedoch nur unwesentlich ab. Im Frühjahr 1956 stellte die Liga für internationale Menschenrechte fest, daß es noch immer 124 Zwangsarbeitslager der verschiedensten Härtegrade in der CSR gebe.

In diese Lager wurden in den ersten Jahren nach der Machtergreifung eine Viertelmillion Bürger gebracht, nachdem sie durch Staatsgerichte wegen angeblicher politischer Verfehlungen zu „Besserungsarbeit“ verurteilt worden waren. Rund 100 000 Bürger stellte man erst gar nicht vor ein Gericht — sie wurden von den berüchtigten dreigliedrigen Strafkommisionen der Nationalausschüsse ohne gerichtliches Verfahren in die Lager geschickt. Als Grundlage dazu diente das „Gesetz Nr. 247“ sowie die Verfügung Nr. 360 des Innenministeriums; im Jahre 1950 erleichterte man die KZ-Einweisung noch durch Bestimmungen des neuen Strafgesetzes und durch das „Gesetz Nr. 89“. Letzteres gab dem Staatssicherheitsdienst völlig freie Hand. Es diente vor allem dazu, „unzuverlässige Staatsbürger aus dem Grenzgebiet“ auf administrativem Wege in ein KZ zu schaffen. Amnestien, Strafaussetzungen und Entlassungen wurden zwar inzwischen mehrfach verkündet — sie hatten jedoch keinen Einfluß auf die aktiven Gegner des Regimes, die nach wie vor (auch wenn ihre Strafzeit regulär verbüßt ist) festgehalten werden. Über die Methoden und die Lebensverhältnisse in Lagern dieser Art braucht an dieser Stelle nichts gesagt zu werden. Der Hinweis mag genügen, daß die Häftlinge vornehmlich in Urangruben und Bergwerken eingesetzt werden, und daß die Behandlung sowie die Sterblichkeitsziffer sowjetischen Verhältnissen entsprechen. Auch viele Frauen und Jugendliche sind in den KZ's inhaftiert.

Die Polizei ist weitgehend vom Staatssicherheitsdienst abhängig und hat Zuträger- bzw. Hilfsdienste zu leisten, während die normalen Polizeiaufgaben zum Schutze der Bürger zurücktreten. Die Bekämpfung der Kriminalität und des Schwarzhandels müssen bei den Zuständen auf diesen Sektoren als völlig unzureichend bezeichnet werden. Dagegen setzt man die Polizei zur Zeit in vermehrtem Umfang zur Überwachung derjenigen Personen ein, die in letzter Zeit aus der Haft entlassen wurden. Es handelt sich dabei vorwiegend um Funktionäre aller Kategorien, die während der verschiedenen Säuberungen verhaftet worden waren (obwohl sie keine Gegner des Regimes und keine Antikommunisten waren).

Auch die Justiz ist wie die Polizei nur willenloses Instrument der Diktatur. Etwa 23 000 „Volksrichter“ wurden seit dem Putsch eingesetzt, um die ordentliche Gerichtsbarkeit und Recht und Gesetz im Sinne des Regimes zu verwaltigen. Alexej Cepicka übernahm 1948 das Justizministerium und begann seine Tätigkeit mit einer grausamen Liquidationswelle, der unzählige Justizbeamte im Ministerium sowie unter der Richter- und Staatsanwaltschaft zum Opfer fielen. Nach der von den Kommunisten durchgesetzten neuen Verfassung ging man sogleich daran, in einem „Zweijahresplan der Justiz“ das tschechoslowakische Rechtswesen dem sowjetischen anzugleichen. Ihm folgten auf sowjetische Anweisung noch zwei Justizreformen, bis endlich mit geringfügigen und unwesentlichen Ausnahmen die Gleichheit mit der Justiz der UdSSR erreicht worden war.

Die Armee stand von Beginn an unter starker sowjetischer Kontrolle, was wiederum die Position der tschechischen Kommunisten stärkte. Da die tschecho-



slowakischen Streitkräfte von allen Satellitenarmeen unbestreitbar die modernsten sind und dank der heimischen Rüstungsindustrie, die nach wie vor Weltrenown genießt, über die beste Ausrüstung verfügen, sicherte sich die UdSSR durch Einschleusen von Vertrauensleuten und Besetzen der wichtigsten Posten mit ergebenen Bolschewiken bis heute entscheidenden Einfluß auf diese Armee. Während der Säuberungsperioden wurden alle tschechischen Offiziere vom Regimentskommandeur aufwärts durch fanatische Kommunisten ersetzt. Aber auch in den unteren Einheiten erfolgten bei Offizieren und Unterführern viele Umbesetzungen. Im übrigen bildeten jene Soldaten und Offiziere den Kern, die während des Zweiten Weltkrieges in der UdSSR ausgebildet, geschult und als Exiltruppe aufgestellt worden waren.

Aus der Fülle der Symptome, die die heutigen CSR-Streitkräfte charakterisieren, seien nur einige genannt: typische Ausbildung der Soldaten zu Weltanschauungskämpfern; Durchsetzung der Einheiten mit DOZ-Politoffizieren; Einrichtung von Arbeitstechnischen Bataillonen (PTP), in denen politisch unzuverlässige Soldaten Zwangsarbeit leisten müssen; Schulung junger Offiziere in der UdSSR; Einsatz sowjetischer Offiziere an der Militärtechnischen Akademie in Brünn und den Ziska-Militärschulen; Wehrpflicht der in der CSR verbliebenen Sudetendeutschen; gemeinsame Offiziersausbildung tschechischer, polnischer und sowjetzonaler Soldaten und fortschreitende Umstellung und Ausbildung der Streitkräfte auf Atomstrategie. Auch die Aktion „Frauen in das Heer“ läuft nach wie vor.

Es ist schwer, exakt die Stärke eines kommunistischen Heeres anzugeben. Die Schätzungen bewegen sich zwischen 200 000 und 650 000 Mann. Die zuletzt genannte Schätzung basiert anscheinend darauf, daß die Mitglieder einer Reihe paramilitärischer Organisationen mitgezählt wurden. Man muß berücksichtigen, daß es außer den regulären Einheiten noch viele halbpolitische Verbände gibt, die jederzeit in militärischem Sinne voll einsatzbereit sind. Dazu gehören einige Hunderttausend Reservisten, die in lokalen Organisationen zusammengehalten und weiter ausgebildet werden; mehrere Zehntausend Angehörige der Arbeitstechnischen Bataillone; bewaffnete Betriebskampf- und Parteigruppen; die bewaffnete Arbeitermiliz der Gewerkschaften; die ebenfalls sehr starken Einheiten der Polizei und des Staatssicherheitsdienstes mit allen ihren Unter- und Zweigorganisationen, die sogar über schwere Bewaffnung wie Panzer, Flugzeuge etc. verfügen; die Grenzwachverbände; der Eisenbahnschutz; die vormilitärische Ausbildungsorganisation SVAZARM und die vormilitärischen Abteilungen in der CSM-Staatsjugend sowie in den Betrieben, Schulen und Universitäten. Streng genommen muß man die Mitglieder aller dieser Organisationen, die eine unglaublich harte und vielseitige militärische Ausbildung erhalten bzw. ständig bewaffnet sind, zu den Streitkräften hinzurechnen. Sie sind praktisch innerhalb weniger Stunden einsatzbereit. Ist doch die vormilitärische Ausbildung nicht auf die Jugend beschränkt. Die SVAZARM-Organisation wendet sich an alle Bevölkerungsschichten und führt jährlich Tausende von militärischen Übungen durch.

Vielleicht kommt man der Wahrheit über die militärischen Kräfte der CSR am nächsten, wenn man folgendermaßen rechnet. Die regulären Einheiten von Heer und Luftwaffe mit allen Sonderverbänden wie Panzer-Artillerie, Fallschirm- und Marine-Brigaden (Binnengewässer) haben etwa eine Stärke

von 250 000 Mann. Weiter kann man die militärisch organisierten Regimenter des Sicherheitsdienstes, die Brigaden der Grenztruppen, den Eisenbahnschutz, die PVS-Eliteeinheiten des Staatssicherheitsdienstes und kasernierte Polizeieinsatzkommandos mit noch einmal 150 000 Mann ansetzen. Rechnet man nun die Angehörigen der vorher genannten übrigen paramilitärischen Verbände hinzu, die laufend militärisch ausgebildet werden und sogar jährlich einige Übungen absolvieren müssen (einschließlich der älteren Schulkinder gilt das für alle aufgezählten Kategorien!), so kommt man mit den 400 000 regulären Soldaten aller Art auf eine Gesamtzahl von mindestens 650 000 Einsatzbereitschaften. Wahrscheinlich ist diese Zahl noch zu niedrig gegriffen, wenn man an die große Zahl der Reservisten und die bewaffneten Massenorganisationen für die Jugend, die Erwachsenen und die Betriebe denkt.

Die Mitte 1955 angekündigte Verringerung der Streitkräfte um 34 000 Mann muß daher als unwesentlich bezeichnet werden. Überdies würde eine tatsächliche Verringerung um 34 000 Mann die Schlagkraft der tschechoslowakischen Armee kaum beeinträchtigen. Schon vor längerer Zeit setzte man das Wehrpflichtalter um ein Jahr herab und verlängerte die Ausbildungszeit. Diese Maßnahme hat bereits lange im voraus wettgemacht, was durch eine Demobilisierung von drei Divisionen vielleicht verloren würde. Weiter aber steht schon heute fest, daß ein Teil der Entlassenen in den Kasernen wohnen bleibt, Zivil anziehen darf und in benachbarten Großbetrieben wie Bergwerken etc. eingesetzt wird — man kann sie also von einer Stunde auf die andere wieder einkleiden und bewaffnen.

## Industrie und Landwirtschaft

In verschiedenen Phasen kam es seit 1948 immer wieder zu Erweiterungen des industriellen Sektors. Dabei standen die Schwer- und die Rüstungsindustrie im Vordergrund. Heute produziert die CSR mehr und bessere Waffen als während des Zweiten Weltkrieges! Aus der Fülle wichtiger Betriebe, die für eigenen und fremden Bedarf Rüstungsgüter herstellen, seien folgende genannt: die Leninwerke (früher SKODA) in Pilsen und Zweigorten, die Brüner Gewehr- und MG-Fabrik „Z“, das Werk für leichte Waffen „CZ“ in Strakonitz, die Stalingradbetriebe in Prag (früher CMKD, Panzerproduktion), die Woroschilow-Fabrik in Dubnice am Waag, die Raketenwaffen-Werke in Prakowce bei Göllnitz in der Slowakei, die Prager Gottwaldfabriken etc. Schon seit längerer Zeit ist die CSR imstande, nicht nur an die Ostblockstaaten Waffen zu liefern, sondern auch Auslandsexporte in nichtkommunistische Länder vorzunehmen. Über Stettin, Gdingen oder Fiume (nach einem Abkommen mit Tito) werden tschechische Waffen nach Ägypten und Syrien verschifft. Im Fernen Osten versorgt die CSR Rotchina mit Panzern und HO Chi Minh mit Handwaffen. Auch die Streitkräfte der Sowjetzone erhielten in der letzten Zeit verschiedentlich Kriegsgerät aus der CSR. Darüber hinaus bietet Prag von sich aus noch Waffen an, wie zum Beispiel dem Sudan.

Auch der nach der Währungsreform vom 1. 6. 1953 einsetzende teilweise „Neue Kurs“ mit der Bevorzugung von Landwirtschaft und Konsumgüterindustrie konnte die Entwicklung der Schwerindustrie nicht hindern. Die zwischen den beiden Fünfjahresplänen gelegenen Jahre 1954 und 1955 benutzte man, um die Erscheinungen des „Neuen Kurses“ zu überwinden und



die Wirtschaft der CSR stärker mit der des übrigen Ostblocks gleichzuschalten. Alle Meldungen über Schwierigkeiten und Engpässe gehen am Kern der Dinge vorbei und zeigen nur Peripherieerscheinungen. Tatsache dagegen ist: Die CSR gehört heute zu den zehn stärksten Industrieländern der Welt!

Im Zweiten Weltkrieg blieb die tschechoslowakische Landwirtschaft fast völlig unbehelligt. Der erste Eingriff erfolgte im Juni 1945 durch ein Dekret, das die Konfiskation und beschleunigte Aufteilung des landwirtschaftlichen Vermögens der Deutschen, Ungarn und Faschisten bestimmte. Damit verfielen riesige Gebiete, die von der deutschen und ungarischen Minderheit bestellt worden waren, der Verwahrlosung. Aber auch den einheimischen Bauern stand nichts Gutes bevor. Bereits am 5. 4. 1945 wurde ein Kommunist — D'uris — Landwirtschaftsminister. Er blieb es bis 1951 und legte in dieser Zeit den Grundstock für die Kollektivierung. D'uris führte bis zum Februarputsch eine zweite Bodenreform durch. Einige Wochen nach dem Staatsstreich begrenzte man den landwirtschaftlichen Privatbesitz auf 50 Hektar. Die Grundlage für die Angleichung der Landwirtschaft an die der UdSSR bildete aber erst das ein Jahr später erlassene Gesetz, das Einheitsgenossenschaften vorsah. Es wurden vier Typen dieser Genossenschaften (JZD) geschaffen, von denen der Typ IV genau dem sowjetischen Kolchos entsprach und dementsprechend forciert wurde. Heute ist mehr als die Hälfte des Bodens in der Hand des Staates.

### **Kirchenkampf**

Bis 1948 kam es gegenüber der Kirche in der Tschechoslowakei nur zu wenigen Behinderungen. Die Angehörigen der römisch-katholischen Kirche (75 %), die Protestanten (13 %) und die kleineren Gruppen der Lutheraner und Reformierten (in der „Ev. Kirche der Böhmisches Brüder“ zusammengeschlossen) blieben so gut wie unbehelligt. Den offiziellen Auftakt zum Kirchenkampf bildete im Jahre 1948 die Suspendierung des völlig zum Kommunismus übergegangenen Priesters Plojhar wegen erklärten Ungehorsams und Verletzung des kanonischen Rechts: er hatte in der KP-Regierung ein Ministeramt übernommen. Die Antwort der Regierung war eine Reihe kirchenfeindlicher Maßnahmen. Bei gleichzeitiger Intensivierung der antireligiösen Propaganda beschnitt man die Einflußmöglichkeiten der Kirche. Man verbot das katholische Schul- und Vereinswesen, löste die Orden und Seminare auf und wies die Oberpriester in „Konzentrationsklöster“ ein. Es wurde ein staatliches Kirchenamt geschaffen, das die Oberaufsicht über die gesamte Geistlichkeit führen sollte.

Weiter gründete man in Prag die prokommunistische „Katholische Aktion“ durch Abspaltung von der ursprünglichen romtreuen Organisation gleichen Namens. Damit begannen die völlige Negierung der Autorität des Vatikans und die Übertragung der Jurisdiktion in allen religiösen Fragen allein an die Regierung. Von nun an konnte Prag Priester ernennen und absetzen, kirchliche Publikationen zensieren und die Predigten überwachen. Auch eine Reihe anderer Maßnahmen setzte die Kirche unter Druck: Beschlagnahme des Kirchenbesitzes, Verbannung des Erzbischofs Beran aus Prag (er hatte Plojhar suspendiert), Verbot der Missionstätigkeit, Eingliederung der katholischen Jugendverbände in die Staatsjugend-Organisation, Schließung mehrerer religiöser Verlage und Zeitungen, Zensur der Hirtenbriefe und schließlich eine große

Verhaftungswelle, der Tausende von Welt- und Ordensgeistlichen, Bischöfe, Äbte, Mönche, Nonnen etc. zum Opfer fielen. Es kam zu zahlreichen Prozessen gegen die Diener der Kirche. Die Zahl der in Gefängnisse und KZ's geworfenen Priester liegt zwischen 2 600 und 2 800. Von den verhafteten Priestern und Ordensmitgliedern müssen viele noch heute Zwangsarbeit in den Uranbergwerken leisten. An ihre Stelle traten kommunistenhörige Kapitularvikare, die sogenannten patriotischen Priester und andere Mitläufer.

Schon nach einigen Jahren war die katholische Kirche in der CSR ihres traditionellen Charakters völlig beraubt. Überall begannen die kommunistischen Maßnahmen zu wirken und die verbliebene Geistlichkeit zu verwirren, zu ängstigen und sie immer abhängiger zu machen. Die Schismatiker gewannen mehr und mehr an Boden, und das Ende der glaubenstreuen Kirche schien gekommen. Doch nach dem oft vergeblichen Widerstand der Geistlichkeit wurde nun der Widerstand der Gemeinden und der einzelnen Gläubigen gegen die Gleichschaltung stärker. So stehen heute alle Katholiken, die die Staats- oder Nationalkirche ablehnen, in einer Situation, die der Katakomben-Kirche während der ersten Christenverfolgungen ähnlich ist.

### Allgemeines

Die seit Errichtung der kommunistischen Diktatur festzustellenden antisemitischen Tendenzen sind bis zur Gegenwart nicht abgeklungen. War der Slansky-Prozeß auch in dieser Beziehung ein Höhepunkt, so gab es auch seitdem noch Judenverfolgungen. Juden, die Anträge auf Auswanderung nach Israel stellen, werden verfolgt, verhaftet oder deportiert. Andere nimmt man wegen verbotener Verbindungen zu jüdischen Organisationen in Haft oder diffamiert sie, Sabotagehandlungen zu inszenieren. Auch jüdischer Besitz, der während der deutschen Besatzungszeit beschlagnahmt worden war, wird nicht zurückgegeben. Nach endlosen Prozeßverschleppungen wurden erst kürzlich mehrere Ablehnungen derartiger Ansprüche bekannt. Lediglich um die Weltmeinung zu beeinflussen, hat man ausländische Juden freigelassen. Und zwar einmal den israelischen Geschäftsmann Simon Orenstein und ferner Mordechai Oren, der israelischer Parlamentsabgeordneter der linkssozialistischen „Mapam“-Partei war und Prag 1952 auf Einladung der tschechoslowakischen Gewerkschaften besucht hatte.

Der Widerstand gegen das Regime ist nicht unbeträchtlich. Arbeiter, Bauern, Gewerkschafter, Gläubige, Studenten und Intellektuelle bringen ihre Opposition auf vielfache Weise zum Ausdruck. Nach den großen Streiks und Arbeiterrebellionen im Jahre 1953 (Zentrum war die Industrie Pilsens) hat man zwar viele aktive Antikommunisten verhaftet, aber der passive Widerstand konnte nicht gebrochen werden. Die Regierung hat alle Mühe, diese Bewegungen unter Kontrolle zu halten — nur schnell angeordnete Verhaftungen konnten ein aktives Ausbreiten z. B. der Studentenunruhen von 1956 verhindern. Nach wie vor aber schwelt es unter der Oberfläche weiter.

Der Lebensstandard in der CSR hat sich nach der Währungsumstellung (bei der allerdings viele Bürger ihre gesamten Ersparnisse verloren) und mehreren Preissenkungen etwas gebessert. Er ist vergleichsweise höher als in den meisten anderen Volksdemokratien, was allerdings nicht viel besagen will, wenn man die Vorkriegsverhältnisse bzw. heutige westliche Maßstäbe berücksichtigt.



Immerhin ist die akute Not der breiten Volksmassen in den letzten andert-halb Jahren geringer geworden, wenn es auch noch ungezählte Mißstände und Versorgungsschwierigkeiten gibt.

Das Vorhaben der Prager Kommunisten, Gewerkschafts- und Kulturleben völlig zu sowjetisieren, ist nicht gelungen. In beachtenswerter Weise haben Gewerkschaftler und Kulturschaffende in den vergangenen Jahren die auf die Spitze getriebenen Auswüchse des Klassenkampfes und der Bolschewisierung bekämpft. Prag hat inzwischen erklären müssen, daß es gut war, wenn eine Reihe Kulturschaffender sich nach 1948 zurückhielt und die Behandlung der „brennenden Probleme den jungen Künstlern“ überließ. Leider sei nämlich in dieser Periode die Wahrheit meistens durch Dogmen ersetzt worden, „die Seelen und Hände banden“. Tatsächlich konnten die nicht parteitreuen Künstler bis zu einem gewissen Grade auf verschiedenen Gebieten ihren Einfluß halten und in Dichtung, Musik, Theater, Film etc. Werke von internationalem Rang schaffen. Der jetzt gemilderte Kampf gegen diese Richtung wird diese Tendenzen nur verstärken. An Einfluß gewinnt in diesem Zusammenhang auch die Kulturarbeit der Gewerkschaft, die nicht die befohlene politische Kunst förderte, sondern die echte Volkskunst. Wie denn überhaupt die tschechoslowakischen Gewerkschafter trotz sofortiger Beherrschung ihrer Organisation durch die Kommunisten den jeweiligen Anordnungen des Regimes Widerstand entgegengesetzten. Sie erreichten sogar, daß die Wahlen zur Betriebs-gewerkschaftsleitung geheim blieben! Trotz vieler Säuberungen in den Gewerkschaftsführungs-Kadern gelang es daher den Arbeitern immer wieder, Männer ihres Vertrauens in die Leitungen zu senden. Es gibt keine Sparte der CSR-Einheitsgewerkschaft, die dem KP-Regime nicht bis zur Gegenwart immer wieder Widerstand entgegengesetzt hätte! Viele Widerstandsaktionen gehen sogar von kleinen Gewerkschaftszellen in den Betrieben aus; es kam einige Male auch zu offener Rebellion mittlerer und höherer Gewerkschaftsleitungen.

Nachdem die in der CSR verbliebenen Deutschen lange Zeit diskriminierenden Maßnahmen ausgesetzt waren, bemüht sich das Regime seit 1952, sie in den Aufbau einzubeziehen, ihre Fachkenntnisse auszunutzen und ihnen kleine Zugeständnisse wie Bildung deutscher Kulturgruppen und Gründung einer deutschsprachigen Zeitung zu machen. Es gibt rührige deutsche Theater-Ensembles, einige deutsche Abgeordnete der Nationalversammlung, Staatsbeamte auf der unteren administrativen Ebene, Gewerkschafter und dergleichen. Die gesamte Politik gegenüber den Deutschen steht jedoch unter tschechisch-kommunistischen Vorzeichen. Hat man es schon aufgegeben, alle Deutschen zu Tschechen zu machen, so sollen sie zumindest gute Kommunisten werden. Einzig auf dieser Basis wird den letzten Sudetendeutschen ein begrenztes Eigenleben, das zudem mehrfacher Kontrolle unterworfen ist, zugestanden. Die Kontrolle ist um so leichter, als es eine Reihe fanatischer sudeten-deutscher Kommunisten gibt, die Prag treu geblieben sind.

Dieser Bericht soll nicht ohne den Hinweis abgeschlossen werden, daß sich das Verhältnis von Tschechen und Deutschen zueinander sehr gebessert hat. Zumindest seit 1948 trägt man gemeinsam an denselben Sorgen — das Regime bedrängt alle gleichermaßen. Vielleicht entsteht dadurch die Basis für eine friedvollere freiheitliche Zukunft in diesem wichtigen Raum Europas.

# Entmythologisierung der Wölfe

## I

Wölfe gehören zu den Tieren, die nach einer weitverbreiteten, wenn auch nicht zur vollen Bewußtseinsstufe gereiften biologischen Theorie einer intermittierenden Urzeugung ihr Wesen verdanken. Die Entstehungssaison ist der kalte Winter. Sie kommen dann fix und fertig zur Welt, meist sogar im hohen Alter, wie es Wölfen geziemt, deren Bestimmung ist, auf Raub und Menschenfresserei auszugehen. Denn woher sonst als aus dem Nichts sollten die winterlichen Wölfe in eine Gegend kommen, wo sie zu den anderen Jahreszeiten nicht existieren? Und woher sonst kommen die vielen Zeitungs- und Rundfunkmeldungen über die Wolfsplage? Wie etwa die aus der „Stuttgarter Zeitung“ vom 15. 2. 1956: *„Kinder von Wölfen aufgefressen. Vier Schulkinder sind am Montag auf dem Heimweg vom Unterricht bei Kalambaka in Mittell griechenland von einem Rudel Wölfe angefallen und verschlungen worden. Eltern und Bauern, die nach den Kindern suchten, fanden nur ihre Mützen und Bücher und einige Leichenreste.“*

Gewiß wäre es höchst bedenklich, die Leiden der Eltern von Kalambaka durch Behauptungen über die Ungefährlichkeit der Wölfe gröblich zu mißachten, wenn die Meldung stimmte. Ist aber dies nicht der Fall, gehörte das Unglück der Eltern von Kalambaka bloß zum Aufputz von Wolfsphantastereien, so ist es ganz anders. Dann wird dem, der überzeugt ist und nachweisen zu können glaubt, solche Geschichten seien Fabeln, und dessen frommer Wunsch es ist, die Menschen mögen nicht dümmer gemacht werden, als sie schon ohnedies sind, auch moralisch das Recht und die Pflicht zuzubilligen sein, derlei Nachrichten entgegenzutreten. Aber die Moral der Wolfsgeschichten steht (vorläufig) nicht zur Debatte. Es geht darum, ob sie wahr sind und zwar ganz radikal, ja oder nein.

Das Gerede, etwas wird schon dran sein, erledigt sich durch eine Wolfsanekdote, die mir mein Freund, der Pariser Maler Friedrich Goettler, erzählte. Ort der Handlung ist das in der K. u. K. Monarchie als wolfsreich verschrien gewesene Galizien: „Stell' dir vor, da waren hinter dem Schlitten her 10 000 Wüeff!“ — „Mojsche, wie kimmst du dazu, 10 000 Wüeff.“ — „Nu, laß sie sein gewesen 1 000.“ — „Aber geh, 1 000 Wüeff!“ — „Fünzig waren es, so wahr ich leb.“ — „Mojsche, Mojsche, kann es geben Wüeff bei Rzeszow?“ — „Was hat dann geraschelt im Gebüsch?“

## II

Von allen europäischen Ländern gibt es in Frankreich die meisten Wölfe. Dort besteht aber auch der bestens durchorganisierte Tollwut-Schutzdienst. Was wir durch die Erhebungen bei von Wölfen gebissenen Menschen wissen, spricht dafür, daß Wölfe nicht gefährlicher sind als Hunde, sei es, daß sie tollwütig sind. Dann sind sie ebenso gefährlich wie tollwütige Hunde. Vor allem treten Wölfe, ob gesund oder rabiesbehaftet, nicht in Rudeln auf. Rotten von Wöl-



fen sind Ausgeburten der Phantasie und als solche das würdige tiersoziologische Gegenstück der kältegezeugten Wölfe. Es wäre aber eine Pedanterie, hier säuberlich zu rubrizieren. In der Zoologia phantastica gehen die Dinge durcheinander. Die Wolfsrudel bestanden, in unseren Gegenden jedenfalls, in der Regel aus jenen Tieren, die durch die eisige Wintertemperatur geboren worden sind. In Sibirien indessen, wo (angeblich) immer Winter herrscht, ziehen Wolfsrudel ununterbrochen über die (angeblich) eis- und schneebedeckten Flächen. Wehe, wenn sie einem Schlitten auf die Spur kommen. Viele von uns erinnern sich aus ihrer Jugendzeit der aufregenden Schilderung einer solchen Szene bei Jules Verne, und auch solche, die niemals „Michael Strogoff“ oder „In 80 Tagen um die Welt“ gelesen haben, stehen in ihren Wolfsphantasien mittelbar unter dem Einfluß von Verne. Denn er war der wirksamste moderne Popularisator der schlittenjagenden Wölfe der alten gelehrten Reiseliteratur. So sind denn auch bald nicht nur einsame Schlitten von sibirischen Wölfen angegriffen worden. Sie gefährdeten Eisenbahnzüge, griffen zuletzt notgelandete Flugzeuge an. Zwischen Omsk und Ekaterinburg mußten einmal Soldaten in der Kopfzahl eines Regiments mit Wölfen kämpfen. Nach einer Version soll es sich um das „British Hampshire Regiment“ gehandelt haben. Wie dieses nach Sibirien kam, ist unbekannt.

Wölfe sind nicht nur raubgierige wilde Tiere. Sie sind auch schlau. Sie verstehen sich auf Organisation. Deshalb treten sie nicht in einem ungeordneten Haufen auf, sondern unter Führung eines erfahrenen alten Kämpfers, des Leitwölfs. Sie gehen planmäßig vor, darauf bedacht, sich zu tarnen, d. h. ihre Zahl zu verheimlichen. So lieben sie es, in der Art der auf dem Kriegspfad befindlichen Indianer in einer Linie geländegerecht hintereinander zu marschieren. Jeder tritt in die Fußstapfen des Vordermannes (Vorderwolfes), so daß die Spuren nicht verraten, wieviele es sind. Nicht zuletzt haben (manche) Wölfe die unsympathische Neigung, sich auf Menschenjagd zu spezialisieren. Einige von ihnen entwickeln sich dann zu wahren Feinschmeckern und sehen es ganz besonders auf Hochzeitsteilnehmer ab. Dabei huldigen Wölfe dem menschlichen Irrtum, das Fleisch der Weiblichkeit sei zarter. Die Herzogin von Orleans (Lieselotte von der Pfalz) schrieb am 8. April 1700: „Zu Orleans haben die wölff 300 menschen alles weiber undt kinder gefressen. Man hat von des Königs mousquetaires commandirt, die wölffe zu schiessen.“

Was ist aber wirklich mit den Wölfen los? Die Antwort darauf ist kurz: wenn überhaupt etwas, dann wenig. Wölfe haben nicht den geringsten Anlaß, sich zur Zeit bitterer Kälte plötzlich aus dem Nichts zu vermehren, wenn es ihnen auch auf den Schneefeldern und im Wald besser geht als uns in den Wohnungen mit schlechter Zentralheizung. In die Dörfer oder gar Städte zu ziehen, um mit Menschen anzubändeln, dazu gelüstet es Wölfe weder im Winter noch im Sommer. Menschen gehen sie stets wohlbedacht aus dem Wege. Auch steht fest: Wölfe treten nie in Scharen auf. Der Naturforscher unserer Zeit, der wohl die meisten Wölfe in ihrer natürlichen Umwelt zu studieren in der Lage war, ist der auch durch seinen Kampf gegen die menschliche Dummheit verdiente Altmeister der Polarforschung Vilhjálmur Stefánsson. Er hat Tausende von Wölfen im hohen Norden beobachtet und verlässliche Nachrichten über die Lebensweise der Tiere aus allen Ländern gesammelt. Niemals sah er Wölfe (oder hörte etwas von Tieren), die in einem größeren

Verband als in dem ihrer Familie aufgetaucht wären: Vater, Mutter, Junge. Wolfsrudel gibt es nicht. Sie existieren nur in der Einbildung und in Schauer- geschichten. Das ist auch die Überzeugung von E. W. Nelson, des früheren Leiters der United States Biological Survey in Washington. Dieses Amt sah sich veranlaßt, mehrere Jahre hindurch alle aus Amerika und Kanada kommenden Nachrichten über die Tötung von Menschen durch Wölfe zu überprüfen. Es stimmte keine einzige. Der Pelzhändler Axel Nielsen, der jahrzehntelang Gebiete von Nordkanada durchwandert hat, wo es mehr Wölfe gibt als irgendwo sonst in der Welt, schrieb dem Magazin „Time“, als dieses ein hochdramatisches Wolfsabenteuer abgedruckt hatte: „Nach allen meinen Erfahrungen und auf Grund der Gespräche mit Indianern, deren Sprache ich beherrsche, gibt es keinen einzigen Wolf, der es an Gefährlichkeit aufnehmen könnte mit einer aufgeschreckten Kuh, einer gereizten Sau oder einem gestörten Gänserich.“

### III

Je zahlreicher oder wilder die Wölfe, umso bestimmter hat nicht einmal im Gebüsch etwas geraschelt. Das bewies die Sichtung von Zeitungen. Die folgende Auswahl bezieht sich nur auf den Februar 1956 und berücksichtigt aus technischen Gründen nur in Stuttgart erscheinende Zeitungen. Es zeigte sich, daß die kürzeren Meldungen meist von Nachrichtenagenturen kamen. Meiner Bitte an das Archiv der Deutschen Presse-Agentur in Hamburg, mir Meldungen über die Wolfsplage in Europa zur Verfügung zu stellen, wurde am 2. März 1956 freundlichst entsprochen.

Die in der deutschen Presse gedruckten Wolfsgeschichten sind zweierlei Art: unpolitische und politische. Es sei mit den ersteren begonnen. Rom, 9. 2. dpa: „Fast pausenlose Schneefälle charakterisierten auch am Donnerstag das Wetter auf der Apenninen-Halbinsel... Die Wolfsplage nimmt von Tag zu Tag zu. Die vom Hunger gepeinigten Tiere schrecken vor nichts zurück und überfallen sogar am Tage rudelweise menschliche Behausungen.“ — 12. 2. dpa: „Bei Pescara wurde eine Gruppe von Polizisten von einem Rudel hungriger Wölfe angefallen, die nur durch Schüsse vertrieben werden konnten. In den Alpen Piemonts griff ein Wolf eine junge Lehrerin an. Ein Waldarbeiter kam ihr noch rechtzeitig zu Hilfe.“ — „Stuttgarter Nachrichten“ 20. 2. (dpa): „Wölfe fallen Bären an. Ein Rudel hungriger Wölfe stöberte im jugoslawischen Teil von Mazedonien einen Bären aus dem Winterschlaf auf und riß ihn nach heftigem Kampf in Stücke. Der Bär versuchte vor den Wölfen in das Dorf Vraniste (in der Nähe von Prizren, etwa 60 Kilometer nordwestlich Skoplje) zu fliehen. Bei den ersten Häusern wurde er von den Wölfen gestellt. Vor den Augen der Bauern, die durch die Fenster zusahen, entspann sich nun ein blutiger Kampf. Nach zwei Stunden gelang es den Wölfen, dem Bären den Garaus zu machen.“ — 20. 2. dpa: „Wölfe, die ein italienisches Dorf belagern... Das Dorf Verrino in den Abruzzen wurde in der Nacht zum Montag von Wölfen belagert, die nur durch Gewehrscüsse in Schach gehalten werden konnten.“ — Hamburg, 21. 2. dpa: „Die Bevölkerung in den Apenninendörfern schwebt in ständiger Gefahr vor den hungrigen Wolfsrudeln, die in die Ställe und zu den menschlichen Behausungen vordringen.“ — 23. 2. dpa: „In der Abruzzenstadt L'Aquila versuchte ein Wolf am helllichten



Tage in ein Haus einzudringen. Einige beherzte Männer erlegten den hungrigen Wolf mit Messern . . . Die Volkszählung in Rumänien, die am Dienstag begann, mußte abgebrochen werden, da Angestellte des Statistischen Amtes auf dem Wege zu entlegenen Dörfern häufig von Wolfsrudeln überfallen wurden.“ — Undatiertes Fragment dpa: „Inzwischen sind auch vor den Toren von Rom die ersten Wölfe aufgetaucht. In der Nacht zum Montag drang ein Wolfspaar in eine Schafhürde im Gebiet von Torre in Pietra bei Rom ein und riß zwölf Tiere.“ — 24. 2. dpa: „Die Wolfsplage in Mittel- und Süditalien wird immer schlimmer. Der Hunger treibt die Tiere aus den Gebirgshöhen in die niedrigergelegenen Ortschaften. In Regalna im Gebiet des Atna sind in den letzten Tagen über tausend Hühner und Kaninchen von Wölfen gerissen worden. An die Bevölkerung wurden Schußwaffen verteilt, um die Tiere abzuwehren.“

Hannover, 15. 2. dpa: „In der Nähe von Knesebeck im niedersächsischen Kreis Gifhorn wurde am Mittwochnachmittag bei einer Treibjagd ein Wolf erlegt. Das Tier war in den letzten Tagen mehrfach beobachtet worden. Mehrere Rehe sind von ihm gerissen worden. Der gefährlichste von ihnen war der ‚Würger von Lichtenmoor‘. Ursprünglich war vermutet worden, daß es verwilderte Hunde seien. Inzwischen wurde jedoch festgestellt, daß es richtige Wölfe waren, die auf geheimnisvollen Schleichwegen aus Osteuropa in den Westen gelangt sein müssen.“ — Diese Meldung bietet den Übergang zu den politischen (Ost-)Wolfsgeichten.

„Christ und Welt“ 9. 2. 56 „*Wieder wandern die grauen Wölfe.* Von der Ostsee bis zu den Sudeten sind Jagdkommandos unterwegs“: „Der überall in Osteuropa herrschende starke Frost hat auch wieder Leben auf die Jahrhundertalte Fernwechsel der Wölfe gebracht . . . : wieder wandern die grauen Wölfe unaufhaltsam nach Westen . . . Wie immer hat Polen die größte Sorge mit den Wölfen . . . Den ersten Wolf im neuen Jahr schoß der jetzt sehr bekannte ostpreußische Jäger Siegfried Moschner im Kreis Neidenburg. Dieser deutsche Nimrod wird von der polnischen Presse als ‚Pole‘ gefeiert und in ‚Zigfryd Moszner‘ umbenannt. Moschner, der noch vor Jahren ausgewiesen werden sollte, wird jetzt von den Polen mit Ehrungen und Geld überschüttet . . . Von den sieben Jägern dieses (seines) Kommandos sind vier Deutsche. Warschau wollte diese Gruppe . . . , schon zu den Sowjets nach Kakallnis (Revier Angsgirren) im Memelland schicken, um dort mehrere starke Rudel zu vernichten. In Königsberg winkte man jedoch ab. Diese Blamage wollte man trotz der von den Angsgirrener Rudeln ausgehenden Gefahr nicht hinnehmen . . . Überall gilt es, die nach Westen ziehenden Rudel und Einzelgänger (meist Rüden) einzuholen, abzufangen und abzuschießen. Aber was können sieben Mann gegen Hunderte von Wölfen ausrichten? . . . Wie groß das Problem der grauen Räuber ist, zeigt die Tatsache, daß ein Wolf im Jahr allein rund 2 000 Pfund Fleisch frißt. Findet er kein Wild, so holt er sich seine Nahrung von den Bauernhöfen und besonders aus den schlechtbewachten Kolchosen und Staatsgütern. Das bekamen auch die Tschechen zu spüren . . . Die Räuber haben sich im Mährischen Gesenke und vor allem im Adlergebirge festgesetzt. Dort meldeten in den letzten Wochen sechs Viehfarmen Überfälle in geschlossenen Stallungen, die den Grauhunden kein Hindernis waren . . . — eines steht fest: jeder Wolf holt sich im Jahr eine

Tonne Fleisch! Und da bei den Privatbauern nicht viel zu holen ist und die Ställe leer stehen, holt er es sich von dort, wo es Vieh gibt: aus den staatlichen Landwirtschaftsbetrieben.“

Am 24. 2. 56 brachten die „Stuttgarter Nachrichten“ zu dem Bericht *„Wölfe heulen in Westdeutschland. Der fünfte Nachkriegswolf erlegt. — Uralter Wechsel bei Gartow an der Elbe“* eine geographische Skizze, der sich von Bialystok im Osten bis westlich von Hannover erstreckenden wolfgefährdeten Gebiete. Aus dem Text erfuhr man: „Zoologen und Jäger rechnen mit der Möglichkeit, daß in den kommenden Wochen weitere Wölfe nach Westdeutschland einwandern. Im November vorigen Jahres tauchte sogar ein ganzes Rudel am Südrand der Lüneburger Heide auf, verschwand aber wieder spurlos. In Mitteldeutschland sind in diesen Tagen an zahlreichen Orten Wölfe gefährdet worden. — Schuld an dem Vormarsch der Wölfe nach Westen sind die unzulänglichen Bekämpfungsmethoden in Polen und den polnisch besetzten Ostgebieten . . . Fünf einzelnen Wölfen gelang es, bis nach Niedersachsen vorzustoßen . . . Wie aus den polnischen Jagd-Zeitschriften hervorgeht, herrschen im Land chaotische Jagdzustände. Es fehlt vor allem an geschulten Wolfsjägern, denn Wölfe sind nicht leicht zu erlegen. Das sowjetische Kriegsministerium hat einige Infanterieeinheiten mit der Jagd auf Wölfe im polnischen Raum abkommandiert. Doch der Erfolg ist gering . . . In Warschau ist der Forstverwaltung ein ‚Amt für Wolfsbekämpfung‘ angegliedert worden. Die polnischen Jäger beklagen sich offen über den ‚Papierkrieg gegen Wölfe‘ und den Mangel an ‚Jagdlappen‘. Denn das seit Jahrzehnten geübte ‚Einlappen‘ der Wölfe ist die einzige erfolgversprechende Jagdmethode: grellrote Lappen werden in Abständen an drei bis vier Kilometer langen Schnüren befestigt, die man im Gelände fachmännisch ausspannt. Die Wölfe werden getrieben, flüchten an den Lappenschnüren entlang an die offenen Stellen, wo sie den Jägern vor die Flinte laufen. Doch den polnischen Jägern fehlt es an Jagdwaffen, und mit Gift, Fangeisen und einzelnen Jagdpatrouillen kann man der Plage niemals Herr werden . . . Solange im Osten keine sachgemäße Wolfsbekämpfung durchgeführt wird, bleibt hauptsächlich für Niedersachsen ‚Wolfsalarm‘ bestehen. Für die Wölfe ist es nicht schwer, aus dem polnischen Raum durch Pommern, die Uckermark und Mecklenburg bis an die Elbe vorzudringen . . . Ausgedehnte Wälder, Heiden und Brüche begünstigen die Wanderung der Wölfe in der Zone. Ein gesunder Wolf legt pro Nacht achtzig bis hundert Kilometer zurück. An der Elbe gibt es einen von den Wölfen seit uralter Zeit benutzten Ost-West-Wechsel. Er liegt auf der Höhe von Gartow. Dort überqueren (‚durchrinnen‘) die Wölfe den Fluß. Im wild- und haustierreichen Gebiet der Südheide entpuppen sich dann die ‚wildernden Schäferhunde‘ als echte, reißende Wölfe, und die Heidebauern fühlen sich in die Zeiten von Grimms Märchen versetzt.“

Die „Stuttgarter Nachrichten“ hatten schon fast genau ein Jahr vorher, am 17. 2. 1955, einen politischen Wolfbericht gebracht: *„In Ostpreußen heulen die Wölfe. Polen alarmiert Truppen. Auch Einwohner beteiligen sich an der Jagd.“* Darin wurde aus „Warschau, im Februar“ berichtet: „Aus der Rominter Heide sind auch in diesem Jahre wieder starke Rudel von je dreißig bis vierzig Tieren nach Ostpreußen eingebrochen, haben Landwirtschaften überfallen, Tiere gerissen und Menschen schwer verletzt . . . Die Garnisonen in Anger-



burg, Lötzen, Arys, Ortelsburg und Lyck, verstärkt durch 10 000 Freiwillige und Sträflinge kämten die dichten Waldungen durch, die den Wölfen ideale Schlupfwinkel bieten . . . Ein Wolfswarndienst ist eingerichtet. Er verpflichtet alle Ortschaften, jeden Tag eine Lagemeldung abzugeben, um den Zug der Rudel verfolgen zu können. Da die Tiere bis zu 70 Kilometer in einer Nacht zurücklegen können, müssen fast alle Gebiete der deutschen Ostprovinz systematisch kontrolliert werden. Amtliche Stellen sprechen von 500 ausgewachsenen Wölfen in dieser ‚Saison‘. Andere Beobachter schätzen ihre Zahl noch viel höher ein. Wie stark die mächtigen Leitwölfe sind, beweisen die Kadaver gerissener Elche im Raum von Angerburg. Das Staatsgut (Kolchose) in Königsruh bei Treuburg wurde von vierzig Wölfen überfallen; dabei wurden zwölf Pferde und sieben Kühe getötet, ohne daß es den Arbeitern möglich gewesen wäre, die reißenden Wölfe abzuweisen.“ Wozu noch zu bemerken ist, daß Wolfsdummheiten nicht nur im kalten Winter in den Dienst des Kalten Krieges gestellt werden. Die United Press verbreitete zur hochsommerlichen Gurkenzeit des Jahres 1954 eine Nachricht, die zeigt, daß die Wölfe nicht nur den hellroten Lappen, sondern auch dem Eisernen Vorhang gerne entlang gehen: „Wien, 2. 7. *Wölfe beunruhigen Österreich*. Österreichische Jäger berichteten am Donnerstag, daß das ständige Ansteigen der ‚Wolfsploge‘, die das Vieh in weiten Teilen Österreichs bedroht, dadurch veranlaßt wurde, daß die Wölfe ungehindert durch die Sperrzone entlang des Eisernen Vorhangs nach Österreich kommen können . . . Unter den Einwohnern entlang der ungarischen und tschechoslowakischen Grenze ist eine ‚Wolfspanik‘ ausgebrochen. . . . Erst im vergangenen Winter war von einer wahren Wolfsinvasion in der Slowakei berichtet worden.“

Politische Wolfsgeschichten scheinen sich zunehmender Beliebtheit zu erfreuen, jedenfalls war die erste Wolfsmeldung, die mir im Winter 1957/58 bekannt wurde, dieser Art: Berlin, 9. Dezember (dpa): „*Wölfe vor Stettin*. Eine größere Anzahl von Wölfen haust auf den Weideflächen in der Umgebung von Gollnow im Kreise Neugard, 50 Kilometer von Stettin entfernt. Nach einem Bericht der deutschsprachigen ‚Arbeiterstimme‘ aus Breslau sind die Wolfsrudel sogar bis Stettin vorgedrungen. Es komme vor, daß sie in den Vororten von Stettin Schafe angreifen . . . Ähnliche Berichte über das Auftauchen von Wölfen sind dem Bericht zufolge auch aus der polnisch verwalteten Woiwodschaft Köslin (Ostpommern) eingegangen.“

Eine Glosse zum Wolf-Mythos, die ich im März 1956 in der Wochenschrift „Die Medizinische“ veröffentlicht hatte, veranlaßte eine Anfrage an „Die Umschau“, abgedruckt 1956, H. 9: „*Sind Wölfe ungefährlich?*“ Die Antwort erschien H. 15, S. 479 und lautete: „Der Wolf tritt im Sommer einzeln, im Herbst in Familien und im Winter in Rudeln auf. Es kommt auch im Winter einmal vor, daß ein Wolf einzeln herumstreunt. Vom Hunger getrieben, greifen Wölfe auch Menschen an. — Unterschrift.“ Die Formulierung mutete etwas hegelianisch an, doch „herumstreunt“ klang nach Fachmann und so habe ich den Spezialisten (mit Wohnsitz in einer ländlichen Gemeinde) am 12. 9. zum ersten- und am 13. 11. zum zweitenmal mit den besten Empfehlungen und dem Ausdruck meiner vorzüglichen Hochachtung gebeten, mir freundlichst mitzuteilen, ob seine Antwort sich auf eigene — und auf welche — Erfahrungen gründet oder ob sie auf in der

Literatur niedergelegten Feststellungen fußt, in welchem Falle ich für die Literaturangaben sehr verpflichtet wäre. Mit dem Datum Gross-Zimmern, 28. 11. 1956 erhielt ich Bescheid: „ . . . Auf Ihren Brief vom 13. d. M. teile ich Ihnen mit, daß die von mir auf eine Anfrage in der Umschau gegebene Antwort nicht auf eigenen Erfahrungen beruht. Meine Ansicht gründet in erster Linie auf Reiseberichten (in Büchern niedergelegt, Vorträgen und Rundfunk- oder Zeitungsmeldungen), deren Quelle ich Ihnen nicht mehr angeben kann. Meine Ansicht wurde durch ‚Brehm’s Tierleben‘ und den ‚Neuen Herder‘ bestätigt. — Ich hoffe, daß Sie mit dieser Auskunft zufrieden sind und verbleibe — Hochachtungsvoll!“ Ich bin zufrieden, auch was Alfred Brehm betrifft. Denn dieser schlief zwar eine zeitlang mit seiner abessinischen Löwin in einem Bett, hatte aber mit Wölfen keinen näheren Umgang.

Bei dieser Sachlage wird man es verstehen, daß ich mich bei der Urteilsbildung über die Gewohnheiten und die Gefährlichkeit der Wölfe weiterhin an Persönlichkeiten einwandfreier Zuständigkeit halte. Von ihnen überragt Vilhjálmur Stefánsson durch seine wissenschaftliche Persönlichkeit alle, seit langem der größte lebende Arktisforscher, bahnbrechender Geograph, Anthropologe und Ernährungsforscher. In „The standardization of error“ (New York, 1927) und „Adventures in error“ (New York, 1936), insbesondere im Abschnitt: Standardized wolves, hat der Gelehrte an Hand unübertreffbarer Literaturkenntnis die Irrtümer über die Wölfe unter die Lupe genommen und das Maßgebende über die Tiere gesagt. Stefánsson war hierzu nicht nur deshalb berufen, weil er die meisten Wölfe von allen Männern der Wissenschaft gesehen, sondern auch mehr Wölfe gegessen hat als Forscher aller Zeiten insgesamt. Wölfe, die alles fressen und sich auf die Nahrungssuche vorzüglich verstehen, sind nämlich im Norden streckenweise weit und breit die fettesten Tiere und daher für den, der sich auskennt, ein begehrter Braten. Solange Dr. Stefánsson — dem und der „Stefánsson Library“, Dartmouth Coll., Hannover, N. H., ich für die gütige Überlassung von Literatur auch hier aufrichtigst danke — und Spezialisten der Wolfsfrage und der menschlichen Dummheit, voran Professor Bergen Evans, Verfasser der „Natural History of Nonsense“ (New York, 1947) nicht widerlegt werden, bleibt es dabei:

1. Es gibt keine Wölfe, die Menschen, sei es auch nur Kinder, auffressen oder angreifen. Die Schauergeschichten über Schäden an Nutzvieh werden von Nachrichtenvertretern anderen nacherzählt, abgeschrieben oder aus den eigenen Fingern gesaugt.

2. Das gehäufte Auftreten von Wölfen im Winter ist entweder auf die Fehldeutung von Hundespuren im Schnee als Wolfsfährten zurückzuführen oder auf Erfindungen, die sich Wolfsvorurteile zunutze machen, um Glauben zu finden.

3. Wölfe haben in ihren Wohngebieten im Winter mehr zu fressen als zu anderen Jahreszeiten, dafür spricht, daß ihre Paarungszeit auf Dezember-Februar fällt. Bei keinem Tier ist die Paarungssaison eine Notzeit, im Gegenteil.



4. Wölfe treten nie in Rudeln auf. Sie begeben sich als Einzelgänger auf Nahrungssuche. Nur wenn die Jungen klein sind, erscheinen die Tiere familienweise.

5. Das bevorzugte Auftreten der Wölfe im Lüneburgischen ist nicht auf die Natur und geographische Lage dieses Gebietes zurückzuführen. Es findet seine Erklärung in den kulturellen Umständen, die es auch bedingen, daß es dort die meisten Hexen und Hexenbanner gibt.

Freilich geht es, wie schon angedeutet, ohne Ausnahmen auch bei den Wölfen nicht ab. In dem Bulletin der Welt-Hygiene-Organisation in Genf wurde 1955 von einem Wolf berichtet, der aus Bergwäldern ausbrechend das 500 km von Teheran entfernt auf der Straße nach Bagdad—Damaskus liegende Dorf Sahané aus der Nachtruhe aufschreckte und fünf Stunden lang terrorisierte. Er drang in den Bazar, in Herberghöfe, Geschäfte und Häuser ein, überfiel alles, ob Mensch oder Tier, und versetzte 29 Personen z. T. sehr schwere Bißwunden. Als der Wolf dann endlich erschlagen wurde, waren die iranischen Bauern aufgeklärt genug, seinen Schädel abzuschneiden und ihn schleunigst nach dem Pasteur-Institut in Teheran zu bringen. Dort wurde festgestellt, daß der Wolf tollwütig war, und alle Gebissenen konnten rechtzeitig der Schutzimpfung unterzogen werden. Es wäre zu wünschen, daß unsere Heidebauern beim Wolf-Alarm sich nur in den Zeitungen in die Zeiten von Grimms Märchen versetzt fühlten, in Wirklichkeit aber der nachpasteurschen Ära angehörten und dem Rate der Gesundheitsbehörden folgend, daran dächten, daß der „reißende Wolf“ ein tollwütiger Hund sein kann.

Der am 29. Januar 1956 verstorbene Autor der klassischen „Prejudices“, der hervorragende amerikanische Schriftsteller H. L. Mencken, hat in dem von ihm herausgegebenen „A New Dictionary of Quotations“ (New York, 1942) an die Spitze der amerikanischen Redensarten über Wölfe den Spruch des berühmten kanadischen Pelzjägers Sam Martin (c. 1900) gestellt: „Any man who says he has been eaten by a wolf is a liar.“

## Geht das „Jahrhundert des Kindes“ zu Ende?

„Dem Kinde bot die Hand / zu meiner Zeit der Mann,  
da streckte sich das Kind / und wuchs zu ihm heran.  
Jetzt kauern hin zum lieben Kindelein  
die pädagogischen Männelein . . .“

*Kästner (1719-1800)*

Unsere Zeit ist an Paradoxien reich. Auch im Land Utopia der Pädagogik. Der Tanz ums goldene Kalb des Lebensstandards formiert sich, einen Augenblick verschnaufend (die Schuletats sind danach: nämlich erschöpft...), zur Polonaise durch den engen Korridor der Erziehung (wobei natürlich kein Elternteil fehlen darf!), um auch in die „Träumerkasernen“ (Carossa) etwas Glanz und „Fortschritt“ zu bringen: Denn in den Tanzpausen des Alltags, so es sie überhaupt noch gibt, versteht man ja schließlich auch etwas von Kindererziehung...

Doch die Sache ist bitterernst: In unserer technisierten Zeit mit ihrer „zivilisatorisch bedingten Reizüberfeinerung“ (Korn) ist für das Kind nicht nur kein Raum (Großstadtjugend!) und keine Zeit (Doppelverdiener usw.) vorhanden, sondern es wird überhaupt verneint, von innen heraus (Geburtenrückgang; „Kindervorstellung“ am Sonntagnachmittag usw.). Das Kind wird, nach Müller-Eckhard, nicht „wahr-genommen“ — Kindheit als arteigenes Sein: aber es soll „was werden“, o ja! — liebend und voll wirklicher Hingabe, was allein eine Ver-wahrlosung verhüten kann! Unser wirtschaftlich orientiertes Industriezeitalter also mit seiner soziologischen, ja ontologischen Kindfeindschaft zwingt die Pädagogik, um das Kind (plötzlich ist es wieder da, mit massiven Ansprüchen!), um die „Schülerpersönlichkeit“ einen wahren Seelenrummel, einen superpsychologischen Methodenschnickschnack zu entfachen. Und das Ergebnis? In den letzten Jahren verlassen Schüler die Schule mit einer Kenntnislosigkeit, die wahrhaft katastrophal ist!

Ist das „Jahrhundert des Kindes“ zu Ende gegangen? Unsere Zeit hat längst, vielleicht noch uneingestanden, die Frage bejaht; es ist also sehr nötig, daß die Pädagogik mit ihren „modernen“ Methoden der Entwicklung nicht länger nachhinkt, daß ihre Antwort: eine Antwort des Schulalltags, der Praxis, nicht minder eindeutig ausfällt!

Das ist mein Thema; es ist sehr speziell. Freilich, es ließe sich noch viel Allgemeines zur Verdeutlichung der Ausgangsposition sagen: daß unsere Kinder „keine Kinder mehr“ sind („Nicht sexueller Not im Sinne biologischer Notwendigkeit, sondern der von den Erwachsenen gestalteten ‚Kultur‘ ist die verfrühte Sexualität der Jugendlichen, ihre sexuelle Schwierigkeit zuzuschreiben“ — Päd. Lexikon der Gegenwart); für einen Untersekundaner (16), der jeden Film sehen darf, ist Feuerbachs Iphigenie „alter Plunder“ ... Es ließe sich ferner ausführen, daß sie z. T. nicht Kind sein *wollen* (rascher Gelderwerb als einziges Aus-Bildungsziel: Jugend kopiert die Erwachsenen-



welt); daß sie vom Materialismus als eigentlicher, vorgelebter Weltanschauung unserer Tage am richtigen Kindsein gehindert werden; daß die äußeren Verhältnisse des Schulunterrichts radikal kindfeindlich sind: Schichtunterricht, Mammutschule usw. Mein spezielles Thema lautet: Sind die Voraussetzungen, die um und nach 1900 der alten Lernschule gegenüber die neue Arbeitsschule entstehen ließen, heute noch wirklich gegeben? Ist die fruchtbare Anwendung des reinen Arbeitsunterrichts noch möglich?

Soll die „Pädagogik vom Kind aus“ zu Ende gehen? Zu Beginn sei klar festgestellt: Die Psychologie ist immer nur ancilla der Pädagogik! Rousseau proklamiert die Einzelerziehung; alle Pädagogen „vom Kind aus“ sind sich einig: Die beste Erziehung wäre die rein individuelle; und wir heute, von jenen, von der Psychologie vor allem, inspiriert? Wir hüten gleichfalls die Individualität des einzelnen Schülers wie einen kostbaren Schatz — allerdings gleich zu tausend in einem „Bau“, zu hundert in einem Notizbuch... „Fangt damit an, eure Zöglinge besser zu studieren; denn das ist sicher, ihr kennt sie nicht“ (Rousseau) — das ist wahr, buchstäblich, jedoch in einem anderen Sinn... Rousseaus Entdeckung der Altersphasen hat der Psychologie Eingang in die Schule verschafft. Aber was oben schon gesagt — daß nämlich die Psychologie, selbst wenn die Erziehung wirklich individuell wäre, was an der Riesenschule unmöglich ist, immer nur die zweite Rolle bei der Erziehung spielen darf — darüber scheinen sich manche überängstliche Lehrer nicht immer klar zu sein. Psychologie ist für die Erziehung kein Selbstzweck, und sie ist schon gar nicht gleichzusetzen mit Zimmerlichkeit! Wir sind durch sie alle ein bißchen weich geworden; man muß dem Schüler auch einmal etwas zutrauen. Das kann man schon. Mit Verstehen *allein* (Dilthey) ist's nicht getan, vor allem nicht an der Mammutschule. Hier kann man auch von einer „negativen“ Erziehung (Rousseau) sprechen, aber: das „Wachsenlassen“ wird hier zum „Laufenlassen...“: die Kollegen resignieren! Charakterbildung an einer Großstadtsschule? Utopie...

Die Pädagogen der genannten Richtung waren eigentlich alle gegen *jede* Art von Unterricht; an seine Stelle tritt ein natürlicher geistiger Verkehr (Vorbild: Unterweisung in der Familie); nur wenn das Kind selbst es wünscht, kommt auch Unterricht hinzu. Im übrigen wird viel diskutiert, und zwar Schüler und Lehrer zusammen; die Schüler bestimmen dabei das Thema; diskutiert wird solange, wie im Kreise der Diskutierenden das Interesse lebendig bleibt; 3 bis 4 Themen werden erfahrungsgemäß in einer Stunde durchgesprochen. So bei B. Otto. — Gurlitt, Scharrelmann und Gansberg traten für eine Art Gelegenheitsunterricht ein; das sah so aus: Man ging aus von einem Erlebnis, das das Kind gerade beschäftigte; dieses besprach man gemeinsam — was für ein Erlebnis das war, war ganz zufällig! — in diese Diskussion baute man dann den Sachunterricht hinein.

Ich behaupte, daß der Arbeitsunterricht, wie man ihn heute sehr oft praktiziert findet, sehr viel mit dieser Art Gelegenheitsunterricht gemein hat, sehr wenig aber noch mit seinen eigentlichen Ahnen, Kerschensteiner und Gaudig.

Der Arbeitsunterricht (AU) geht aus, baut auf, lebt von dem Prinzip der geistigen Selbständigkeit. Diese geistige Selbständigkeit müßte den Schüler zu zweierlei befähigen: a) selbst gezielte Fragen zu stellen, um das gemeinsam

zu Er-arbeitende schrittweise zu fördern, b) eine ihm gestellte umfassende Frage zusammenhängend zu beantworten. Beides ist nur möglich, ganz gleich, in welchem Fach, wenn ein wirkliches geistiges Interesse vorhanden ist; ich leugne das Vorhandensein dieses geistigen Interesses bei einem großen Teil unserer heutigen Gymnasiasten (zumindest  $\frac{1}{3}$  in allen Klassen ist völlig fehl am Platze!). Um vorerst nur eines einmal fragen zu dürfen: Warum stellt unsere Jugend z. B. so wenig geistige Ansprüche? Materielle, o ja: aufgabenfreier Nachmittag, Sportnachmittag, Wandertag, Mitbestimmung usw. Aber mit jedem billigen Film sind sie meistens zufrieden, jedes Fernsehprogramm ist ihnen gut genug, jede Illustrierte genügt — wenn es nur mühelos unterhält. Sich geistig mit allem abspeisen lassen, was der sogenannte Kulturbetrieb bietet! — Ich weiß, ich verallgemeinere; wenn ein Lehrer seine Klasse gut genug kennt, wenn er Mut hat und aufgeschlossen diesen Dingen gegenüber ist und ganz offen über alles spricht, dann sieht manches anders aus, ich weiß das und halte persönlich solche Aussprachen für wichtiger, als unbedingt mit der Parallelklasse bei der gleichen Lektion zu stehen. Das Ganze selbst, aktiv in Teile zergliedern, ordnen (Auseinander-setzung): das Ganze einer Lektüre, einer Aufgabe, eines Theaterstückes, einer Reise — und diese Teile dann wirklich sich zu eigen machen (An-eignung): Erwirb es, um es zu besitzen! Worin sonst besteht nach Kerschensneider der bildende Wert des AU als in der selbstgewollten „Auseinandersetzung“ und „Aneignung“ des Stoffes? „Interesse an geistigen Gegenständen haben, heißt also zugleich: sich auch dynamisch aus der Umklammerung der Reizsituationen lösen, von den Triebimpulsen eine freie Zone fordern, heißt also ferner: auf nächstliegende Reaktionen mit ihrem Lustgewinn verzichten. Zwischen geistigem Schaffen und sinnlichem Verzicht ist allen Zeiten ein Zusammenhang bewußt gewesen, geistiges Leben ist wesensmäßig Entsagung, Askese“ (Busemann).

Nun zum Fach Deutsch. Rahn führt zur Begründung des Protokolls im Deutschunterricht (DU) folgendes an: „1. Die Schüler sollten den DU nicht mehr als unterhaltendes, bequemes Fach betrachten, als Fach, in dem man nicht unbedingt aufzupassen, auf dessen einzelne Unterrichtsstunden man sich nicht vorzubereiten, dessen Unterrichtsergebnisse man nicht nachträglich zu verarbeiten brauchte, weil im Ernst von Ergebnissen gar nicht geredet werden konnte... 4. Die einzelne Unterrichtsstunde sollte nicht mehr einen zufällig sich ergebenden Gegenstand in zufällig sich ergebenden Lehrmethoden behandeln, sondern einer klaren, besonnenen und bewußten Planung unterworfen werden.“

Das ist es! Der „Arbeitsunterricht“ als zwangloses gemeinsames Gespräch über eine Dichtung bleibt am Ende einer Stunde so oft ohne festumrissenes, wirklich er-arbeitetes Ergebnis — oder, wie es oben hieß — der Sachunterricht bleibt aus: Der Wortlaut der Dichtung selbst ist viel zu wenig „zu Wort“ gekommen, *er* hat nicht „gearbeitet“: im und mit dem Schüler, es wurde immer nur geredet *über*, vom aufgeschlagenen Text, im Zickzackkurs, weit fortgeführt... Es ist alles so zufällig, es bleibt alles so unverbindlich! ... AU in diesem Sinn: ein unverbindliches, müheloses, ja genußvolles Diskutieren, wobei man geneigt ist, bloße Betriebsamkeit bereits für Ergebnis, Gewinn oder gar bewiesenes geistiges Interesse zu halten... Nur keine Zwischenfragen, etwa ganz konkret — um den „guten Eindruck“ der Stunde wäre es

vielleicht geschehen! Und nun gewöhne einmal eine Klasse ein Jahr lang oder länger daran . . . O ja, die Jungen reden gern: um nicht vielleicht ernsthaft arbeiten zu müssen! Aber was für ein Irrtum, aus dem hemmungslosen Drauflosschwätzen Schlüsse zu ziehen: auf die Begabung der Klasse, des Einzelnen!

Ich glaube, daß über den seelischen Schaden, den jemand nimmt, wenn er schließlich glaubt, über alles und jedes leichtfertig reden und urteilen zu können, wohl keine Unklarheit besteht. „Eine Schule, in der mehr geschwätzt als gelernt, mehr geurteilt als gearbeitet wird, ist des Teufels“ (Stolz).

Ich muß hier einem möglichen Irrtum vorbeugen: als ob ich AU einfach mit Diskussion gleichsetzte — keineswegs; mein Ausgangspunkt war das Fach Deutsch — und dieses ist meines Erachtens immer von der Gefahr umlauert, durch allzu vieles „Sprechen über“ Schwätzer heranzuziehen, die, wenn es darauf ankommt, ganz konkret eine Aussage machen zu müssen, sehr oft nichts zustande bringen, was Hand und Fuß hat. — Ich bin kein Gegner des AU schlechthin. Ich bin vielmehr gegen den übertriebenen AU. „Üben“ z. B. ist *auch* Arbeit, Einübung *auch* AU! Wie das Sprichwort sagt: Übung macht den — magister. In diesem Sinne läßt sich, im Lateinischen etwa, auf der Unterstufe herrlich AU machen — neben dem andern selbstverständlich: Da können schon Sextaner ganze Konjugationsschemata selbst finden, Quintaner die Steigerung von Adjektiven erarbeiten, Quartaner die Übersetzungsregeln des Abl. abs. allein formulieren usw. — ganz sicherlich! Man darf nur nicht zu extrem, zu einseitig sein — als ob es für das Kind nun gar keine Schwierigkeiten mehr geben dürfte; als ob es gar nichts „lernen“ müßte (und wenn, dann nur ja „spielend . . .“); und man muß sich weiter von Zeit zu Zeit immer wieder an grundsätzliche Dinge erinnern, z. B.: Die höhere Schule wird vom Bildungsgut her bestimmt! Die Übersicht bei Deimel ist einprägsam: Die *Volksschule* geht ganz „vom Kind aus“ — viel mehr als die höhere Schule; und darum hat, ganz konsequent, hier die Psychologie auch viel mehr zu sagen; die Umgebung des Kindes ist das Wesentliche. — Bei der *höheren Schule* ist die Individualität nicht mehr so entscheidend, sondern das Kulturgut, in der Gesamtheit — nur hier *noch* alle Aspekte der *abendländischen Kultur*! Ist nicht die höhere Schule der einzige Ort einer *wirklichen*, wenn auch im Umfang bescheidenen *universitas litterarum*? — Auf der *Universität* lernt der Jugendliche ja wirklich nur einen Ausschnitt daraus; hier also geht es weder um das „Kind“ noch um das „Kulturgut“, sondern nur noch um die Wahrheit. So weit Deimel. — Jede dieser drei Bildungsstätten, das ist klar, hat ihre spezifische Arbeitsweise — aber: „Die Pflichten des Alltags bleiben, sie tragen nur andere Namen, sie wachsen, und eine Schule, die nicht eine wohlerwogene Last auf Ihre Schultern gelegt und Sie zu tragen gewöhnt hätte, sähe Ihr Scheiden heute mit Bangen“ (Stolz an einen Abiturienten).

Wann machen wir mit der übertriebenen Pädagogik „vom Kind aus“ ein Ende? — Ich lese in einer Methodik von 1912 (!) folgende Stelle. „Es wird gegenwärtig ein unheilvoller Kultus mit der Persönlichkeit des Kindes getrieben. In der Bekämpfung des Dutzendmenschen, der Schablonenerziehung kommt man schließlich dahin, nur den Eigenwillen, aber keinen gemeinsamen Willen gelten zu lassen. So wird das Kind nicht zur Persönlichkeit, sondern vielfach zum Tyrannen der Eltern und Lehrer. Nur durch Gebundenheit gelangt man zur wahren Freiheit und zur sittlichen Persönlichkeit.“



Der Verfasser scheint auch gewisse Erfahrungen gemacht zu haben bei, sagen wir, bei dem Abhören von Gedichten, Vokabeln, bei der Durchsicht schriftlicher Hausaufgaben und Berichtigungen, überhaupt beim Abfragen von Wissen.

„Überforderung des Kindes“ — der Schlachtruf aufgebrachter Eltern! Als ob die wahren Zusammenhänge nicht längst aufgedeckt wären: Weil der Schüler sich nicht konzentrieren kann, fühlt er sich überfordert!

Die Pädagogik der weichen Hand! Latein ist zweifellos ein sehr anspruchsvolles Lernfach, wenn nicht das anspruchsvollste, ein ausgesprochenes Fleißfach — also weg damit! Überhaupt: Alles Solide, Hausbackene, Simple ist verpönt! Immer „Schmus“ und nur nicht einmal „scharf ran!“ Hic Rhodus, hic salta! Nicht alle Widerstände im voraus beseitigen! Nicht alle Schwierigkeiten schon vorher aus dem Wege räumen! Was heute fehlt, sind ja die Widerstände, an denen der Mensch bekanntlich wächst; die technische Zivilisation hat unser Leben so mit Komfort ausgepolstert, daß es wirklich eine „Lust zu leben“ ist. Der Mensch wird willensschwach: Also müssen Widerstände geschaffen werden bei der Erziehung des jungen Menschen, wenn man ihn überhaupt stark, fest machen will! Wo keine Widerstände zu überwinden sind, ist keine innere Freiheit; innere Freiheit und Verantwortung aber stehen in einem Zusammenhang, beide sind Kriterien der Reife: Wenn man sich nämlich einfach treiben läßt, d. h. wenn ich mich selbst aus der Kontrolle des Willens entlasse, kann man sich ja gar nicht für sich verantwortlich fühlen — geschweige für andere (Schülermitverantwortung!).

Wir sind nicht hart, energisch genug; wir fordern zu wenig, setzen zu viel voraus. B. Otto z. B., wohl der bedeutendste Pädagoge „vom Kind aus“, wollte den „Unterricht“ auf dem echten Erkenntnistrieb des Kindes aufbauen: kein Abfragen des Kindes, sondern wenn das Kind etwas nicht weiß, dies aber wissen möchte (!), so fragt es selbst danach. — Mich hat, um ein winziges Beispiel zu geben, noch nie von sich aus ein Schüler gefragt, warum es parentes und nicht parientes heiße und warum etwa repperi mit pp geschrieben werde.

In unserer heutigen höheren Schule wird zu wenig wirklich gearbeitet und zu wenig fest und sicher gewußt! Wenn aus dem Bestreben heraus, die Individualität des Kindes sich nur ja frei entfalten zu lassen, sagen wir die Rechtschreibung eine gewisse Geringschätzung erfährt, so halte ich das für verkehrt. Es gibt einfach kein „learn by not-doing“, und es gibt ebenso kein Wissen ohne Sitzfleisch. Ich eröffne hier ja keinen Feldzug gegen das Kind — so sehr wird man mich nicht mißverstehen. Im Gegenteil! Ich sehe vielmehr in einer richtigen Hinwendung zum Kind einen Weg — vielleicht den einzigen — vom Materialismus und Egoismus weg hin zu einer neuen Transzendenz... Wir stehen, wenn wir unsere Jugend im Westen wirklich erziehen, ja wenn wir sie retten wollen, an einer Wende. Wir hinken, das ist mein Eindruck, der Entwicklung (biologisch, psychisch, soziologisch) nach. Wir fahren im alten Stil des Arbeitsunterrichts um jeden Preis fort — und wissen doch, daß heute der Raum wirklicher geistiger Produktivität sehr begrenzt, daß im Zeitalter der Automation die Möglichkeit menschlicher Spontaneität verschwindend klein ist. Konstatieren wir auch ausdrücklich noch einmal die Bankrotterklärung vieler Eltern: „Wir werden mit unseren Kindern nicht mehr fertig!“ Wir aber tun

so, als ob nichts geschehen wäre. Wir haben es lange mit der vielleicht allzu großen Freiheit, mit der „Leichtigkeit“ versucht; wir haben unsere Kinder befreit vom Buchstabieren (Ganzheitsmethode), vom Abstrahieren (Anschaulichkeit), vom Lernen gleich „Pauken“ (Arbeitsunterricht), wir haben die „indirekte“ Methode — was wird noch ersonnen, um in unsere Arbeitsgemeinschaften Kindergartenfreude hineinzuzaubern? Versuchen wir es doch einmal mit größerer Bindung, strafferer Zucht, intensiverer Arbeit, größerem Fleiß.

Multum, non multa! Nicht Vielwisserei, *aber doch Wissen* — und das bessere (Streit der Schultypen!) ist jenes, das nicht nur den Kopf vollpfropft, sondern zwei Dinge berücksichtigt: Urteil (Wie machen wir unsere Schüler verständiger?) und Charakter (Wie machen wir unsere Schüler besser?) — wie heißt es doch: „Nach bestem *Wissen* und *Gewissen* . . .“ Wir haben in dem Bestreben, von der Lernschule des Positivismus wegzukommen, die Urteils- und Charakterbildung von der Wissensübermittlung zu radikal getrennt. Was ein Methodenumschwung werden sollte, wurde immer mehr auch eine Verlagerung des Ziels (das berühmte „selbständige Denken und Urteilen“); jetzt sind das Wie und das Was nicht mehr zu trennen. Was Wunder: Das Wissenswerte will heute nicht mehr „gewußt“, sondern bequem „nachgeschlagen“ werden! Ist die Lexikonflut unserer Tage (je knapper, desto besser) nicht ein Beweis dafür? Die oberflächliche „Orientierung“ — das reicht (und ist zum „Urteilen“ ja auch wohl hinreichend!). Wird hier dem Gedächtnisschwund, der geistigen Trägheit nicht Vorspanndienst geleistet?

Wir alle empfinden es als sehr betrüblich, wenn die Kölner Handelskammer, die bei der letzten schriftlichen Lehrabschlußprüfung 1507 kaufmännische und 245 gewerbliche Lehrlinge im Durchschnittsalter von 18 $\frac{1}{2}$  Jahren befragte, bekannt geben muß, daß z. B. nur  $\frac{2}{3}$  der Befragten (knapp) mitteilen konnten, wer Bismarck war (unter den Antworten befinden sich Feststellungen wie „Bundespräsident“, „Hering“, „Kaiser von Österreich“, „Erbauer des ersten Schiffes“!); oder wenn das bayerische Landespersonalamt in München Anwärter für den mittleren Staatsdienst befragt und wenn dann unter den deutschen Nordseeinseln weder Jalta und Borneo noch Sydney und Kamtschatka fehlen!

Die allzu große Freiheit, das Pinzip der „Leichtigkeit“ ist vielen nicht bekommen — und bekommt heute vielen sehr schlecht! „Dem Kinde volle Eigenentfaltung zubilligen heißt, die Fähigkeit zur gesellschaftlichen Existenz als ursprünglich gegeben voraussetzen. In Wirklichkeit setzt Erziehung aber immer . . . Zwang voraus. Selbst bloße Nachahmung und Respektierung achtunggebietender Vorbilder beruhen auf indirekt und sublim wirkenden äußeren Zwangseinflüssen . . . Erziehung war schon immer, lange bevor die Schule erfunden wurde, Nötigung zur Anpassung, manchmal schmerzliche Formung“ (FAZ).

„Wer nicht geschunden wird, wird nicht erzogen“ — warum sollte dieses alte Wort gerade im 20. Jahrhundert seine überzeitliche Gültigkeit eingebüßt haben? Ohne Zwang geht es nicht! Wir Lehrer stehen vor der Schwierigkeit, um ein Wort Schillers abzuwandeln, mit unseren Schülern zu leben, aber nicht deren Geschöpfe zu sein; wir haben ihnen zu leisten, was sie (in der Zukunft!) bedürfen, nicht was sie (während ihrer Schulzeit) loben.

## Martin Buber achtzigjährig

Nirgendwo war das Hineinwachsen der jüdischen Bevölkerung in das europäische Geistesleben am Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts und im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts so fruchtbar und so spannungsreich wie im mitteleuropäisch-deutschen Sprachgebiet. Im Osten Europas war dieses Hineinwachsen noch im neunzehnten Jahrhundert erschwert oder unmöglich gemacht: die jüdische Bevölkerung verblieb ein Eigenkörper mit seiner Sprache und Kultur. In Westeuropa und in den Vereinigten Staaten erfolgte das Hineinwachsen in schon gefestigte politische und kulturelle Gemeinschaften, erleichtert durch das dort vorherrschende liberale Traditionsgut. Das deutsche Sprachgebiet lag in der Mitte zwischen Osten und Westen auch in Rücksicht auf das, was man in Rußland und Deutschland das „jüdische Problem“ genannt hat. Im deutschen Sprachgebiet fehlten das staatliche Gefüge ebenso wie die liberale Tradition, die in Nordamerika, Großbritannien oder in Holland das jüdische Leben aufnehmen und einschmelzen konnten. Frankreich war ein besonderer Fall, weil dort von der Revolution an der politische Charakter des Staatsgefüges und die liberale Grundhaltung stets umstritten waren. Doch war der Liberalismus stark genug, sich immer wieder durchzusetzen. Im deutschen Sprachgebiet blieb er schwach und unterdrückt. Es war das Zeitalter der Aufklärung, das in seinem breiten Strom der Emanzipation auch die Juden zur vollen Teilnahme an dem geistigen und politischen Leben ihrer Länder empor trug. Das Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts, das Deutschland Lessings und Mendelssohns, hatte seinen Anteil an der Aufklärung. Das geistige und politisch führende Deutschland der folgenden Zeit verwarf die Aufklärung.

Das Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts, das Deutschland Lessings und Schillers, wurde geistig richtunggebend nicht nur für die Juden im deutschen Sprachgebiet, sondern auch in Osteuropa. Die Aufklärung unter den Juden, die in hebräischer Sprache 1784 mit der Zeitschrift „Hameassef“ in Königsberg begann, verbreitete sich schnell in deutscher Sprache nach Rußland und in den Donauraum. Deutsch wurde die Bildungssprache der ost- und südosteuropäischen Juden, durch die sie in den abendländischen Raum eintraten. Diese deutsch-jüdische Aufklärung, vom Westen abgeschnitten, nahm schnell die nach-aufklärerischen, vor allem auch die romantischen deutschen Entwicklungen in sich auf. Aus ihr entsprang der kurzlebige Verein für Kultur und Wissenschaft des Judentums, den der große Hegelschüler Eduard Gans 1819 begründete, und die Wissenschaft des Judentums, deren erster Sprecher Leopold Zuntz 1823 war. Den Hintergrund dieser deutschen Bestrebungen, die das gesamte jüdische Denken und Forschen in allen Ländern von Rußland bis Nordamerika auf eine völlig neue Grundlage stellten, bildete nicht nur das Erbe der Aufklärung, sondern vor allem der moderne Antisemitismus, der in Deutschland mit größter Heftigkeit nach den als anti-westlich verstandenen Freiheitskriegen einsetzte und Deutschland zum Heim und Vorbild zumindest der geistigen anti-jüdischen Bewegungen machte.



Das Element des Spannungsreichen und Fruchtbaren im Leben der Juden im deutschen Sprachraum war so von Anfang gegeben. Es wuchs im Laufe der Zeit in beider Hinsicht. Die politischen Spannungen waren am stärksten im Habsburger Reich. In dem kleindeutsch-preußischen Machtstaat verhielten sich die jüdischen Bürger wie alle anderen: manche standen dem Werke Bismarcks und seinen außen- und innenpolitischen Folgen kritisch gegenüber; ihre Zahl war unter Protestanten, Katholiken und Juden gleichermaßen gering, was nicht gerade für die politische Einsicht der Deutschen zeugte; die überwiegende Mehrheit bejahte den neuen Staat und war von unbändigem Stolz auf ihn erfüllt. Anders war die Lage in Österreich mit seinen vielgestaltigen, von 1848 an aufbrechenden Nationalitätenproblemen. Die Juden gehörten vorwiegend dem deutschen Sprach- und Kulturkreis an und wollten ihm angehören. Sie gerieten dadurch in Konflikt mit den embryonalen Nationalstaatsgefügen, die das übernationale Reich zu zersetzen begannen. Es ist kein Zufall, daß der moderne jüdische Nationalismus bei Juden des Habsburgischen Vielvölkerstaates einsetzte und das erste Zentrum der zionistischen Bewegung Wien war. Es ist auch kein Zufall, daß der Antisemitismus in den habsburgischen Ländern mit ihren scharfen national-expansionistischen Kämpfen besondere Intensität erlangte. Aber das Wachsen der Spannungen beeinträchtigte nicht die Fruchtbarkeit. In keinem Sprachgebiet haben Juden solch eine schöpferische Tätigkeit auf allen Gebieten erwiesen wie im deutschen Sprachgebiet, in Wien ebenso wie in Berlin, in Prag wie in Frankfurt. Das Eingehen der Juden in die europäische Kulturgemeinschaft hat ihre schöpferische Kraft überall so befruchtet, daß die letzten anderthalb Jahrhunderte auf einer ganz breiten Front wohl die schöpferischsten in der langen Geschichte des Judentums waren. Drei der schöpferischsten Gestalter modernen Denkens — wie immer man zu ihren Theorien stehe — stammten aus dem deutschen Sprachgebiet: Marx, Freud und Einstein.

Unter den großen Persönlichkeiten, deren Wurzelboden die spannungsreiche Fruchtbarkeit deutsch-jüdischen Lebens hervorgebracht hat, steht heute Martin Buber in allererster Reihe. In der Weite seines Wissens und in der Lebendigkeit seiner Persönlichkeit ist er wohl unter den Religionsphilosophen und -historikern der Welt führend. Heute gehört Buber in die Reihe der Achtzigjährigen, deren unverminderte geistige Frische und deren wachsendes Weltverständnis das Erstaunen jüngerer Generationen erregt. Es ist am 8. Februar 1878 in Wien geboren. Aber schon in seinem dritten Lebensjahr kam er in das großelterliche Heim in Lemberg in der polnisch-ukrainischen Provinz des Habsburger Reiches. Sein Großvater Salomon Buber war einer der letzten Meister der Spätaufklärung, ein Großbürger, der auf dem Gebiete der Midraschforschung die Genauigkeit deutscher Fachgelehrsamkeit mit dem traditionellen ostjüdischen Talmudkennertum verband und die hebräische Sprache völlig beherrschte. In den vierzehn Jahren, die Buber in Galizien verbrachte, eignete er sich nicht nur jüdisches Wissen an, sondern kam auch mit dem Chassidismus in Berührung, der mystisch-pietistischen Sekte, die im polnischen Judentum des achtzehnten Jahrhunderts entstand und deren Kenntnis weiteren Kreisen Buber als erster später vermittelte. Nach Mitteleuropa zurückgekehrt, studierte Buber in Wien, Leipzig, Zürich und Berlin. Dort übten Dilthey und

Simmel den größten Einfluß auf ihn aus. Als ein Zwanzigjähriger schloß er sich der noch jungen und in ihren Zielen sehr vagen zionistischen Bewegung an. Zugleich folgte er der damals in Deutschland herrschenden Geistesströmung, die ihn zu Jakob Böhme und der deutschen Mystik hinführte. In Zürich lernte er im Jahre 1899 seine Frau kennen, eine Süddeutsche, deren lebensmäßiger und formender Einfluß auf Bubers Schaffen groß war. Paula Winkler, wie sie damals hieß, in jungen Jahren eine Mitarbeiterin dieser Zeitschrift, ist selbst eine Schriftstellerin von Rang geworden, deren viel zu seltene Romane und Erzählungen der Insel-Verlag unter dem Namen Georg Munk veröffentlicht hat. An Bubers achtzigstem Geburtstag ziemt es, auch dieser Frau zu gedenken, die ihm noch heute zur Seite steht.

Seit den Tagen in Zürich am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts kann Buber aufs sechs Jahrzehnte unablässig weitender Tätigkeit und inneren Wachstums zurückblicken. Zehlendorf bei Berlin, Heppenheim an der Bergstraße, und seit 1938 als Folge des Dritten Reiches, Jerusalem waren die Stätten, von denen seine Wirksamkeit ausstrahlte. In seiner Entwicklung hat er den geistigen Wandel Mitteleuropas widergespiegelt und mitbestimmt. In den im deutschen Sprachkreise geistig so bewegten Jahren unmittelbar vor und nach dem Ersten Weltkrieg hat Buber Teile der jüdischen Jugend tief beeindruckt; über den deutschen Sprachraum ist diese Wirkung kaum hinausgegangen. Weiteren Kreisen wurde er damals als Deuter des Chassidismus und auch der Mystiker anderer Kulturkreise bekannt. Innerhalb des Zionismus hat Buber die sittlich kulturellen Aufgaben betont und in ihm einen Kampf um innere Läuterung gesehen. Die jüdische Siedlung in Palästina sollte allen Bewohnern des Landes dienen. Ihre wahre Parole müsse lauten, sagte Buber, Dienst an der arabischen Bevölkerung des Landes „um des werden sollenden Gemeinwesens willen; Interessenvereinigung, aber auch Förderung ihrer besonderen Interessen, um sie die Wünschbarkeit und Möglichkeit der Interessenvereinigung fühlen zu lassen; aber über diesen Zweck hinaus, um ihres Wohls als eines Gliedes der werden sollenden Gemeinschaft willen.“ Diese Parole ist nur die eines winzigen und völlig einflußlosen Kreises im jüdischen Palästina geworden. Das besagt nichts gegen ihre wirkliche Bedeutung, nicht nur auf moralischem, sondern auch auf realpolitischem Gebiete.

Bubers Philosophie seiner Reifezeit, die in seinem fünften Jahrzehnt einsetzte, führte ihn vom Chassidismus zur Bibel, von der mystischen Vereinigung mit Gott zu der immer lebendigen Zwiesprache zwischen Ich und Du, dem Titel des schmalen und doch übervollen Bändchens, mit dem diese neue Stufe in Bubers Wachstum begann. In einer gewissen Beziehung ist sie Sprachphilosophie, und in einem nicht veröffentlichten Vorwort zu dem Buche hieß es: „Was hier Sprache genannt wird, ist der Urakt des Geistes, dessen menschlichem Vollzug die Laut- und alle Zeichensprache als Helfer und Werkleute dienen.“ Das Leben als Dialog, die Wahrheit als Begegnung, das Verständnis der Bibel und der Geschichte als Anruf des Göttlichen an den Menschen und als des Menschen Antwort und Verantwortung, Beziehung als Substanz der Welt, Verantwortung im gelebten und der Begegnung offen stehenden Leben des Alltags — das sind Bubers Grundgedanken, die heute in weiten Kreisen der deutschen, französischen, anglo-sächsischen Gedankenwelt nachhaltigen

Einfluß ausgeübt haben und auch für Psychologie und Pädagogik, für Gemeinschaftsphilosophie und Religions- und Mythengeschichte fruchtbar geworden sind.

Seit dem Ende des Unheils, das die Deutschen über sich und über Europa gebracht haben, ist Buber häufig in Deutschland gewesen. Er war der erste, der die lebendige Beziehung wieder aufnahm. Er ist in Deutschland hoch geehrt worden. Seine Vorlesungen dort (wie übrigens auch in den Vereinigten Staaten) füllen große Hörsäle und unter den Zuhörern überwiegt die Jugend. Der dem Leben so nahe Gelehrte aus Jerusalem ist in Deutschland kein Fremder. Die entscheidenden ersten sechs Jahrzehnte seines Lebens hat er im deutschen Sprachkreis gelebt. Aus uraltem biblischen und aus jüngerem chassidischen Gute schöpfend und es deutend, ist er doch zu tiefst verwurzelt in jener geistig so fruchtbaren und lebensmäßig so spannungsreichen, so schöpferischen und so gefährdeten, und dabei völlig einzigartigen deutsch-jüdischen dialogischen Einheit, die, wie so vieles andere in Deutschland, als das Hitlerunheil die Macht an sich riß, zu Ende kam und versank. Das nach-hitlerisch gewandelte Deutschland begrüßt in Buber mit Recht eine ehrwürdige Gestalt, die es an Großes in seiner eigenen Vergangenheit mahnt. Buber bedeutet für die Welt einen der wesentlichen Denker und Menschen dieser Zeit. Für Deutschland bedeutet er mehr.



RAKETEN — DON QUICHOTTE



## Honoré Daumier

Zu seinem 150. Geburtstag am 26. Februar 1958

Vor 150 Jahren, am 26. Februar 1808 wurde Honoré-Victorien Daumier in Marseille geboren. Sein Vater, seines Zeichens Glasermeister, fühlte sich als Dichter und glaubt, in der Hauptstadt Paris eher anerkannt zu werden. So übersiedelt die Familie, als Honoré noch ein Kind war, nach Paris. Doch weder für den Dichter noch für den Hausvater war das von Erfolg. So mußte Honoré noch sehr jung mitverdienen helfen und war gezwungen, als Laufbursche für einen Juristen und dann als Buchhandlungsgehilfe zu arbeiten. Aber er vermag doch bald zu erreichen, daß er zeichnen und malen lernen darf. Die damals neu erfundene Lithographie zieht ihn besonders an. Und bald schon erscheinen die ersten politisch-satirischen Zeichnungen in Philippon's Wochenschrift „La Caricature“ und haben Erfolg, unter anderm auch den, daß der junge Zeichner für eine gegen den Bürger-König gerichtete Zeichnung für sechs Monate ins Gefängnis muß. Bald darnach brechen in Paris die Aufstände des Jahres 1834 aus, und im September 1835 macht ein neues strenges Pressegesetz politische Karikaturen unmöglich. Seitdem wendet sich Daumier der Abschilderung seiner Mitbürger zu und in 5000 Lithographien und Holzschnitten wandelt er dieses unerschöpfliche Thema während seines ganzen Lebens ab, immer neues findend und zeigend. Er findet viel Anerkennung, aber wenig materiellen Erfolg. Auch die 400 bis 600 Gemälde, die er, sozusagen für sich selber schafft, bringen Ruhm aber kein Geld, und der Künstler bleibt, zusammen mit seiner bescheidenen Gattin, bitterarm bis an sein Lebensende.

Dieses bescheidene Leben, an äußeren Ereignissen und Wirkungen scheinbar arm, verläuft durch fast drei Viertel des 19. Jahrhunderts. Daumiers Jugend ist hineingestellt in die Zeit, in der eine Welt, nach der französischen Revolution und der Napoleonischen Epoche, sich in tiefer Aufklüftung, schweren Konflikten und voller Unsicherheit einzurichten versucht. Der Boden aber, auf dem die Vätergeneration stand und sich sicher glaubte, ist gewichen. Und die Generation der Söhne hat keinen Grund unter den Füßen. Es ist eine Zeitwende, der unsrigen sehr ähnlich, die Epoche, in der die Maschine und die Mechanisierung und Vermassung in einer völlig ungeahnten Art und Kraft die Welt verändern und die Zeitgenossen in wilder Fahrt in eine unbekannte Richtung und Zukunft mit sich reißen — so wie heute auch.

In solchen Zeitläufen drängt das innere Geschehen mehr als sonst nach Ausdrucksformen. Und wenn sich ein Genius findet, der das, was dunkel geahnt, aber unfassbar jeden Einzelnen bedrängt, mit den ihm gegebenen Mitteln auszudrücken, zu gestalten vermag, sei es mit der Sprache oder der Feder, sei es mit dem Griffel oder dem Meißel oder dem Saitenspiel oder wie immer, dann wird sein Werk als Erlösung und Befreiung erlebt und wirkt so weiter.

In seiner Zeit war Honoré Daumier in der ersten Reihe der Wenigen, die der Zeit Ausdruck geben konnte.

Man nennt ihn gerne den großen oder gar den größten Karikaturisten. Aber wenn Karikatur absichtsvolle Entstellung der Wirklichkeit ist, dann sind Daumier's Schöpfungen keine Karikaturen. Vielleicht kann man noch seine ersten politisch-satirischen Zeichnungen so bezeichnen. Aber auch das kennzeichnet sie nicht richtig. Denn Daumier entstellt nicht, verzerrt nicht, was er sieht. Er sieht, erfaßt die wahre Wirklichkeit und sein genial-unfehlbarer Zeichenstift hält fest, für seine eigene Zeit und für die kommenden Zeiten, wie die Menschen und die Verhältnisse in Wahrheit waren und sind.

Er zeichnet die Herrschenden, die Herrschbegierigen, die Satten und die Hungrigen, die Bürger des täglichn Alltags in ihren unbewachten Gesten und Mienen, in ihren berechneten oder zur Schau getragenen Bewegungen und Lebensformen. Und so, wie er sie darstellt, so sind sie. So sind sie auch heute noch, wenn sie auch andere Röcke und Hüte trugen. Wir erkennen sie heute wieder, den Mann, die Frau, im Eisenbahnwagen III. Klasse oder auf der Straße, denn wir sahen sie heute im Autobus oder im Flugzeug uns gegenüber-sitzen.

Das sind keine Karikaturen. Das sind lebendige Menschen. Sie werden nicht entstellt und nicht verspottet. Es werden nur ihre verborgenen, vielleicht von ihnen selbst nicht geahnten und doch wahren Züge in das Licht eines unsichtbaren Scheinwerfers gestellt. Diese Menschen, mit wenigen Strichen umrissen und hingestellt, sind in ihren Bewegungen, in ihrer Haltung und Gestik und Mimik lebendig und bleiben es für alle Zeiten.

Zugleich aber sind sie doch auch Typen, allgemeine Lebensformen, der geldgierige Advokat, der weltfremde Richter, der erbarmungslose Hausbesitzer, der selbstgerechte Kleinbürger, der prätentiose Blaustrumpf, der erschütternd arme Marktschreier und Jahrmarkts-Seiltänzer und was da an Gestalten in diesem ungeheuren Lebenswerk, in diesen unzähligen Blättern und Bildern sich noch findet.

Überall ist, obwohl der Typus das Individuelle überdeckt, dennoch immer der lebendige Mensch getroffen. Dennoch schmerzt keinen dieser abkonterfeiten Lächerlinge oder Unglücksmenschen oder Lumpen diese Bloßstellung. Denn sie gilt dem Typus und nicht einem Einzelnen. Sogar wenn ein verhaßter Politiker persönlich angegriffen wird — was in den ersten satirischen Kampfbildern gegen den Bürgerkönig und seine Minister und Staatsanwälte furchtlos geschah — geht es nie gegen die Person, sondern immer gegen den Ungeist, den sie vertritt.

Daher werden die späteren politischen Zeichnungen des älteren Daumier Allegorien und wiederum nicht Karikaturen.

Ebenso unrichtig, wie es ist, Daumier einen Karikaturisten zu nennen, wäre es, seine Kunst als Tendenzkunst zu bezeichnen. Tendenzkunst heißt eine Kunstübung, die nicht der Schönheit, sondern einer anderen Idee dient, für andere Werte arbeitet und dabei Mittel zum Zweck wird.

Ein prachtvolles Beispiel der Tendenzkunst ist die Kunst Käthe Kollwitz, die im edelsten und höchsten Sinn der Menschenliebe dienen will, der Liebe zu den Rechtlosen.

Vergleicht man Daumier und Käthe Kollwitz, so erkennt man, daß bei Daumier nichts von der der Tendenzkunst unvermeidlich anhaftenden leidenschaftlichen Einseitigkeit zu finden ist. Es findet sich auch nicht die Liebe, aber ebenso wenig der Haß. Es ist der Sinn und der Drang zu spüren, nach Wahrheit und nach der ihr verbundenen Gerechtigkeit. Das Ebenmaß nicht nur des Künstlers steht hinter dem genial-unbarmherzigen, niemals aber ungerechten oder einseitig darstellenden Griffel Daumiers.

Die so sehr bekannten und verbreiteten „Karikaturen“ aus dem Bürgerleben sind in diesem Sinn entstanden. Deutlicher und bedeutsamer noch wird es an den Bildern, die Daumier nicht für den alltäglichen journalistischen Broterwerb schuf. In denen konnte er sich am reinsten ausleben, da er beschämenderweise mit ihrer öffentlichen Verbreitung kaum rechnen durfte: diese herrlichen Bilder der Wäscherinnen mit ihren Kindern, der armselig-würdigen Jahrmarkts-Clowns und Seiltänzer, oder der Kunstliebhaber oder gar des Don Quichotte. Sie zeugen von seiner unstillbaren Nötigung, zu sehen, das Gesehene darzustellen, menschlich und verstehend, kaum aber liebend oder hassend. Wenn einer seiner Zeitgenossen, Michelet, Daumiers Kunst mit der Michelangelos verglich, so ist das ernst gemeint und ernsthaft zu würdigen. Denn dieser „Karikaturist“, der sein Leben lang bitter arm geblieben ist, war ein Diener der Wahrheit und des Ebenmaßes, nicht nur im künstlerischen, sondern auch im humanitären Sinn, ohne aber seine Kunst doch einer außerkünstlerischen Idee auszuliefern.

Sieht man näher zu, dann merkt man bald, daß Daumier immer solche Menschen und Typen zeigt, die der besondere Ausdruck der besonderen Unvollkommenheit seiner, ihrer Zeit sind.

Vor allem andern sucht er die Mächte, die politisch, moralisch, juristisch, sozial das Leben der Zeit beherrschen oder zu beherrschen suchen: die Advokaten und Richter, die Politiker, Minister und Deputierten, die Besitzenden, die Snobs und die Philister — denn auch sie vertreten die herrschende Moral und stellen sie dar —, die „papas“, die die patria potestas in der Familie repräsentieren. Immer geht es um die Mächte, die nicht zugleich auch wirkliche Kräfte und Rechte sind. Sie nimmt er immer wieder aufs Korn und enthüllt sie in ihrer Armseligkeit und eigentlichen Zweifelhaftigkeit.

Daumiers Lieblingsfigur, Don Quichotte, ist ja auch einer, der um Recht, Sitte und Ideal kämpft. Daß er dabei auch an Windmühlen als Gegner gerät, ist sein tragisches Geschick.

Es kann kein Zufall sein, auch nicht eine von außen durch die Zeit allein begründete Konstellation, die ein Leben lang Daumiers Griffel in dieser Richtung lenkt. Es muß einen tieferen, einen persönlicheren Grund haben.

Man darf, ja man muß, daran denken, daß Daumier einen Vater hatte, der, wie jeder Vater, die Idee, das „imago“ der Macht und Kraft für das Kind war; der aber, eingebildeten Dichterlorbeeren nachjagend, sich und seine Familie unbedenklich bitterer Not preisgab. Der den jungen Sohn zwingen mußte, in einem verhaßten und unwürdig empfundenen Erwerb des nötigen Brotes willen zu arbeiten, wenngleich es dem Jungen doch gelang, noch rechtzeitig zu seinem wahren künstlerischen Beruf zu finden. Es kann nicht be-



zweifelt werden, daß dieser frühe, tiefe und ganz besondere, nicht nur typisch-allgemeine Gegensatz Vater-Sohn Daumiers des Jüngeren Lebensform schicksalhaft beeinflussen und prägen mußte. Daß es Verkörperungen des Vaters sind, in diesem nicht nur individuellen und persönlichen Sinn des Herrn Jean-Baptist Daumier, die im Lebenswerk immer wieder als die Repräsentanten einer von innen her zweifelhaften und angezweifelten Macht dargestellt und bloßgestellt werden. Daß Daumier dabei trotzdem objektiv bleiben konnte, beweist seine überaus hohe Menschlichkeit, die ja auch in seinem unverzagten, selbstlosen Weiterarbeiten, unter allen Nöten bitterster lebenslanger Armut herausleuchtet.

Daß tiefpersönliche, im Unbewußten wurzelnde Faktoren, die aus der Kindheit und Familie zurückführen, hier wirksam sind, wird bestätigt, wenn man die merkwürdige Tatsache beachtet, daß Daumier's Kinderfiguren im Gegensatz zu seiner sonstigen Art beinahe immer auf das Böartigste entstellt sind. Es sind immer schlimmste ärgste Rangen-Gesichter, sogar wenn der Liebesgott Amor dargestellt wird. Welche besonderen persönlichen Erlebnisse des kinderlos gebliebenen Künstlers hier verantwortlich sind, wäre der Mühe wert zu untersuchen. Welche immer aber sie gewesen sein mögen, die unverkennbare Betonung dieser ablehnenden Darstellungsgewohnheit weist auf tiefverwurzelte persönliche Eindrücke.

Und auch die Frauen, die Daumier darstellt, sind nur entweder echte erhabene Mutterfiguren, wie die Mutter-Republik oder die einfachen Wäscherinnen-Mütter, oder sie sind Mißratene, Entstellte, Abgelehnte. Man erinnert sich an den tragischen Frauenfeind Otto Weininger, der die Frau auch nur entweder als Mutter oder als Dirne kennen wollte und zwischen diesen Extremen nichts zugeben konnte. Daß Daumiers Mutter, wie auch seine nie hervortretende Frau, beide bescheidene Frauen, an diesen lebenslang festgehaltenen „images“ mitgezeichnet haben werden, ist gewiß.

Die Blaustrümpfe, die heuchlerischen Ehefrauen, die Ehebrecherinnen, die „thumben Jungfräulein“, ob sie etwa auch Nausikaa oder Ariadne genannt sind, die kommen bei Daumier schlecht weg. Er mag sie offensichtlich nicht. Sie entsprechen nicht seinem Mutterimago und so muß er sie, in Kunst und anscheinend auch im Leben, ablehnen.

Die Motiv-Wahl und die Motiv-Behandlung gibt hier einen Fingerzeig und die Möglichkeit, verstehend in dieses Leben Einschau zu gewinnen und Überlegungen anzustellen, die in aller Ehrfurcht vor der Individualität und vor der Genialität so ausgesprochen werden mögen, daß entscheidende und frühe Einflüsse und Eindrücke das Werk mit beeinflusst haben. Sein Wert, künstlerisch und geistesgeschichtlich gesehen, wird dadurch in keiner Weise herabgedrückt, sondern sogar eher noch erhöht.

Daumier war ein Sehender, er war ein Schilderer und Versther seiner Zeit, einer der erkennen mußte und der, wie wenige nur vor und nach ihm, erkennen und gestalten konnte, was er sah.

Auch unserer Zeit, die an gleichen Nöten leidet und sich nicht über sie zu erheben vermag, kann er etwas sagen. Und wir sollten hören, was er zu sagen hat.

## Rede auf Erhart Kästner

Ein Dichterpreis wird vergeben. Ich habe mein Tagebuch aufgeschlagen. — Der 28. August 1932. — Gerhart Hauptmann erhält den Goethepreis der Stadt Frankfurt. Die Feierlichkeit ging damals noch nicht in der Paulskirche vor sich, sondern in den erinnerungsreichen Räumen des ersten Stocks im Haus am Großen Hirschgraben, — unter den ehrwürdigen Ahnenbildern des Schultheißens und der Großmutter Textor und den farbenfrohen Stilleben des Malers Juncker, für die, laut „Dichtung und Wahrheit“, Wolfgang selbst die Blumen gepflückt hatte, ja auf deren einem sogar die im Keller der Frau Rat gefangene, vom Knaben dem Maler zugetragene Maus, porträtiert, der Nachwelt überliefert worden ist.

Vor der alten Haustüre drängten sich die Menschen. Ich hatte den Eindruck, sie wollten vor allem den Dichter der „Weber“ sehen. Und dann beschwor Hauptmann den jungen Sohn des Hauses: „Da sehe ich dich, du dunkelgelockter Knabe, die Treppe heraufspringen und mich fragen: ‚Alter Mann, — was brauchst du Preise?‘“ — Am Abend des nächsten Tages saß ich allein mit Hauptmann in seinem Zimmer: Es sei eigentlich ein Unglück gewesen, meinte er, daß Napoleon habe aus Moskau weichen müssen und daß er den Feldzug in Rußland verloren habe. Europa wäre dann eine Einheit geworden. Davon seien wir heute weiter denn je entfernt. Als ich einwarf, daß mich das von ihm verwundere, er sei als deutscher Dichter an seine Muttersprache gebunden, schob er den Einwand leichthin beiseite: Französisch sei auch eine ganz schöne Sprache, in der Wunderbares Form und Wort geworden sei. Ich glaube, es war die Sorge um die Zukunft, die ihn so reden hieß. Im April, bei den preußischen Wahlen, war die Partei, die er fürchtete, mit 162 Mitgliedern in den Landtag eingezogen. Überall im Reich knisterte es im Gebälk.

Aber wenn ich recht erinnere, am selben Tage, und zwar am Morgen, hatte ich eine andere Begegnung gehabt. Da waren Sie, lieber Herr Kästner, zu mir in mein Dienstzimmer getreten; und, ohne eigentlich Platz zu nehmen, erzählten Sie mir, lebhaft im Zimmer auf und abschreitend, — auch hier im engsten Raum ein Wanderer —, von Ihrem Zusammensein mit dem Alten. Sie berichteten, in welcher Weise Sie für ihn arbeiteten, erzählten von tief nächtlichen Gesprächen beim Wein und wie Sie einst in seinen Papieren ein Drama gefunden, die beiden ersten Akte vollendet, das andere skizziert, von dem Hauptmann selbst nichts, ja nicht das Geringste, ja nicht einmal mehr den Titel gewußt habe. Es war das Spiel von „Ulrich von Lichtenstein“. Durch Sie wieder ans Licht gezogen, wurde es vollendet; es erschien 1939 im Druck. Sie haben, als Ihnen in der ägyptischen Gefangenschaft 1946 die Kunde von Hauptmanns Tod zukam, im „Zeltbuch von Tumilad“ den Jahren, die Sie in Agnetendorf verbringen durften, dem, was Ihnen Hauptmann gewesen, in Schmerz und Dankbarkeit ein Denkmal gesetzt. War so unsere erste Begegnung oder war sie nicht so? — Geschah sie etwa in Verbindung mit einem anderen Besuch Hauptmanns in Frankfurt? — Ich konnte das nicht mehr fest-

stellen. Es ist auch nicht wesentlich. Denn die Gleichgültigkeit des Zeitlichen, — das ist ja ein Hauptthema Ihres ganzen Schrifttums, ein Herzensanliegen, das sich leitmotivhaft durch alle Ihre Bücher zieht. — Zeit? „Das Fragwürdigste vom Fragwürdigen“. Immer geht es Ihnen um „den Ausstieg aus der Zeit“. Nur die begnadete Stunde, nur die Fülle zählt. Erinnern Sie sich, was Sie über Ihre erste Anlande auf dem Berg Athos geschrieben haben? Eben dies, daß Sie von zwei verschiedenen Besuchen auf dem heiligen Berg nicht die Historie, sondern die Legende geben, da die Momente sich zur Darstellung wählten, so wie diese selbst es eben wollten, ja — wörtlich — „daß jedes gesunde Erinnerungsvermögen nur die erfüllten Augenblicke behält, in welchen, wie es auf bayrisch heißt, etwas zusammenging“. —

Ja, lieber Herr Kästner: Damals, — an jenem Morgen unserer ersten Begegnung: „auf bayrisch“ —: Es ging etwas zusammen. Indes der persönlichen Stunden zwischen uns sind leider nur sehr wenige gewesen. Um so mehr hielt ich mich an dem Literarischen schadlos, an den Büchern. — Kreta! — Sie haben mir erzählt, wie Sie dahin gekommen sind. — Im letzten Weltkrieg. — Entschlossen, aus dem Abenteuer der Nation noch ein eigenes, persönliches, Erhart Kästnersches Abenteuer zu machen, melden Sie sich auf einen Tagesbefehl hin, daß man des Griechischen kundige Leute brauche, von ihrer Truppe zur Balkanarmee. Mit Schrecken werden Sie dort gewahr, das homerische Griechisch des Augsburger Gymnasiums habe mit der griechischen Sprache von heute nur das Wenigste gemein, — daß Sie kein Wort verstehen, keinen Satz sprechen können. Sie wollen zur Heimat zurück. Indes die Preußen lassen nicht mit sich spielen. Der Vorgesetzte tobt und schließt seine Verwünschungen mit dem salomonischen Entscheid: „Zur Strafe, zur Strafe bleiben Sie hier!“ — So kamen Sie nach Griechenland. —

Seit Windkelmann ist Griechenland die deutsche Sehnsucht gewesen. Er zuerst hat uns diesen Wunschtraum ins Blut gegeben. Aber merkwürdig, als ein Jahr vor seinem Tode an ihn die Möglichkeit einer Reise nach Hellas und zur homerischen Küste herantrat, fehlt ihm der Wagemut. Statt dessen geht er über die ihm verhaßten Alpen in den ihm fremd gewordenen Norden und verblutet auf der überstürzten Rückkehr in Triest unter den Händen seines Mörders. Es war just in den Tagen, da der Freiherr v. Riedesel, der ihn nach Griechenland eingeladen, in Smyrna landete. — Goethe, wie seine Iphigenie „das Land der Griechen mit der Seele suchend“, erhält zehn Jahre nach Windkelmann die gleiche Aufforderung. Der Fürst v. Waldeck, derselbe, dem wir die Trippelsche Büste verdanken, schlug vor, der Dichter solle nach seiner Rückkehr aus Sizilien mit ihm nach Griechenland und Dalmatien gehen. Die Lockung bestürzte Goethe. „Entrückt“, „verrückt“, — er selbst braucht diese Worte, — schwirren die Möglichkeiten, Wünsche um ihn her. Es ist ihm, als ob er den Boden unter den Füßen verlöre. — Er kann sich von Rom nicht trennen. — Und Hölderlin, den wohl am leidenschaftlichsten nach Griechenland verlangt hat? — Ach, ihm ist nicht einmal in der Heimat eine Stätte bereitet gewesen. — Aber Sie, lieber Kästner, Sie kamen nach Griechenland — „Zur Strafe!“ —

Gewiß hatte Ihnen der Alte in Agnetendorf Wunderbares von diesem Land vorgeraunt und hatte so letztlich Ihre Meldung zur Balkanarmee veranlaßt.



Aber schlagen wir nun seinen „Olympischen Frühling“ auf, den dichterischen Ertrag seiner Reise aus den Märztagen von 1907: Wie ist Hauptmann nach Griechenland gezogen? Ganz im Geiste Windkelmanns, Goethes, Hölderlins. Er erlebt die Landschaft, die Menschen, ihre Erscheinung, ihr Tun und Sein unter dem Zeichen der Antike. Er kann keinen Hirten sehen — und Griechenland ist überall voll von Hirten, — ohne an Eumaios, den göttlichen Sauhirten des Odysseus zu denken, er kommt so zu der fruchtbaren Einsicht, daß man auch Lykurgos am besten aus dem Weltbild des Hirten verstehe, der seine Spartaner mit Zuchtwahl und Auslese regieren wollte wie bei Böcken und Ziegen, ja Hauptmann schreibt, um sich selbst ganz einzufangen, ein griechisches Drama, das Telemach, den Sohn des Odysseus, zum Helden hat. Es ist ihm, als wäre er nie etwas anderes gewesen als ein Dichter der unsterblichen Griechengötter. — Er erlebt sie als seiend. — Enthusiasmus, das ist die erlebte Fülle des Göttlichen; und so ist denn auch sein Stil enthusiastisch. — „Man muß“, schreibt er, „die Bäume dort suchen, wo sie wachsen, die Götter nicht in einem gottlosen Lande, auf gottlosem Boden. Hier sind Götter und Helden Landesprodukte. Sie sind dem Landmann gewachsen wie seine Frucht“ — „Ich bin wie durch einen leisen unwiderstehlichen Zwang in meiner Seele willig gemacht, Zeus und den übrigen Göttern Trankopfer auszugießen, ihre Nähe im Tiefsten empfindend.“ — Aber er ist sich auch der Grenzen bewußt, die schließlich seiner Einfühlungsgabe in die alten Mythen gesetzt sind, des grausen Opferkults, der — es ist sein Ausspruch — Schlachthausromantik der Altäre, schrecklich und widerlich mit dem Hirtenursprung des Götterglaubens verbunden, — wie er auch die Glocke — campana heißt sie im Italienischen — letztlich aus dem Hirten- und Herdendasein in den Kult übergehen läßt. Vor allem aber: einst und jetzt, heute und damals vergleichend legt er die Wunde der Gegenwart bloß: „Wir haben heut eine Wissenschaft von der Natur, die leider nicht von einem heiligen Tempelbezirk umschlossen ist.“ — Als nächstes Werk Hauptmanns erschien, ganz folgerichtig: „Der Ketzer von Soana“.

Zwei Jahre später, im März 1909, ist Rudolf Binding auf seiner Griechenlandfahrt. Ihm geht es nicht um die Landschaft. Es geht ihm auch nicht um die griechischen Götter. Es geht ihm überhaupt nicht um das Griechenland von heute oder von einst oder die Antike. Er erwartet hier schlechterdings nichts anderes als die Bekräftigung, die Bestätigung seiner selbst als schaffender Künstler. Zweiundvierzig Jahre alt, in Florenz nach schwerer Krankheit, hatte er plötzlich als zuvor nie gekannte Seligkeit empfunden, daß ihn Verse durchströmten, daß ihn das Dichten überkam. In Olympia, vor dem Hermes des Praxiteles, ward ihm in innerer Erfahrung die Weihe. Noch war die archaische Plastik so gut wie unbekannt. Gleichgültig auch, was uns dieser Hermes mit dem Dionysosknaben ist. Wir können nur hinnehmen, was Binding über seine Begegnung aussagt: „Es war nicht der Gott, es war nicht der Mensch. Ich sah den Praxiteles selbst, ich sah dem Schöpfer ins Auge. Ich sah unter seinem fühlenden Meißel die Materie verschwinden. Ich war allein mit ihm. — Er hielt mir still. — Er prüfte mich: — nahe, — ganz dicht.“ — „Es war nicht das Altertum“, sagt Binding, „was ich hier fand. Es war — daß nur das Höchste gesagt sei — die Gewißheit ewiger Jugend aller wahrhaften Kunst.“ Hier also wird weder nach Göttern gefragt, noch nach Gott. Rein vom

Ästhetischen her —, eine zeitlose Epiphanie des künstlerischen Pathos, das hatte Binding in Griechenland gesucht und gefunden. —

Sie, lieber Herr Kästner, haben in Hellas auch nicht die griechischen Götter gesucht, indes auch nicht sich selbst. — Sie haben gesehen, was ist. — Freilich das Griechenland, dem Sie begegnet sind, war inzwischen ein anderes geworden. Es war tief vom Leid gezeichnet. Millionen Flüchtlinge von der verlorenen homerischen Küste her drängten sich in und um Athen zusammen, verarmt, ohne Hoffnung, Opfer des Unglücksfeldzuges von 1922. Dann kam das neue Elend. Der Hungerwinter von 1942 legte allein im Piraeus, Tag für Tag, vierzig, fünfzig Tote ins Grab; in Athen waren es viel mehr. Vor solcher Gegenwart verblich alle Goldfarbe der Vergangenheit. Sie sagen es selbst: „Die alten Ruhmes- und Trümmerstätten kennen zu lernen, dieser Wunsch nahm mehr und mehr ab. Dafür ergriff mich täglich stärker die Neigung, das griechische Land in seiner blühenden Wildnis zu sehen. Sie ist es, die überlebt, sie ist es allein.“ Und so haben Sie denn das Dichterische nicht aus dem Erbe genommen, so sehr es Ihnen zur Verfügung steht, sondern Sie verklären das Tägliche durch das Dichterische Ihrer Sprache. Ja, — und worin das besteht? Sie tun nichts hinzu, aber Sie umfassen, saugen ein, was gegeben ist, mit allen Ihren Sinnen. Sie reißen es mit Maleraugen an sich, die Linie ferner Konturen, die Farben in ihrer südlichen Fülle. Sie fangen den weichen Hauch der Luft auf wie den heißen Wind vom Meer oder vom Gebirge. Sie überhören keine Töne, auch die kaum vernehmlichen nicht. Da ist der nächtliche Anstieg zum Ida, ist eine Quelle, deren kleines Geläut, in fünf Trögen zur Viehtränke aufgefangen und so immer sich selbst beegnend, die Zaubermusik dieser Gebirgswelt war. Ihr gilt brüderlicher Gruß: „Kleiner Quell am Ida. Unbesungen, unberührt. So hoch über der schlafenden Welt du tropfstest, so hoch erhobst du mein Herz. Indem du herniederblickst auf die Mondnebel im Tal und die schlafenden Ölbaumwälder, lehrtest du mich von neuem, daß das zärtlich Kleine, das Leise und Stille es ist, das die ewigen Lieder am tapfersten singt.“ —

Wieviel danken wir aber bei allem jenem rauen militärischen Befehl! Vor jenen anderen Dichtern, die Griechenland bereisten, hatten und haben Sie voraus, daß Sie die Sprache beherrschen. Jenen war der Weg nur zu den Museen geöffnet, zu den klassischen Stätten, — Ihnen zu den Herzen des Volkes. Sie waren und sind ihm kein „Lordos“, wie dort noch immer aus der Zeit Lord Byrons und anderer Engländer her der Fremde genannt und behandelt wird. Sie waren der Xenos, Gast und Freund, und als solcher heilig. Jeder, der Ihren Brief an die Königin Friederike von 1956 kennt, weiß, was ich meine. — Als deutscher Soldat waren Sie im Jahre 1943 in Kreta — zusammen mit dem lieben Loisl aus Passau — über die weißen Berge und den Omalos Paß nach Samaria hinabgestiegen, das afrikawärts im südlichen Teil von Kreta liegt, eine Siedlung von nur sechs bis sieben Häusern, die die Familie der Wiglis bewohnte. Auf der Paßhöhe, beim alten Türkenturm, hatten Sie noch eine behaglich verplauderte Nacht mit dem geistig so lebendigen, menschlich so warmen Oberfeldwebel aus Wien gehabt, der die Feldwache von 26 Mann kommandierte. Und dann waren Sie eben in Samaria bei den Wiglis als Gastfreund, obwohl Sie deutscher Soldat und die Wiglis griechische

Widerstandskämpfer waren. Sie waren Gastfreund, und man hielt Sie fest, und man ließ Sie nicht gehen, ja, wie der Loisl sagte: der kleine fünfzehnjährige Giorgios hätte ihn „mit zusammenschlagenden Händen gebittet“, noch ein wenig in Samaria zu bleiben, — bis endlich nach sieben Tagen die Wiglis selber Sie bis zum Omalospaß geleitet hätten. Vor dem Türkenturm aber wären sie plötzlich verschwunden gewesen, wie Murmeltiere in Erdspalt und Ritze. Oben aber, beim Turm, lag die deutsche Feldwache, tot und grausam verstümmelt. — Der Gastfreund ist heilig, auch wenn er Feind ist. Das ist Ordnung der Welt von Zeus her. —

Ich will die Geschichte nicht weitererzählen, wie in den inneren Kämpfen der Insel der ältere Bruder des kleinen Giorgios von Kretern des Nachbardorfes erschlagen worden ist und Giorgios nun, wider seinen Willen, nach dem Gesetz der Erinnyen Bluträcher werden mußte. Denn Gastrecht und Blutrecht, — beides als Sippenrecht älter als das der Polis, des Staates, — sind miteinander verschwistert. Wo das Eine gilt, gilt auch das Andere. Und nun —, erst gar zum Tode, dann lebenslänglich, dann zu zwanzigjährigem Kerker verurteilt — lebt Giorgios im Kerker der alten Venezianerfestung von Kalami. Sie haben ihn gesprochen. — Sie haben sich für ihn bei seiner Königin verwandt, die ja als Braunschweiger Prinzessin Ihnen als Leiter der Wolfenbütteler Bibliothek dynastisch nahe steht. Hier in dieser Begebenheit, — und das ist das uns so Berührende an dem, was vorgefallen —, durfte es zu einer reinen menschlichen Begegnung von Deutschem und Griechischem kommen, weil Sie, sei es in Kreta, im Peloponnes, in Attika oder Böotien, niemals als Fremder den Griechen gegenüber getreten sind, sondern als Mensch, oder, wenn Sie mir das biblische Wort erlauben: als der Nächste. —

Und damit lassen Sie mich auf jenes Buch zu sprechen kommen, das mir von all dem Schönen, das Sie geschrieben haben, das Liebste ist: „Die Stundentrommel vom heiligen Berg Athos“. Der Athos, auf der äußersten, östlichen Spitze der Halbinsel Chalkidike — Chalkidike, zu deutsch wohl Erzgebirge —, was wußten wir von diesem Berg, was von dieser Halbinsel? Fünf griechische Städte hätten dort gelegen, erzählt Herodot. Und als Knaben hörten wir von der Landzunge, wenig über Meereshöhe, die Xerxes mit einem Kanal, zwei Kilometer lang, durchstechen ließ, um die persische Flotte hindurchzuschleusen, die bei Salamis vernichtet ward. Das war Schulwissen. — Aber eigentlich wußte niemand viel mehr. — Der Berg war geschichtsloses Land, vergessene Einsamkeit; und eben darum hatten sich hier diejenigen angesiedelt, die Einsamkeit und Vergessenheit suchten. Frühchristliche Eremiten. Wir wissen nicht, seit wann. Ihr Vorgänger, lieber Herr Kästner, auf den Sie sich auch öfter berufen, der ein Jahrzehnt vor Ihnen, wie Sie ein Wanderer und Gelehrter, die Gebirgspfade des Athos durchzog, die kleinen Kuppelkirchen sah, die dunkel schimmernden Ikone, die Einsiedeleien, die Klöster, — und der dann von dieser seltsamen Welt erzählt hat, in der Augsburger Abendzeitung — Ihrem Augsburg, Herr Kästner! — das war Jacob Fallmerayer, der Name nach Val Maria, wo die Familie herstammte —, Reisender, Forscher aus Leidenschaft, auch 1848er. Seitdem lockt dieser Mönchsberg die Phantasie derer, die für ein solches Zwischenreich, zwischen Irdischem



und Himmlischem, empfänglich sind. Der alte Goethe in der letzten Szene seines „Faust“ hatte ja Ähnliches gestaltet. — Patres ecstatici. —

„Waldung, sie schwankt heran,  
Felsen, sie lasten dran“ —

Und so sind denn auch Sie auf den Athos gezogen und haben uns eine Welt erschlossen, die der griechischen, der orthodox-anatolischen Kirche, wie sie in der Mönchsrepublik des Hagion Oros, des heiligen Berges, seit tausend Jahren existiert und weiterlebt. Denn das ist das Beglückende an diesem Buche — wenigstens ich habe es so empfunden —, daß hier Christliches zu uns spricht, in einem an sich zwar sehr alten, für uns aber eben neuen Gewande, dem der Ostkirche. Da enthüllt sich, wie sehr wir es bei Ihnen nicht nur mit einem Wanderer, nicht nur mit einem Schriftsteller, sondern — ja nun erschrecke ich doch ein wenig vor dem Wort, kann ihm aber kaum ganz ausweichen — indes ich kann es abmildern: also nicht mit einem Theologen, wohl aber mit einem „glücklich theologisch Infizierten“ zu tun haben. Nicht so, daß hier etwa der Versuch gemacht würde, Aussagen über Heiliges in ein System zu bringen, aber wir fühlen: hier spricht jemand, der irgendwie mit dem Heiligen lebt, der es sucht, den es trägt, und der so locker, so parlando davon reden kann, gerade weil es nicht zu seinem Amte gehört, davon zu sprechen. Indes besser, richtiger hat der Pater Venediktos aus Ihrem Lieblingskloster Dionysiu Ihre Stellung formuliert: „halb Proskynet, halb Perieget. Halb Pilger, halb Reisender“; aber eben doch Pilger.

Gerhart Hauptmann hatte 1907 seinen „Olympischen Frühling“ geschlossen: „Athen ist das Licht, das Auge, das Herz, das Haupt, die atmende Brust, die Blüte von Griechenland: heute des neuen, wie einst des alten!“ Was aber hat Ihnen Luvaris gesagt, Ihr Wandergenosse auf dem Heiligen Berge und einer der ersten Theologen seines Landes vor Ihrem Aufbruch zur gemeinsamen Reise?: „Die Wiedergeburt der Antike, die Euch so begeistert hat und noch immer begeistert, war hier zu Land niemals eine Idee, dazu ist uns die Wiedergeburt, von welcher zu Nikodemus gesprochen wird, immer zu nahe gewesen. Diese Wiedergeburt, so denken wir, schließt alle andern aus. Nicht Athen, nicht die Akropolis ist unser heiliger Ort, das denkt nur Ihr Deutschen. Für jeden Griechen ist der heilige Ort die Hagia Sophia, unser griechisches Heiligtum, um welches wir trauern und weinen; aber wir werden es eines Tages wieder besitzen. Konstantinopel ist das Haupt und der Athos ist das Herz unserer Welt.“

Und so wandern wir denn mit Ihnen über diese Halbinsel, als ob ein Jahrtausend nicht gewesen wäre. Die Klöster, zumeist alt, baufällig verwinzelt, hoch oben wie Felsnester am Gebirgshang. — „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“, das Kirchenlied, — es ist Ihnen dabei in den Sinn gekommen, und auch dies, daß Akropolis ja auch nichts anderes heißt als eben dies: „die hoch gebaute Stadt“, — wenn auch der Coburger Pfarrer, der im Jahre 1626 mitten im dreißigjährigen Krieg diese schönste evangelische Hymne der Gottessehnsucht dichtete, daran am allerwenigsten gedacht hat. —

Nur Mönche — aber keinem Orden angeschlossen — leben auf dieser Halbinsel, — keinerlei städtische Siedlung ist hier, kein Dorf, kein Bauerngehöft, ja auch keinerlei Vieh; — Felseinsamkeit, Eichenwälder, Kastanienwälder,

Weinberge, Ölbäume, Zypressen, Obstgärten und Wildnis. Und rings herum das Meer, blau und strahlend im griechischen Licht, — tags und nachts Spiegel der Gestirne. — Jedes Kloster, jede Einsiedelei ist eine Begegnung. Und immer geht es im Gespräch um die letzten Fragen. Freilich nicht unter dem Zeichen irgendwelchen Wissens. Auf dem Athos gilt das Wort, das Gregor von Nyssa, dem großen Kappadozier, zugeschrieben wird: die verbotene Frucht am Paradiesesbaume der Erkenntnis, ja das sei eben das Verbot Gottes gewesen, ihn — Gott den Herrn —, denken zu wollen. Calvin hat Ähnliches gesagt: „Deus in sua inscrutabili altitudine non est investigandus.“ — El Greco, — der Grieche, — vielleicht vermittelt uns seine Malerei am ehesten, wie auf dem heiligen Berg empfunden wird. Vielleicht ist es wirklich kein Zufall, daß es gerade ihm, dem Griechen, der von Kreta stammt, gegeben war, die Flamme mystischer Gottesbegegnung in der künstlerischen Formensprache des Abendlandes aufglühen zu lassen. Und so steht auch die Erklärung Christi auf dem Athos mehr in der Andacht als Golgatha. — Auf alle Fragen nach dem Geheimnis des Berges ist die Antwort immer die gleiche: „Hier ist Friede der Seele, Friede der Seele, das kannst du mir glauben. Ich kenne die Welt, die du kennst und ich kenne was hier ist und was du nicht kennst. Habe ich also nicht den Vergleich?“ So Kyrillos, der Einsiedler. Oder der Mönch Awakum im Kloster Lawra: „Ich bin ganz und gar Freude. Hätte ich Grund, das zu sagen, wenn es nicht wirklich so wäre.“ Es ist genau das Gleiche, was hundert Jahre früher Fallmerayer berichtet: „Verlaß die Welt“, sagten ihm die Mönche, „bei uns findest du dein Glück.“ — Glück? — Hat nicht auch Thomas v. Aquin gesagt: Das höchste Glück nur in der Kontemplation! „Ultima hominis felicitas in contemplatione veritatis.“ In der Summa contra Gentiles. Nun sagt es der Pater Gerasimo, er, der einst Chemie studiert hat, in München, in Zürich. Er habe gern alleine gelebt, leidenschaftlich, Jahr um Jahr, fünfundzwanzig. Einsamkeit sei ein Element klar wie Wasser. Wie ein Verrückter, wie von Liebe verrückt und besessen habe er an seinem Gott gehangen. Immer habe er gefunden, in vollkommener Einsamkeit, in Gelassenheit sei die Stimme von oben am reinsten zu hören. Eine alte deutsche Predigt kam mir in den Sinn, wie ich das las. Von der Gelassenheit, von dem Wohnen „in der wüestunge“. „Wan der gotes wort hoeren sol, der muoz gar gelâzen sîn“. Eckehart, dieses großen Kölner Meisters, wie sollte man seiner hier nicht gedenken! Es ist seine Predigt: „Qui audit me non confundetur“. — Der Einsiedler vom Athos, der Dominikaner vom Rhein, Östliches, Westliches, sie antworten einander wie Echo, über Länder, über Meere. Und so ist denn auch das Letzte, was ein Bischof, der den Athos besuchte, aussagt: „Wenn Paradies ein Leben in Gottnähe ist, und was sollte es sonst sein? — so seid ihr hier auf eurem Berg nur einen Schaufelwurf vom lieben Paradies entfernt.“ —

Das Leben auf dem Athos ist in allem und in jedem die allerradikalste Verneinung der Existenz, die wir von morgens bis abends führen —, in Ichnäse verfangen, dem Glück und Frieden oft nur all zu fern und — anderen Lebensgesetzen gehorchend — zumeist durchaus faustische Menschen. — Aber es ist heilsam, zu wissen, daß es jene Welt gibt. — Schon das „Zeltbuch von Tumilad“ trug den Vorspruch: „Jedermann braucht etwas Wüste.“ Und nun ist das Buch vom Athos das erste Werk eines deutschen Dichters, das die Ahnung aufsteigen läßt, von dem, was es einst in den großen Zeiten der alten

Kirche um die frühchristliche Ökumene gewesen ist. Es ist ein Klingen sehr von fern her, ein Ruf aus hohen, ehrwürdig alten religiösen Heimatgefildden. Man muß, wie Kästner, in vielschichtigen Bereichen wohnen, um wie er ein solches Hier-Zuhause empfinden zu können. Wir danken dem Dichter, daß durch seine Kunst das Ferne nah wird und glaubhaft und bannend uns umgreift. —

Erinnern Sie sich noch, lieber Herr Kästner, unserer Begegnung in Berlin im November 1954? Bei Rosen war Auktion gewesen. Sie hatten Dubletten aus der Wolfenbütteler Bibliothek verkauft, ich ersteigerte ein Gedicht Goethes zum „Divan“, Briefe von Leibniz und Windkelmann und eine Bescheinigung Lessings, des Dichters und Bibliothekars, über Bücher, die er sich von der Universitätsbibliothek Göttingen nach Wolfenbüttel erbeten hatte, — ein Schriftstück, aus dem hervorgeht, daß diese von Lessing, Ihrem Amtsvorgänger, entliehenen Werke erst fünf Jahre nach seinem Tode aufgefunden und nach Göttingen zurückgegeben werden konnten. — Vorbildliche Bibliotheksverhältnisse in Wolfenbüttel! — Wir aber verbrachten den Abend in einem kleinen dänischen Restaurant am Kurfürstendamm; und unvergeßlich ist mir das Wort, das Sie sagten: „Ein jedes Gespräch mit mehr als drei Teilnehmern ist Barbarei!“ — Seit Wochen habe ich mir überlegt, was Sie nun wohl zu unserer heutigen Veranstaltung sagen werden. Und doch ist mir klar geworden, daß gerade diese den Musterfall des idealen Gesprächs darstellt, denn sie hat ja drei Partner. Der erste sind Sie, den wir feiern und lieben, die Mitte des Ganzen. — Der zweite bin, durch hohen Auftrag, ich — der dritte aber, der ach so wesentliche, das ist die liebe Stadt Köln selbst, die hier anwesend ist. Ihr verdanken wir die Stunde. Sie hat den Preis geschaffen aus dem Gefühl einer Verantwortung gegenüber dem Geist, wie es ihrer alten Überlieferung entspricht. Sie fand in Ihnen den ersten Preisträger; und ganz Deutschland wird die Stadt dazu beglückwünschen. Goethe hat einmal von Köln gesagt, nirgends nördlich der Alpen sei ihm Antike so lebendig wie hier; und Köln, die Brüder Boisserée haben ihm auch das Mittelalter erschlossen und vermittelt. Es ist unsere älteste, unsere ehrwürdige Stadt, reich an Geschichte wie keine andere, — ihr vor allem gebührt jetzt das Wort.



# Was die Deutschen erzählen

## Vorwort zu einer Anthologie

Was ein Mensch erzählt, macht nicht den ganzen Menschen aus, ist aber recht charakteristisch für ihn.

Eine Anthologie der schönsten Erzählungen eines Volkes aus einem Jahrhundert gibt ein Bild dieses Volkes und jenes Jahrhunderts, freilich gemäß dem Geschmack und der Tendenz des Anthologisten.

Menschen und Völker sprechen nicht nur durch ihre Sprache und Kunst und Literatur, sondern auch durch Erscheinung, Haltung, Charakter, durch ihre Taten und ihre Geschichte. Aber Bücher legen am schnellsten Zeugnis von einem Volke ab. Gute Bücher liefern einen Teil der Wahrheit, schlechte einen Haufen falscher Informationen und Unsinn; oft sind es aber typische Irrtümer und charakteristische Fehlurteile.

Besonders zwei Stände treten als Wortführer der Völker auf, die Politiker, die im Namen des Volkes handeln, und die Schriftsteller, aus denen der Geist eines Volkes spricht.

Gewisse peinliche Eigenheiten eines Volkes werden wohl in seiner schlechtesten Literatur deutlicher als in seiner besten. Je besser die Schriftsteller sind, desto mehr verdanken sie fremden Literaturen und fremden Himmeln. Der Geist der guten Autoren ist reiselustig. Sie sind meist Eklektiker, und in Stil und Werk (zuweilen auch in der Anschauung) wahre Weltbürger. Vielleicht aber macht sie erst die geistige Wanderlust, die Neugier zu guten Autoren. Wenn schlechte Autoren sich schon ins geistige Ausland wagen, imitieren sie sklavisch einen einzigen fremden Autor, statt Eklektiker sind sie Kopisten.

Es wäre aber verkehrt, eine Anthologie der dümmsten Geschichten eines Volkes zu machen, nur um seine Fehler genauer zu erforschen. Geistig können weder Individuen noch Völker von sich selber leben. Wer nichts vom andern nimmt, hat andern nichts zu geben.

Man sollte glauben, jeder Mensch müßte die eine oder andere Geschichte zu erzählen haben, und nichts sei leichter, als eine gute Geschichte gut zu erzählen. Eine gute Geschichte erzählt sich sozusagen selber. Mag sein! Nur macht ein Anthologist geschwind die überraschende Erfahrung, daß er, statt vor einem Berg von wunderbaren Geschichten zu stehen, wie er anfangs meinte, kaum genug gute Geschichten findet.

Es sieht so aus, als hätten gerade professionelle Erzähler wenig zu erzählen oder wüßten nicht, wie man eine Geschichte erzählt. Nur einige berühmte Erzähler eines Jahrhunderts haben eine Handvoll guter Geschichten, oder mehr, die meisten nur eine oder zwei gute Geschichten, und viele haben keine gute Geschichte in ihrem ganzen Leben geschrieben.

Höchst sonderbar! Womit haben sie ihr Leben verbracht? Und womit gewannen sie den Ruhm großer Geschichtenerzähler? Und wo bleiben die guten

Geschichten? Man kann jedes Leben erzählen. Alles ist eine Geschichte. Jedes individuelle Leben ist voll unendlicher Begebenheiten und voll Bezug mit dem allgemeinen Schicksal. Es wimmelt von Verwicklungen, Konflikten, unerwarteten Ereignissen, Märchen und Träumen. Stets geschieht das Unerhörte. Stets überrascht die konventionelle Wiederholung allen Erlebens und Erleidens. Der Nu und die Ewigkeit, Krieg und Ehe, Kindheit und Alter, Tod und Liebe, Gesellschaft und Einsamkeit, die Minute einer Stubenfliege und das Ende eines Volkes, jeder Tag und ein ganzes Leben sind lauter Geschichten oder Motive zu Geschichten.

Nun sind Erzählungen im Umfang begrenzt, ihrer Natur nach. Diese Kürze verführt zu geschwinder Charakterisierung, zu einer gewaltsamen, unvermittelten Aktion, zu starken Farben, zu einer scharfen Verengung der Welt. Natürlich gibt die gesamte Literatur eines Volkes ein reicheres Bild, als seine Geschichten es vermögen.

Dem großen Erzähler wird scheinbar alles zur Geschichte, die ganze Materie der Menschheit, jedes Thema, jedes Erlebnis, aber in Wahrheit wählt er sehr strenge, und die Auswahl macht ihn erst zum Künstler, und er gibt jeder Geschichte seinen Charakter. Eine gute Geschichte muß nicht einmal eine Fabel haben, obgleich eine Fabel einer Geschichte recht förderlich ist, aber sie muß nach dem Bilde ihres Autors gemacht sein.

Die zweite Überraschung erlebt man angesichts der fertigen Anthologie. Ist diese ganze erzählte Welt nicht relativ eng? Ist sie nicht inhaltlich, geistig und formal konform neben der Vielfalt und Fülle des Lebens? Mehr hat ein Volk in hundert Jahren nicht zu erzählen gehabt? Und so wenig unterscheiden sich fünfundzwanzig Autoren, die vom Beginn zum Ende des neunzehnten Jahrhunderts gehen? Einige Ursachen sind offenbar. Eine Generation, sogar ein Jahrhundert und eine Epoche leben recht einheitlich. Sie erleben auf eine ähnliche, wenn nicht identische Weise. Insbesondere bilden die ausgezeichneten Geister eine Art Freimaurerei. Sie haben untereinander einen innigeren geistigen Handelsverkehr als mit dem Rest des Volkes. Auch scheint eine sklavische Nachahmungswut eine Haupteigenschaft der Künstler zu sein. Die meisten Schriftsteller schreiben nicht, was sie wollen, sondern sie schreiben ab, und sie ahmen nach. Man könnte vermuten, gerade originelle Köpfe würden nicht Schriftsteller oder Künstler oder Philosophen.

Obendrein enthüllt sich fast alles Originelle, wenn sein Tag vorbei ist, als öde Manier, Mode und Konvention. Nach zwanzig, spätestens fünfzig Jahren ist fast die gesamte Literatur einer Epoche verstaubt oder tot, mitsamt der Epoche.

Auf den ersten Blick sieht es oft so aus, als hätte der Stil einer Epoche nichts mit ihr zu tun oder sei der Epoche entgegen.

Zur Zeit der französischen Revolution war der Stil gepudert und geschminkt. In den nackten Zeiten trugen die Ideen die höchsten Perücken.

Da man heute in der ganzen Welt am Untergang der Menschheit arbeitet, werden Kunst und Literatur so konformistisch und quietistisch wie seit langem nicht mehr. Je komplizierter unsere Zivilisation wird, um so primitiver erscheinen die Menschen und ihre Künste. Die komische Unzulänglichkeit der Menschen spiegelte sich immer in ihren Göttern. Die modernen Götter degenerieren so stark, daß sie schon unterm Niveau der Menschen zu stehen schei-

nen. Je gehorsamer die Dichter werden, um so straffer wird die Zensur. Je unmoralischer eine Kirche wird, um so strikteren Respekt fordert sie.

Die sonderbare Mischung von Primitivität und Kompliziertheit in hochzivilisierten Individuen und Völkern erscheint doppelt grotesk in Kunst und Literatur. Goethe, der eine große Welt durchforscht, eine kleine Welt regiert hat, setzt sich hin und schreibt ein Märchen von einem jungen Mann, der lieber seine Geliebte verläßt, als ein Zwergkönig zu werden. Noch im Märchen wiederholt Goethe sein altes literarisches Schuldmotiv vom Jüngling, der die Geliebte sitzen läßt. Der Mann, der die Atombombe baut, träumt nachts vielleicht, er sei ein Schoßhündchen, das nicht bellen kann. Ein bedeutender Staatsmann liest zur Erholung Kriminalromane — oder tut er es zum Studium? Grillparzer erzählt fast nur eine Geschichte in seinem Leben (Das Kloster von Sendomir, seine andere Novelle, taugt nicht viel), und es ist die Geschichte eines Künstlers, der versagt, eines Liebhabers, der sein Glück verscherzt — bezeichnend genug für Grillparzers Enttäuschungen als Künstler und Bräutigam.

Friedliche, ja ängstliche Autoren schreiben Mordgeschichten, wie Mörike und die Droste. Andere wissen im Taumel der Welt, im Wirbel ihres eigenen Lebens nur inhaltsleere Idyllen zu schreiben. Sind es psychotische Gründe, hat es intellektuelle oder gefühlsmäßige Ursachen, die einen Menschen veranlassen, etwa immer dieselbe Geschichte in vielen Variationen zu erzählen? Ist es eine Schockwirkung? Ein Trauma? Warum erzählt ein Autor gerade das? Hat er nichts anderes zu erzählen? Will er sich von einer Geschichte befreien? Ist es ein Zufall? Wirkt ein Gesetz? Warum erzählen so viele deutsche Autoren im neunzehnten (und auch im zwanzigsten) Jahrhundert nur Märchen und Träume?

Wer etwas erzählt, glaubt etwas Unbekanntes oder Unerwartetes, Wichtiges oder Belehrendes zu erzählen. Oder er will das Alltägliche neu erscheinen lassen. Er versucht einen bestimmten Zusammenhang im Strom des steten Geschehens zu zeigen, eine gewisse Logik oder Unlogik von Ereignissen, den Sinn oder Unsinn alles Menschlichen. Ludwig Börne sagt: „Vieles kann der Mensch entbehren, nur den Menschen nicht.“ Da die Menschen zumeist für sich selber sich interessieren, handeln viele Geschichten in nuce von ihren Autoren, sie enthalten einen Teil ihrer Erfahrungen, Empfindungen, Interessen und Erlebnisse. Ja, viele Erzähler erzählen in Vermummung stets nur ihre eigene Geschichte.

Gewöhnlich treiben Leidenschaften den Motor kürzerer Erzählungen. Im Konflikt von Leidenschaften spitzt sich die Handlung dramatisch zu. Leidenschaften aber wandeln sich am wenigsten im Lauf der Jahrtausende. Liebe, Herrschsucht, Eifersucht, Ehrgeiz, religiöser oder politischer Fanatismus, Geldgier wirken heute so komisch oder tragisch wie in homerischen oder biblischen Zeiten. Hinter aller Feinheit von Gewandstudien interessiert uns der Körper. Hinter allen Moden der Zeit gilt der Geist. Wie sehr auch Kunst und Literatur die Welt und das Leben einengen, uniformieren, bagatellisieren und schablonisieren, wie scharf und grotesk einseitig auch die Auswahl des Lebensstoffes in der Kunst ist, so empfangen wir doch durch die Künste einen charakteristischen Ausschnitt. Kunst und Literatur sind ein Teil des Lebens und der Welt, ja eben Welt und Leben, soweit sie nur faßlich sind. Wir müssen



nur die Hieroglyphen lesen lernen. Bald wird so eine Geschichtensammlung zum Zauberschlüssel für eine versunkene, aber immer noch fortwirkende Welt, eine eigentümliche Kunstwelt. Sie ist ein magischer Spiegel eines versunkenen Lebens, das wie durch eine kleine Verrückung der kosmischen Uhr aus dem Grab in die lebendige Gegenwart mit jedem neuen Leser stets neu heraufgezogen wird. Das ist eine der Zaubervirkungen der wahren Kunst, daß sie selber lebendig bleibt und ein verschollenes Leben rein aufbewahrt wie in einer Versteinerung.

Nach welchen Grundsätzen wählt man die schönsten Geschichten eines Jahrhunderts?

Wenn es so nahe und wiederum so abgeschlossen ist, wenn es obendrein literarhistorisch so durchpflügt ist, wie das neunzehnte Jahrhundert in Deutschland, so sollte man glauben, daß sich die Wahl von selbst ergibt. Ganze Generationen von Kritikern und Literarhistorikern haben die Geschichten der bekannten und der wenig bekannten Dichter geprüft und gewogen.

Aber über den literarischen Geschmack ist schwer zu streiten. Das Urteil des Publikums wie der Fachleute ist unzuverlässig und gilt nur für ihre Zeit. Die Tradition und die Forschung sind befangen in allen literarischen Moden. Man kann sich in Dingen des Geschmacks selten auf einen andern verlassen. Auch der eigene Geschmack wechselt von Mal zu Mal. Es ist erstaunlich, wie selten ein Mensch ganz unabhängig, ganz rücksichtslos, ganz frei nur dem eigenen Geschmack folgt. Und wie wenige haben Geschmack!

Eine gute Geschichte soll vor allem „eine gute Geschichte“ sein, das heißt gut, präzise und zur Sache erzählt sein, sie soll unterhalten, soll spannen, eine klare Fabel haben, einen raschen Beginn, unerwartete Entwicklungen, einen überraschenden Schluß und eine innere Wahrscheinlichkeit. Alle Abschweifungen sollen geradewegs zum Ziele führen. Sie darf kein Wort zuviel, kein Wort zuwenig enthalten.

Aber viele moderne Autoren glauben weder an einen Sinn des Lebens noch an den Sinn von Geschichten. Also muß die Darstellung der Sinnlosigkeit, der Mangel an Fabel, die Spannung infolge der Abwesenheit jeder gewöhnlichen Spannung, das Fehlen jeder kommunen Psychologie und des gewohnten Zusammenhangs befriedigend und sinnreich oder erregend und erlösend wirken. Die Anarchie muß den Eindruck der Ordnung wecken. Die angebliche Kunstlosigkeit muß nach Kunst schmecken.

Kurz, so eine ungeschichtenmäßige Geschichte muß unterm Aufwand alles Unmittelbare mitteilbar sein. Sie muß trotz aller Auflösung der traditionellen Sprache, der überlieferten Kunstgesetze, des Geistes und all dessen, was sich auflösen läßt, Empfindungen wecken, Eindrücke schaffen, Gedanken anregen und Leser ansprechen.

Eine gute Geschichte sollte mindestens für zwei Personen Interesse oder Sympathie wecken, für den Helden und den Autor. Sie ist meistens nur für den Tag gut, weniger häufig für eine Generation, selten für eine Epoche. Die aktuellen Reize sind meist die schärfsten. Es ist sehr schwer, ein Jahrhundert lang aktuell zu bleiben, frisch wie am ersten Tag.

Diese währende Aktualität, andererseits die wechselnde Wirkung von Kunstwerken und Büchern bilden eines der Rätsel der Kunstgeschichte. Von der

Totgeburt bis zur Wiederauferstehung haben Bücher jedes Schicksal. Sie machen jeden Prozeß durch.

In der deutschen Literatur stirbt man leider schneller als in andern Literaturen. Die deutsche Sprache welkt geschwinder. Die deutschen Dichter experimentieren mehr und scheitern also öfter. Die Deutschen wechseln schneller ihre Ideale und ihren Geschmack.

Jedes Kunstwerk braucht zuerst Sympathie. Zur eigenen legitimen Wirkung, die es übt, kommt meistens eine Faszination von außen, sei es der aktuelle oder ein traditioneller Ruhm, sei es die Gunst der Kunstfreunde oder die Schwärmerei der Dilettanten, die Propaganda der Schüler und Anhänger oder die Reklame der Kunsthändler. Gerade literarische Werke aus früheren Jahrhunderten brauchen Freunde und Anhänger, Propagandisten und gleichgestimmte Seelen, parallele stilistische Tendenzen oder ähnliche seelische, geistige, historische Situationen.

Bei der Neigung der deutschen Dichter zum Märchen, also zur Flucht aus der Wirklichkeit, hätte ich leicht statt der drei Märchen unter den fünf- und zwanzig Erzählungen dieser Sammlung zehn oder fünfzehn Märchen wählen können. Ich wollte lieber zeigen, was die Deutschen im neunzehnten Jahrhundert taten und lebten. Für die drei Märchen hier ist obendrein das Märchenhafte nur beiläufig. Die Charaktere, vom Schlemihl Chamissos, von Grimms Burschen, dem es nicht gruselt, und jenes goetheschen Barbiers, der beinahe zum König der Zwerge wird, sind unabhängig von allen Märchenzügen. Real ist die sittliche Welt, in der sie leben. Die märchenhaften Episoden wirken darin nicht absonderlicher, als etwa neronische oder ödipeische Träume zum Alltag eines Strumpfhändlers passen.

Eine Reihe von Novellen hat historische Naturkatastrophen oder Weltereignisse zum Hintergrund, wie Pest, Krieg, Erdbeben, Revolution und Religionskonflikte. Die Mehrzahl indes zeigt individuelle Schicksale in einer privaten Welt.

Die meisten Helden sind sonderbare, ja närrische Charaktere, einige sind im Begriffe, den Verstand zu verlieren.

Auch die meisten Fabeln sind bizarr und grotesk und haben fast alle die zeitliche oder räumliche Ferne zum Hintergrund, die ungewisse Welt der Märchen, der Historie oder der fernen Länder. Die Deutschen haben offenbar im neunzehnten Jahrhundert nicht die Meinung, die deutsche Gesellschaft und Geschichte sei allgemein interessant, im Gegensatz zu Russen, Franzosen oder Engländern, die ihre Geschichten mitten aus der russischen, französischen, englischen Gesellschaft holen, wie Tolstoi und Tschekow oder Balzac und Maupassant oder Charles Dickens.

Alle diese deutschen Erzähler zeigen, daß der Charakter eines Individuums sein Schicksal ausmache; eben darum sind es stets sonderbare Charaktere, die sich ein sonderbares Schicksal schaffen. Man merkt, die deutschen Erzähler des neunzehnten Jahrhunderts sind in ihren Geschichten Individualisten, die an individuelle Schicksale unabhängiger Charaktere glauben. Die Gesellschaft, der Staat, die Natur, Gott, die Politik, der Charakter anderer Figuren, die sozialen Umstände spielen in diesen Novellen nur eine Nebenrolle.

Solch ein individuelles Gefühl vom Menschen bildet vorzüglich strikte Tragiker oder ironische Humoristen, jene, die sich und die Welt mit all ihren

Figuren ganz ernst, ja tragisch nehmen, wie der Schweizer Pfarrer Gotthelf, der märkische Junker Arnim, die westfälische Jungfrau Droste-Hülshoff und insbesondere die Dramatiker Kleist, Büchner, Grillparzer, Hebbel, Hofmannsthal und Schnitzler, oder jene, die eben der Lebensernst der Kreatur zum Spott reizt und ironisch stimmt, die über das Mißverhältnis von Individuum und dem Universum und zuweilen über sich selber lachen müssen, wie Goethe und Heine, Heinrich Mann und Gottfried Keller, Thomas Mann und Chamisso.

Die sozialen Umwälzungen der Deutschen im neunzehnten Jahrhundert erscheinen in den Romanen und Dramen stärker als in den Novellen. Deutschland war um 1800 noch ein Agrarland, 1900 schon ein Industriestaat. In der Mitte des Jahrhunderts reiste man noch zu Fuß oder per Postkutsche. Um 1900 begann man schon zu fliegen, veröffentlichten Planck, Einstein und Freud ihre Theorien (Plancks Quantentheorie 1900, Einsteins Relativitätstheorie 1905). Im neunzehnten Jahrhundert wurde das medizinische Einzelwissen begründet und ausgebaut. An die Stelle der Humoralpathologie, der Lehre von den bösen und gesunden Säften, trat Virchows Zellulärpathologie. Die Kanalisation, die Desinfektion, die Pasteurisierung, die Schutzimpfungen wurden herrschend, ebenso die Elektrizität, der Sozialismus und die Sozialversicherung. Ende des Jahrhunderts wurde der Film erfunden, die ersten Filme entstanden. Die Psychologie wurde aus einer spekulativen eine experimentelle Wissenschaft.

Die deutschen Erzähler scheinen der Entwicklung nachzuhinken. In der Erzählung von Schnitzler fährt man noch in der Kutsche, der Ehebruch ist ein singuläres Schicksal, die Gesellschaft wird noch patriarchalisch regiert. An die Stelle der alten treten neue Märchen.

Zwei große literarische Richtungen füllen das neunzehnte Jahrhundert aus, die Romantik und der Realismus. Beide Richtungen sind in dieser Anthologie etwa gleich stark vertreten. Übrigens merkt man deutlich den Einfluß der früheren auf die späteren Erzähler, von Kleist auf Arnim, von Goethe auf Hofmannsthal und Grillparzer, von Hebel auf Gotthelf und Hebbel, von Heine auf Schnitzler und Heinrich Mann.

Dennoch stehen hier in diesen fünfundzwanzig Geschichten fünfundzwanzig individuelle und gültige Repräsentanten eines Jahrhunderts und Volkes da.

Jeder dieser fünfundzwanzig Autoren (wobei die Brüder Grimm als ein Autor zählen) gibt nur eine Geschichte; in ihr haben wir zwar nicht den ganzen Autor, aber den Autor ganz, mit seinen Vorzügen und Unarten, Sympathien und Phobien, mit seiner vox humana und vox angelica, mit seiner eigentümlichen Sprache und ganz persönlichen Manier. Wir hören im Original (und auch aus der Übersetzung) ihre besonderen Stimmen, wir sehen ihre Blicke und Mienen, und die Gesten, mit denen sie ihre Erzählung begleiten. Wir gewahren die Art ihrer Väter und ihre Eigenart, ihre Vorurteile und einen Hauch ihrer schönsten Ideen. Zweifellos bekommen wir ein schöneres Bild Deutschlands in den Erzählungen seiner besten Autoren, aber es ist charakteristisch genug in seinen Fehlern und Vorzügen.

Obwohl ich es besser wissen sollte, bilde ich mir immer wieder ein, die besten Autoren seien auch gute Menschen. Wenn es sich so verhält, dann sind die guten Autoren von einer strengen Güte; denn sie gehen meistens sehr scharf, ja unerbittlich mit ihren Personen um. Viel häufiger als schlechte



und sentimentale Autoren zeigen sie eine närrische oder tragische Welt. Edle Figuren kommen seltener in ihren Erzählungen vor als bei jenen Autoren, deren Empfindungen nachgemacht, deren Gedanken konventionell, deren Geschichten von absichtlicher Gefälligkeit sind; aber noch die Schurken der guten Autoren sind human und aus edlerem Stoff.

Ich möchte glauben, daß die meisten dieser fünfundzwanzig Autoren vorzügliche Menschen waren und in einer sittlichen Welt lebten, und daß ihre kleine erschaffene Welt besser war als jene große, die sie umgab. Indes weiß ich wohl, daß kein Mensch besser sein kann, als es der Stoff der Menschheit erlaubt, kein Individuum größer, als potentiell die Gattung ist.

Ich möchte glauben, daß die meisten dieser Autoren gute und noble Menschen waren, obgleich mancher unter ihnen einen schwierigen Charakter, unbezwungene Leidenschaften und ein verfehltes Leben hatte. Fühlte Rilke etwa viel, obgleich sein Werk von preziösen Gefühlen überschwemmt ist? Warum wußten Arnim und Brentano gewisse böse Vorurteile nicht zu überwinden? Warum wurden Hofmannsthal und Kleist im Krieg zu Chauvinisten? Hebbel lebte von Frauen, die ihn liebten, und verriet sie. Conrad Ferdinand Meyer war zeitweise verrückt. E. Th. A. Hoffmann trank sich zu Tod. Stifter und Kleist endeten als Selbstmörder. Kleist wurde am Ende seines Lebens technisch zum Mörder, indem er die Frau des Herrn Vogel, wenn auch auf ihren Wunsch, umbrachte, ehe er mit sich ein Ende machte.

Doch waren nicht auch diese in ihren geistigen und literarischen Tendenzen nobel? Von Natur aus waren sie sittlich, sie wollten teilnehmen an der Erziehung der Menschheit. Sogar sich selber wollten sie erziehen.

Die meisten hatten ein schweres Leben. Viele übten neben ihrem literarischen noch einen oder zwei Berufe aus.

Hebel, Mörike und Gotthelf waren Pfarrer, die Huch Lehrerin, Stifter Schulrat, Büchner und die Brüder Grimm Universitätsprofessoren. Kleist, Heine und Sealsfield waren Journalisten. Hoffmann, Goethe, Grillparzer und Keller waren Beamte; Chamisso war Direktor eines botanischen Gartens, Goethe und Hoffmann waren lange auch Theaterdirektoren.

Welch bunte Lebensläufe! Sealsfield war ein entlaufener Mönch, die Huch mehrfach verheiratet, Hebbel wurde ausgehalten, Goethe starb mit 83 Jahren, weltberühmt, Büchner mit 24 Jahren, unbekannt. Er war ein Atheist, Goethe ein Spinozist, Heine ein Christ und Jude und Hellene, Brentano ein katholischer Religions-Schwärmer. Thomas Mann wurde aus einem konservativen ein liberalsozialer Demokrat, Heinrich Mann aus einem Demokraten und Pazifisten ein Anhänger sozialrevolutionärer Gewaltsysteme. Die Brüder Grimm widersetzten sich der Staatsautorität und mußten ihrer Gesinnungen wegen ins Exil, wie Heine, Büchner, Thomas Mann, Heinrich Mann. Chamisso war ein Sohn französischer Emigranten. Goethe, Hofmannsthal und Thomas Mann erlebten den Selbstmord eines Sohnes, Hofmannsthal brach es das Herz. Kleist und Stifter und C. F. Meyer endeten in Verzweiflung. Andre hatten ein reiches Leben und galten zu Lebzeiten als Könige der Literatur wie Goethe und Thomas Mann. Grillparzer und Hebbel, Kleist und Stifter und Mörike glaubten ihr Leben vertan, ihr Werk verbannt. Heine litt neun Jahre in seiner „Matratzengruft“. Kleist hat nie eine Frau, die Droste nie die Liebe eines Mannes genossen; Grillparzer blieb sein Leben lang ein Bräutigam; Goethe

und Heine haben viel geliebt. Arnim wird heute kaum gelesen; die Brüder Grimm stehn an Auflagen nur der Bibel nach.

Das Leben jedes dieser Poeten ist eine originelle und spannende Geschichte und in der Tat, einige haben ihre Geschichte geschrieben, und diese wurde ihre beste. Ein Autor ist mehr und weniger als sein Werk. Eine gute Geschichte sagt viel mehr, als sie zu erzählen scheint, sie sagt mehr vom Autor und seinen Figuren, sie enthüllt sein Land und seine Welt, sie bildet einen eigenen Mikrokosmos, ein eigenes Pantheon, ein eigenes Paradies, eine eigene Hölle. Eine gute Geschichte überlebt ihren Autor und zuweilen sein ganzes Volk. Sie wird gelegentlich zum Gemeingut vieler Literaturen. Doch solange sie lebt, entzückt sie uns mit der ganzen kalten, aber strahlenden Wollust von Kunstwerken. Die guten Geschichten werden wie die guten Freunde zu einem festen Bestandteil unseres Lebens, ohne die wir unsere Welt uns gar nicht denken wollen, sie werden gleichsam unter der Hand ein Stück unserer eigenen Erinnerungen, als hätten wir sie selber erzählt, als hätten wir sie selber erlebt oder seien zumindest stille Zeugen gewesen. Wir genießen jede dieser Geschichten mit dem besten Gewissen, wenn wir nur ästhetisch mit ihnen zufrieden sind. An den Schmerzen ihrer Figuren tragen wir keine Schuld, an ihren Wonnen weiden wir uns. Sie gehn uns nicht allzu nahe; denn sie sind ja erfunden. Sie lassen uns nicht kalt; denn ihr Leben ist intensiver als das sogenannte reale Leben.

Wir lachen und weinen mit ihnen im Spiel. Sie wirken auf uns und waren nur Träume. Sie leben mit uns, durch uns und ohne uns. Es sind die besten und billigsten Freunde. Was will man mehr von einer guten Geschichte?



DAVID UND GOLIATH

## Baumeister des deutschen Theaters

Die Reihe enthält Beiträge über Max Reinhardt, Edmund Reinhardt, Erwin Piscator, Leopold Jessner, Erik Charell, Carl Hagemann, Gustav Hartung, Theaterkritik und Kritiker.

### V. Erik Charell

Vor drei Jahrzehnten leitete das Berliner Große Schauspielhaus in der Karlstraße der Tänzer Erik Charell. Von ihm erdacht, von ihm gestaltet, wurde hier zum ersten Mal in Deutschland die moderne und zugleich repräsentative „Musik-Volksbühne“ etabliert, ein Theater der szenischen, der artistischen, der musikalischen Faszinationen, eine Schau-Bühne, die einen exklusiven Geschmack ebenso befriedigte wie den Anspruch eines Massen-Publikums aus täglich tausenden Zuschauern. Das Große Schauspielhaus ist in jener Zeit sehr rasch populär geworden. In den deutschen Theaterstädten wurde sein originaler Stil — der Charell-Stil — bald und oft imitiert. Ins Ausland, nach Paris, nach London, nach New York wurde Erik Charell gerufen, um dort auf den größten Bühnen seine Berliner Inszenierungen zu wiederholen. Noch nach einem Vierteljahrhundert applaudierte man in Frankreich, in England, in Amerika jenem „Weißen Rössl“, das längst gestorben und begraben schien, das jedoch in der Wunderkur seines neuen, phantasie-begabten Dompteurs eine unvergleichliche Renaissance erlebte und nun anscheinend unsterblich ist.

Wie war es damals gekommen, daß in dem imposanten Haus des Berliner Nordwestens — in diesem Haus der ungewöhnlichen Dimensionen und der dreitausend Plätze — daß just hier, auf dieser gewaltigen Szene, die einige Jahre zuvor, im November 1919, von Max Reinhardt mit der „Orestie“ des Aischylos geweiht und eingeweiht worden war, daß hier plötzlich ein Tänzer, obendrein der zunächst unbekannte Erik Charell, residierte?

Das weite und wertvolle Grundstück mit dem Zirkus Schumann war im Ersten Weltkrieg von einer Aktiengesellschaft gekauft worden. Es war die Absicht — sozusagen der „Zweck“ — dieser Gesellschaft, genau nach der Konzeption der Brüder Max Reinhardt und Edmund Reinhardt von Deutschlands kühnstem Architekt, Hans Poelzig, den Zirkus in das größte und modernste Theater der Reichshauptstadt, des Reiches, umbauen zu lassen. Im Aufsichtsrat brillierten die Elite der deutschen Kultur und ein Mäzenatentum, dem zum nicht geringsten Teil die großartige Wirkensmöglichkeit der damaligen Privattheater, auch der Reinhardt-Bühnen, zu danken ist. Gerhart Hauptmann war der Name, der an der Spitze der Gründer und zugleich der Aktionäre dem Unternehmen das Profil und das Gewicht gab. Aber Max Reinhardt, bereits seit über einem Jahrzehnt der berühmteste deutsche Regisseur, sollte in dem großen illustren Rahmen, auf den mit Millionen Goldmark gesicherten Fundamenten nach seinen Plänen das exemplarische Volkstheater erschaffen. Im Stil Max Reinhardts, der sich bisher auf der relativ engen Guckkasten-Bühne des Deutschen Theaters und der Kammerspiele manifestiert hatte — der freilich



auch in einigen pompösen Inszenierungen, mit „Ödipus“ und dem „Mirakel“, zum Volumen der Arena und der Festhallen vorgedrungen war — mit Reinhardts spezifischen Akzenten sollte das permanente Theater für die Volksmassen erstehen: das Volkstheater der tragischen und der komischen Elemente, das Volkstheater ebenso des geistigen und seelischen Erlebens wie der artistischen Bravour, der Freude, der Farben, des Tanzes, der Musik. Hier inszenierte Max Reinhardt, hier spielte sein wahrhaft erlauchtes Ensemble nach der „Orestie“ den „Hamlet“, den „Danton“ von Romain Rolland, den „Ödipus“ des Sophokles, „Julius Cäsar“ (jene unvergeßbare Aufführung mit Werner Krauß, Alexander Moissi, Emil Jannings, Wilhelm Dieterle, Else Heims, Agnes Straub, Hermann Thimig). Hier wurde die klassische Anti-Kriegs-Komödie des Aristophanes — „Lysistrata“ — in ihrem vollen spirituellen Zauber und in ihrer erotischen Faszination (mit Else Heims, Else Eckersberg, Jannings, Gülstorff, Paul Graetz) das täglich von Tausenden bewunderte Ereignis. Hier entfesselte Reinhardt das große Gelächter vor Nestroys „Judith und Holofernes“ (mit Max Pallenberg). Hier jubelte Moissis Cello-Stimme, und hier klagte sie in Hofmannsthals „Jedermann“. Hier erreichte, in seiner besten Stunde, Eugen Klöpfer das grandiose Format seines „Florian Geyer“. Hier arrangierte Reinhardt in Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt“ ein Fest der Schönheit, der satirischen, der sentimentalischen und der rauschenden Akkorde, der amourösen Grazie und des blitzenden Esprit.

Und dann, nach zwei Jahren, verließ Max Reinhardt Berlin. Man sagte damals, es sei eine Flucht gewesen. Er wäre der berlinischen Turbulenz jener Inflationszeit entflohen. In Wirklichkeit zogen den rastlos schöpferischen Theatermann die starken Magnete neuer und sehr bedeutsamer Missionen nach Österreich. In Wien wurde für ihn von einem Krösus aus dem alten Josefstädter Theater das luxuriöse Theater in der Josefstadt errichtet. In Salzburg jedoch wurde Reinhardts und Hofmannsthals Plan der internationalen Festspiele verwirklicht.

Indessen dirigierte in Berlin den systematisch emporgezüchteten Apparat der Reinhardt-Bühnen die direktoriale Meisterhand Edmund Reinhardts. Felix Hollaender, der Freund der beiden Brüder, der große Dramaturg, trat in den Vordergrund. Es sollte ein Interregnum sein, bis Max Reinhardt zurückkehren würde. Der Reinhardt-besessene Arthur Kahane, die Regisseure Karlheinz Martin, Gustav Hartung, Fritz Wendhausen, Ludwig Berger, Ferdinand Gregori, Carl Heine, Bernhard Reich, Iwan Schmith, Berthold Viertel, Erich Engel, Otto Faldenberg, Heinz Hilpert, die längst mit dem Deutschen Theater verwachsenen Mitarbeiter Heinz Herald und Franz Dworsky hüteten das kostbare Gut und konservierten inzwischen die schon historisch gewordene Substanz. Allein die Führung des Großen Schauspielhauses wurde zum Problem. Hier war Max Reinhardt, der spezifische Regisseur in dieser spezifischen Struktur, hier war der Kenner und Meister ihres eigenartigen technischen und proportionalen Anspruchs vorerst unersetzlich. Also improvisierte man. Mit der Reprise früherer Reinhardt-Inszenierungen wechselten recht unsystematisch die Premieren des großen Schauspiels, der großen Tragödie. Da allein schon die Architektur des Hauses das musikalische Element bedingte, verlegte man die klassische und die moderne Operette aus ihrer räumlich bescheideneren Heimat auf die gigantische Bühne des Poelzig-Baus, mit dem Resultat einer

wenig attraktiven Verzerrung und Vergrößerung. Edmund Reinhardt hatte beträchtliche Sorgen. Aber er meisterte sie, so, wie dieser geniale Organisator, dieser instinktsichere Psychologe noch jedes Problem gelöst hatte.

Er erinnerte sich des jungen Tänzers Erik Charell. Dieser hatte ihm einmal von der Idee erzählt, für die theaterhungrigen Massen, die einst in hellen Scharen die alten Berliner „Singspiele“ besuchten, die jedoch für die moderne, die mondäne Gesellschaftsoperette schwerlich zu gewinnen waren, einen neuen und adaequateren szenischen Typ zu schaffen. Das müßte eine neue organische Einheit sein aus dramatischen, musikalischen, pantomimischen Elementen. Die in Jahrhunderten erprobten Effekte der Schaubühne müßten, zu einer interessierenden Gattung zusammengefaßt, im neuen Geist und im neuen Rhythmus geboten werden: die dramaturgisch präzise gezimmerte Handlung, das Sentiment, der Humor, das Wort, das Lied, der Tanz in potentieller Gestaltung, dazu die Zauberei der modernsten Bühnentechnik. Charell verwerfe den Klamauk, die Klamotten-Komik und die miserablen Kapellen, die man allenthalben für gut genug halte, um am Sonntag das Volk zu amüsieren. Er lehne konsequent jede billige Geschmacklosigkeit ab. Er erstrebe ein Theater, wo einem Massen-Publikum zu erträglichem Eintrittspreis höchst kultiviert Heiterkeit und Freude, wo dem Volk gleichzeitig die profiliertesten Schauspieler-Persönlichkeiten präsentiert würden. Das sei im Großen Schauspielhaus mit den dreitausend Plätzen auch eine kommerzielle Möglichkeit.

Edmund Reinhardt hatte den plausiblen Gedanken notiert. Ja, er hatte Charell bereits eine Chance gegeben. Er wollte ihn auf der Bühne kennen lernen; und nun war es schon einige Zeit her, daß im Deutschen Theater unter der Leitung von Erik Charell der „Bajazzo“ von Leoncavallo als Pantomime aufgeführt worden war. Indes war damals der Weg ins Große Schauspielhaus noch nicht frei. Noch inszenierte dort Max Reinhardt, noch stand dort auf dem Programm dessen ganz anderes Repertoire. Zwar mochte man in Charells Ambitionen manches von Reinhardts Regie-Ideen wiederfinden. Vor allem war ihnen die Freude am festlichen, am sinnlichen Theater gemeinsam. Aber zugleich ein Regisseur der Tragödie, ein Tragiker war Charell doch wohl nicht. Jedenfalls erkannte Edmund Reinhardt nach seines Bruders Beurteilung und nach den mannigfachen Improvisationen seiner sehr verschiedenen Regisseure in Erik Charell die Persönlichkeit, die dem Großen Schauspielhaus einen neuen und attraktiven Stil geben konnte. Mittlerweile hatten die Brüder Reinhardt von den Gründern und Teilhabern jener Aktiengesellschaft fast sämtliche Anteile erworben. So konnte Edmund in voller Souveränität das zunächst erstaunliche und von nahezu allen Berliner Fachleuten skeptisch belächelte Experiment mit Charell wagen. Wie immer hat Edmunds Instinkt rechtbehalten. Wie so oft hatte sich der echte Theaterdirektor auch jetzt bewährt: er hatte den „richtigen Mann“ auf den „richtigen Platz“ gestellt.

Eigentlich hatte das Theater in der Berliner Karlstraße erst jetzt, mit Charell und durch ihn, seinen originalen Charakter gewonnen. Max Reinhardts Spielplan in diesem Haus war kaum zu unterscheiden gewesen von den Reinhardt-Spielplänen im Deutschen Theater und in den Kammerspielen. In seinem kleinsten Theater mit den dreihundert Clubsesseln hatte er „Lysistrata“ als Kammer-Komödie inszeniert. Im Großen Schauspielhaus war daraus

eine Komödie in monumentalen Ausmaßen geworden. Auch seine Offenbach-Inszenierungen zeigten viel eher eine nur formale als elementare — und im Grund auch keine stilistische — Verwandlung. Erik Charell indes schuf hier in der Tat einen spezifischen Stil. Will man ihn etikettieren, so muß man wohl vom französischen Theater den Begriff der „Opérette à grand spectacle“ entleihen. Dieses damals für Berlin und für Deutschland neue Genre ist in so hohem Grad identisch geworden mit der Struktur des Großen Schauspielhauses, daß auch Max Reinhardt, als er nach einigen Jahren zurückkehrte, hier nur noch im Stil jener „Opérette à grand spectacle“ inszenierte. Sein Menelaus in Offenbachs „Schöner Helena“ entstammte auch nicht mehr seinem eigenen, dem Reinhardt-Ensemble. Die Pallenberg-Rolle spielte dann der Revue-Star Max Hansen, der einmal als „the little Caruso“ auf dem Varieté begonnen hatte. Selbst Reinhardts Opern-Inszenierung im Großen Schauspielhaus — „Hoffmanns Erzählungen“ — könnte man recht zutreffend als „Opéra à grand spectacle“ kennzeichnen. Andererseits konstruierte Charell seine szenischen Kontraste bisweilen mit der Einfügung eines Kammer-spiel-Tons. Als im „Mikado“ Max Pallenberg hier im zartesten pianissimo das „Bachstelzen-Lied“ — nicht sang, nein: flüsterte, da erlebte man nicht nur den Triumph einer einsam aufragenden Schauspieler-Persönlichkeit: die spezielle Sensation war der eindruckstarke und überzeugende Sieg der leisen künstlerischen Regung über die kompakte Fülle der Dimensionen. Was überhaupt der Stein-Architektur dieser gewaltigen „Tropfstein-Höhle“ die Wärme einhauchte, was ebenso die räumlichen Überproportionen wie, auf der Bühne, Charells Operetten „à grand spectacle“ adelte, das war die künstlerische Potenz, die im zentralen Motor dieser großartigen Aufführungen — man möchte in der Tat sagen: in ihrem Herzen — entscheidend wirksam wurde. Die Philologen mit dem tierischen Ernst, aber auch jene ewig stirnrunzelnden Kritiker, die Karl Kraus einst die „Theaterreferendare“ nannte, die oft völlig humorlosen, theaterfremden Federn, die immerzu mit Blut und nie mit hellblauer Tinte schreiben, sie alle wurden von dem glühenden Theater-Temperament und dem nobeln Geschmack Erik Charells endgültig ad absurdum geführt. Der monumentale Charakterspieler Paul Wegener in Charells „Drei Musketieren“ oder die bei allen Theatergöttern einmalige Fritz Masary, die in Charells Regie als regenerierte „Lustige Witwe“ ihre Chansons, die noch Lehars Gassenhauer zu Kunstwerken formte: niemals hatte die deutsche Schaubühne — neben ihren Tragödien und ihren potentiellsten Tragöden — legitimere Attraktionen als diese anzubieten. Man möge sich auf Kathedern und an aschgrauen Schreibtischen gesagt sein lassen, daß das Theater zwar ganz gewiß die Tribüne des „Guten“ und des „Wahren“ ist, daß es aber seinen Glanz, seine Verzauberung sehr vermissen ließe, wenn es seines eigentümlichsten Gesetzes spotten und nicht vor allen anderen Elementen die Schönheit — also mit dem „Guten“ und „Wahren“ das „Schöne“ — kultivieren wollte. Nicht nur die „Deutschen Volkslieder“, die Richard Tauber sang, sind heute noch — auf Schallplatten — zum Weinen schön. Dieser wohl größte und künstlerischste Sänger der damaligen deutschen Opernbühne durfte es auch mit vollem Recht aussprechen: daß ein B in der Partitur des Franz Lehar, von ihm, Richard Tauber, gesungen, einem B von Mozart gleichwertig sei. (Da muß man den späten Lehar gegen die „Theaterreferendare“ gar nicht



erst mit dem authentischen Wort Puccinis verteidigen, daß in Lehars spätem Operetten-Werk die „Schlager zu Arien“ geworden und daß diese für „jeden Musiker mit Bühnenblut“ eine „Begeisterung und ein Entzücken“ sind.) Das Genie Albert Bassermanns erhob Brachvogels „Narziss“ und den „Kean“ des Dumas ebenso zum Kunstwerk wie den alten Emanuel Striese und mit diesem den „Raub der Sabinerinnen“. Werner Krauß gestaltete „Charleys Tante“ ebenso zum künstlerischen Ereignis wie Käthe Dorsch ihre sämtlichen Operetten, gleichviel, ob sie „à grand spectacle“ oder im engeren Raum „à petit spectacle“ präsentiert wurden. Die theater-historische Leistung des ehemaligen Tänzers Erik Charell indes ist seine meisterhafte Kombinierung der höchsten Darsteller-Potenzen mit manchen kunstgewerblichen Werten zum originalen und, wie sein universeller Erfolg bewiesen hat, zu einem epochalen Bühnen-Stil.

## LICHTGEFANGEN

Des Menschen Herz — ein später Maskenball,  
am Rosenmontag wirbelnd hingetanz,  
durch blasse Worte langsam unterkühlt.  
Es spricht: Gestorben ist nun Gott für immer...

Ich aber trat in meinen Garten, lichtgefangen,  
und sah im Rasen gelben Krokus blühn,  
umtaumelt von den früherwachten Bienen.  
Ich horche auf: Es läutet flüssig der Pirol.  
Doch nein, — es ist ein Star,  
der dort im alten Apfelbaum  
auf fremder Flöte spielt...

*Erich Lotz*

## DER DEMIURG

Ei, unser Schiff fährt schnell und stark  
in einen großen Menschheitspark,  
in einen Garten Eden  
mit Läden,

mit Traktorglück und Autobahn  
und manchem Zeitausfüllungswahn,  
der darf den leeren Seelen  
nicht fehlen.

Und in der Über-Kremlburg  
thront dann der Dämon-Demiurg,  
nicht rot, nicht weiß, nur Wille  
ob Stille.

*Edmund Hoehne*

## Winckelmanns Unsichtbarkeit

Als Ludwig Curtius in den Apriltagen 1954 die Rede zur bevorstehenden Wiedereröffnung des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom niederschrieb und ihn mitten im Satz der Tod zum Heimgang rief, fanden die bestürzten Freunde zwei lapidare Wörter auf dem Papier, Ansatzziegel gewissermaßen zum nicht mehr ausgeführten Bogen des Satzes; die zwei Wörter: „Aber Homer . . .“ Welche Paradoxie, mag man denken, in den Tagen unserer technischen Realität noch immer Fragen der doch längst hinabgegangenen Antike hin- und herzuwenden. Welche Begrenztheit des fast Achtzigjährigen, schon so hoch über dem schmalen Grundriß, den uns unser Leben gewährt, die gleichen Donquichotterien eines Gelehrten-daseins auszuführen, nachdem man zwei leidige Kriege hinter sich gebracht und wieder die genußvolle Stille eingetreten ist, die den Wachsamern alarmieren sollte.

Aber was ist das, diese Antike, der der große Mann, den sie überall ehren, sein Leben verschrieb? Er sagt es selbst in einem seiner verstreuten und nachgelassenen Aufsätze, die Joachim Moras unter dem Titel „Torso“ (Stuttgart 1956, Deutsche Verlags-Anstalt. 342 S. 47 Abbildungen) herausgegeben hat: Antike und als spätere abendländische Stimme „Humanismus“ ist heute nur noch *eine* Stimme in der vielstimmig tönenden Moderne. Sie dominiert nicht mehr, seitdem das Haus am Frauenplan mehr und mehr Museum wurde und Griechisch nur die Philologen lernen, in den Zimmern junger Männer nicht mehr der Hermeskopf des Praxiteles in gefärbtem Gips steht. Ist sie also abwesend und zu sich selbst in historische Ferne zurückgestiegen? In diesem Aufsatz „Die antike Kunst in der modernen Welt“ zitiert Curtius einen gläsernen Satz Hofmannsthals über die An- und Abwesenheit des Vergangenen und Geerbten; alles, sagt der Österreicher, sei in unserer Zeit da und nicht da. „Sie ist voll von Dingen, die lebendig scheinen und tot sind, und voll von solchen, die für tot gelten und höchst lebendig sind.“ Und Curtius fährt in Beispielen fort und nimmt ein kleines buntes Ei aus dem undurchsichtig gewordenen Gestrüpp unserer Gebräuche: ein Ei, wie man es zu Ostern den Kindern schenkt und wie es die Menschen der Vorzeit einander reichten — als Fruchtbarkeitssymbol, als gutes Zeichen in der wieder steigenden Natur des Jahres. Seht, so Altes tun wir; nur wir wissen es nicht mehr, was es an Sinn auf sich hat, und es lebt wie vieles über den eigenen Sinn hinaus. Merkwürdig bleibt nur, daß die Bedeutung unverändert geblieben ist, wenn man sie nach den Jahrtausenden nachprüft. Nur scheinbar also ist das Abwesende abwesend? Nur dann, sagt Curtius, wenn es nicht mehr erlebt wird.

Im Todesjahr wurde der Winckelmann-Aufsatz geschrieben. Winckelmann, eines der Wilhelm-Meister-Schicksale der deutschen Geistesgeschichte, wie Curtius einleitend bemerkt; Meister-Schicksal darum, weil auch hier der Weg über die Kunst ins Prägen eines neuen Seins, eines anderen und klarer gearbeteten Lebens mündet. Winckelmann wird hier der zweite Revolutionär neben Rousseau, getrieben von der Vision, die Deutschen zu einem „neuen hero-

ischen Lebensstil zu erziehen, sie aus der Labilität des Rokokos zu befreien.“ „Reine edle Menschlichkeit jenseits der Rangklassen der Stände“ ist mehr als ästhetisches Programm. Denn hier wird aus dem Vorbild antiken Geistes, der alten und ersten Demokratien, eine neue Haltung konzipiert, die nicht nur zur „Iphigenie“ und den Architekturplänen des Friedrich Gilly führt, die nicht nur in den Hörsälen und Schulzimmern der Humboldt'schen Reformen verbleibt, sondern sich auch im Volksheer der Befreiungskriege auf anti-napoleonischem Schlachtfeld beweist. „Winckelmanns Lehre war eine Vision. Die Vision hat gesiegt, um erst nachher eine Wissenschaft zu werden.“ Archäologie also, mit wirtschaftlichem Vokabular gesagt, ein Nebenprodukt. Aber ist dieser Geist der antiken Humanitas noch wirksam, von seiner zerredeten Existenz in pseudo-demokratischen Appellen abgesehen? Mit dem Ernst eines Zukunftsglaubens spricht Curtius von den weiteren „Folgen“ der Winckelmann'schen Tat. Und mit dem leisen Unwillen, den ihm unsere fünfziger Jahre einflößen, vermerkt er: „mögen sie scheinbar auch eine Zeitlang unsichtbar werden.“ Winckelmann, der Forderer einer neuen Erziehung zu strengerem Menschentum, wäre also in den stilleren Zeiten des Genusses ein Unsichtbarer geworden. Ein Stern, der nur fern zu sehen ist.

Liest man die Winckelmann-Arbeit, macht man mit der innigen Bekanntschaft des Schustersohns aus Stendal, der ein Zeitalter verändern sollte, zugleich eine seltsame Erfahrung. Zug um Zug wird das Wesen Winckelmanns enthüllt, doch jeder dieser Züge ist zugleich im Porträt von Curtius wiederzufinden: das Lesen der Formen mit den Augen des Künstlers, die um höchste Plastizität bemühte Beschreibung, Erkenntnis aus der historischen Gegebenheit, die auch ihm antike Kunst zum „großen weltlich-sinnlichen geschichtlichen Objekt“ werden läßt. Auch ihm wird Humanismus zur bewußten Erziehungsaufgabe, die seine Haltung bis ins Detail prägt. Als er Herbst 1937 durch den Briefträger seine Entlassung erhält, empfindet er es „wie einen Ritterschlag“. Und ungebrochen zeigen ihn die Briefe an die Freunde: „Depressionen sind kein Lebensstil . . . Mag es weitergehen, wie es will, wir haben unsere geistige Existenz fortzusetzen.“ Das kommt aus Winckelmann'schem Geist und erinnert an die nobel-freimütige Briefstelle von 1758: „Ich habe die Armut geheiratet, die Mutter der Freiheit.“ — So wird unversehens, während er Winckelmann sichtbar macht, das eigene Charakterbild deutlich.

Und doch ist er den Weg jenes, der als norddeutscher Protestant konvertierte, um in Rom Griechenland zu finden, anders gegangen. Für den süddeutschen Katholiken gewinnt Rom das eigene mächtige Gesicht zurück. Er widerspricht Hegels Satz, Rom habe das Herz der Welt gebrochen. „Das Herz der Welt war griechisch. Und dies Herz hat Rom der Welt bewahrt.“ Im ergreifendsten der von Moras gesammelten Aufsätze, der „Begegnung beim Apollo von Belvedere“, hat Curtius gewissermaßen sein Vermächtnis niedergelegt. In drei Gesprächen mit einem jungen deutschen Auswanderer werden drei große Seinsbilder beschworen, die zur Trinität zu vereinigen die unausgesprochene Forderung an reife Menschlichkeit verbleibt: der Apollo von Belvedere lehrt in Leichtigkeit und Helle — die Würde, das Pantheon — Maß und Verhältnis, der Engelsthron in der Peterskirche — Geheimnis und Transzendenz. Die Kunstwerke wirken also als Erzieher und Mahner; denn Würde, Verhältnis und Geheimnis seien uns Heutigen verlorengegangen.



Als Winckelmann Griechenland in Rom suchte, fand er ein Idealland von erzieherischer Vorbildlichkeit. Curtius hingegen begreift Antike in den ihr geschehenen Verwandlungen, ihrer Geschichtlichkeit. Er bejaht den „tragischen Ernst, der die Welt erfüllt, seitdem sie römisch geworden ist“, bildet sich doch über diesem Imperium das römische Reich deutscher Nation in die Zukunft des Mittelalters, geschehen immer wiederkehrend Renaissance bis zu jener des Winckelmann hin. Und daß nach dem letzten Kriege der Auswanderer verlorener Würde, verletztem Verhältnis und vergessenem Geheimnis vor den alten Werken innewird, auch dies gehört wohl dazu, diese Unsichtbarkeit Winckelmanns, von der die Besten noch wissen.

Als Konstante in allen Wandlungen weist Curtius „die plastische Selbstbehauptung“, die aktive menschliche Figur auf. Aber kann in einer Zeit, die in Funktionen und Strukturen denkt, sich Abstraktionen und Zeichen nähert, um ein Weltbild so neuartig, wie es das der Renaissance einmal gewesen war, in Gestaltungen auszudrücken, kann in solcher Zeit oder einem so beginnenden Zeitalter „die plastische Selbstbehauptung der aktiven menschlichen Figur“ noch Gefäß für die Aussage sein? „Die mit verfeinerten Meßinstrumenten gemachten Erfahrungen“, notierte schon Planck, „verlangen es unerbittlich, daß alt eingewurzelte anschauliche Vorstellungen aufgegeben werden, für welche die entsprechenden Anschauungen erst noch gesucht und ausgebildet werden müssen.“ Und er verweist auf die „künstlerisch schaffende Phantasie“. Würde, Verhältnis und Geheimnis mögen heute vielleicht schon aus den Alterswerken Kandinskys aufstrahlen und unsere Selbstbehauptung einer so anders gewordenen Welt gegenüber aufs Neue aussprechen. Der Verlust an Plastizität ist ein Gewinn an geistigem Raum geworden. Plastizität aber mag Glück und Begriff jener alten renaissancistischen Welt sein, die sich um 1910 zu verabschieden begann. Für Curtius ist sie bis ins hohe Alter die heile Welt gewesen. Aber wurden nicht gerade die Bildner der abstrakten Wirklichkeit von eben der Regierung boykottiert, die auch ihn aus dem Dienst entließ? Einer Regierung übrigens, die sich in bedauerlicher Plastik monumentalisierte wollte und ein Forum von Öfen und Gräbern hinterließ.

An den Grenzen einer Persönlichkeit wird ihre Intensität sichtbar. Der plastisch Denkende erlebte viel zu leidenschaftlich die Humanitas in den Werken selbst, als daß ihm die Abstrakten mehr als die Auflösung der „Unsicherheit aller Relationen in ein mystisch musikalisches Gefühl“ hätten bedeuten können. „Größtes C-Dur!“ vermerkt er bei der Betrachtung eines griechischen Tempels in wilder Felsenlandschaft. Er gehörte dem Dur der hellen plastischen Klänge und interpretierte es ein Leben hindurch, auch als die Welt sich schon verändert hatte und andere Ordnungen zur Selbstbehauptung notwendig geworden waren. Könnten wir sein Vermächtnis besser befolgen, als den Geist der Humanitas, die unausgesprochene Trinitätsforderung von Würde, Verhältnis, Geheimnis als absolute Werte tief in uns aufzunehmen? Würde, Verhältnis, Geheimnis — sie sind nichts anderes als das ein wenig vergilbte Wort von der „edlen Einfalt und stillen Größe“, das der deutsche Bruder Rousseaus geprägt und mit dem er sein Jahrhundert erzogen hat. Dieses Geschenk ist uns, neu erlitten und härter gefaßt, zurückgegeben worden von dem Erzieher zur Menschlichkeit, der Ludwig Curtius war.

# ZEITSCHRIFTEN-RUNDSCHAU

„*Texte und Zeichen*“, die von Alfred Andersch geleitete literarische Zeitschrift, hat im dritten Jahr mit ihrem sechzehnten Heft aufgehört. Das Ende ist unsensational. Es ist kein Menetekel. Niemand hat dem Unternehmen die Luft abgedreht. Selbst das Wirtschaftswunder kann man nicht dafür verantwortlich machen. Leise, ohne Skandal verschwindet diese Plattform. Umso deutlicher wird die Leere, die sie hinterläßt. Sie gleicht dem Nachklang, den seinerzeit das Ende des „Ruf“ weckte, jene andere Revue unzufriedener Geister, die Andersch passieren ließ. Man weiß, daß in der kurzen Nachkriegsgeschichte eine Periode zu Ende gegangen ist. Damals fing die deutsche Ordnung von vorne an, heute, im Zeichen des „immer noch rüstenden Albkanzlers“ (nach Werner Fink), ist sie wiederhergestellt. Die Gruppe 47, deren Zugehörige Nummer 1 von „*Texte und Zeichen*“ aufzählte, hat dem Vernehmen nach ihre Funktion erfüllt. Andere Sorgen beherrschen die Köpfe. Andere Köpfe besorgen die Herrschaft.

Andersch ist ein Mann des Maßes. Das bewies die Zeitschrift. Sie war allezeit wohlabgewogen. Recht verschiedene Ansichten kamen zu Wort; Walter Muschg stand im selben Heft mit Max Bense, und Gedichte von Wallace Stevens vertrugen sich mit denen von Nelly Sachs. Wo zwischen Qualität und Integrität zu entscheiden war, siegte, so schien mir, in der Regel der Charakter. Doch war das Niveau im allgemeinen hoch genug, um Zweifel an dieser Methode, der besten unter den notwendig unzulänglichen Arten, Zeitschriften zu machen, zu zerstreuen. Wenn ich sagen sollte, welche Aufsätze mir in Erinnerung geblieben sind, würde ich auf Anlieb eine Thomas Mann-Kritik von Joachim Kaiser nennen, eine Analyse der Gedichte von Cummings und einen Heine-Aufsatz von Adorno, auf den ich eigentlich replizieren wollte. Das Stillhalten war bei der Lektüre überhaupt schwierig. Manches gehörte zu der Art von Literatur, bei der sich ein altmodischer Mensch wie unsereiner fragt, warum er das eigentlich lesen soll. „Hätte ich das Kino!“ schrieb Mierendorff 1919. „Hätte ich das Verständnis!“ für gewisse Arten von Ge-

dichten, ich könnte vielleicht soviel mit ihnen anfangen, wie er mit dem Kino vorhatte. Leider wird es mir nicht besser gehen als ihm. Er hat das Kino nicht bekommen. Übrigens war in einem der letzten Hefte ein bemerkenswert lapidarer Beitrag von Domnick, dem Arzt, über seinen eigensinnigen Film.

So wäre manches zu erinnern bei diesem Abschied. Nicht zuletzt mit kollegialer Mißgunst das gute Papier der Zeitschrift, auf das Gisela Andersch ihren pretentiösen Umbruch zauberte, und die Illustrationen. Vor allem aber war „*Texte und Zeichen*“ ein guter Reisegenosse. Man soll nicht zuviel über Richtungen in der Kulturpolitik reden und das Herz nicht auf der Zunge tragen; aber hier darf ich sagen: Die ganze Richtung paßte mir. Der Verlust dieses Weggefährten ist nicht genug zu bedauern, auch wenn das Wort Weggefährte selber durch seine russische Bedeutung an Herzlichkeit verloren hat: „*Texte und Zeichen*“ war natürlich nicht unser — Sputnik.

Die Zeitschrift ist tot, es lebe die Zeitschrift. Eine ganze Serie von Neulingen meldet sich an. Was sie wollen oder sollen, und ob sie können, was sie wollen — das weiß man noch nicht. So heißt es im 2. Heft einer neuen österreichischen Revue:

„Das Programm der modernen Kunst, allgemein und vereinfacht gesagt, war die Zuwendung zur Darstellung des Elementaren. Raum und Zeit, die unser Leben bestimmen, sind mit künstlerischen Mitteln nicht unmittelbar faßbar und entziehen sich der direkten Gestaltung. Neue Mittel sollten gefunden werden, uns diese Begriffe näher und eindeutiger anschaulich zu machen. Vermutlich um der Kunst wirksamere Bedeutung zu geben. Eine Zeit lang schien es, als ob in einer diffreartigen Reduzierung, in Zeichen, einer Art Stenogramm, eine gewisse Annäherung an die Elementarbegriffe erreicht werden würde. Eine Über-einkunft schien notwendig, die diese Zeichen lesbar machen sollte, und jede Bemühung mit Hilfe der Interpretation diesem Ziel gerecht zu werden, schien erlaubt. Doch war damit kein Beweis für die Möglichkeit der Darstellung des Elementaren erbracht, der meines Erachtens auch nicht zu erbringen ist. Das

Stenogramm war nur eine weitere Möglichkeit der Simplifizierung geworden, mit Hilfe vereinfachter und späterhin klischierter Formelemente. Wir sehen manches künstlerische Oeuvre von solch schematischer Variation bestimmt. Sie sollte stets interessant bleiben, doch das dauernd Interessante ermüdet, langweilt, die Variation vollends wirkt stupid.

So scheint mir nun dieser Avantgardismus heute am Ende seiner Möglichkeiten. Seine Bewegungen vollziehen sich in immer kürzeren, rasanteren Abläufen, ein Vorgang innerer Entleerung. Je stärker diese in Erscheinung tritt, umso notwendig größer Aufwand wird damit getrieben. Die Produkte der gegenwärtigen Kunstaübung der Avantgarde, die eingenartigerweise die große Masse der Kunstbessenen erfaßt hat, füllen riesige Säle in den immer häufiger veranstalteten Monsterleistungsschauen der Gegenwartskultur. Eine neurotische Begier nach Aktualität kontrolliert den jeweils letzten Standard. Die Kunst wird immer mehr ein Surrogat ihrer selbst. Das Surrogat als geistige Ersatznahrung einer zutiefst unsicheren, bombastischen, überforderten und sich dauernd selbst überfordernden Generation. Die ewige Jugend ist bei der infantilen Unreife gelandet und der Fortschritt kaut mechanisch seine dreißig Jahre alten Kalauer. Erheiternd ist eigentlich nur daran, daß die Masse — deren Lebensgefühl diese Kunst im Grunde entspricht, so daß man sie mit vielem Recht, sofern es so etwas gäbe: Kunst der Masse, für die Masse, nennen könnte, deren geistiges Niveau sie weder unter- noch überbietet — davon nichts wissen will. Sie bleibt beim Alpenglücken. Es gibt eben keine irdische Gerechtigkeit. Dadurch bleibt der 'Avantgarde' vermutlich ihre Illusion noch eine Weile erhalten." (*Die österreichischen Blätter*, September 1957).

Gotthard Jedlicka schreibt in der neuen, sehr temperamentvollen Zeitschrift für Formgebung des Westdeutschen Verlages, Köln:

„Es wäre in den meisten europäischen Städten um die Betreuung des künstlerischen Lebens besser bestellt, wenn die verantwortlichen Behörden oder Instanzen denselben Mut zur Einfachheit, zur äußerlichen Unscheinbarkeit aufbrächten, den die Behörden von Amsterdam... aufgebracht haben. Eine Gesellschaft als solche bringt diesen Mut nie auf; sie lebt und wirkt aus Konventionen und Vor-

urteilen, von denen sie annimmt, daß sie eigene Urteile bedeuten. Es ist das Prinzip des Einzelnen in entscheidender Stellung, diesen Mut zu haben und ihm, wenn möglich, einen Ausdruck zu verschaffen, der die Öffentlichkeit für sich gewinnt — woraus sich neue Konventionen und Vorurteile ergeben können. Wir haben uns allerdings zu sehr daran gewöhnt, in einer architektonischen Leistung, die durch äußere Kühnheit besticht, die originale Leistung zu sehen, in der sich das Lebensgefühl einer neuen Generation maßgebend verwirklicht. Bisweilen tritt das Neue in einer unauffälligen, anspruchslosen Gestalt auf: wie im Erweiterungsbau des Städtischen Museums in Amsterdam: ein Bau, der nur der Aufgabe dient, die er zu erfüllen hat, der sich in keiner Weise aufdrängt, der (in der Nacht) unter bestimmten Voraussetzungen sogar übersehen werden kann.“ (*form*, Heft 1/1957). Das klingt nach Widerlegung der „Österreichischen Blätter“. Vermutlich wissen die beiden aber nichts voneinander. Wenig Publikum haben wahrscheinlich auch die „*Lyrischen Blätter*“ von Ansgar Skriver, Berlin-Dahlem, mit talentierten Gedichten und das „*Visum*“, Reutlingen, das ebensolche Prosa, Graphik und Lyrik bringt. Diese Zeitschriften sind rege, erregend aber wohl nur für ihre Veranstalter, literarische Leidenschaft klingt aus einigen Beiträgen, aus anderen eher Geschäftigkeit. Das ist der Humus, aus dem etwas werden kann. „*Interim*“, eine ähnliche Revue, die aus Seattle, Wash. zu uns kommt, wirkt in ihrem vierten Jahrgang entschiedener und zugleich weniger festgelegt.

Und *außenpolitisch*, wie steht es da? — Die Zeitschrift deutschsprachiger Sozialisten in Mexiko meint:

„Die Quislinge, die heute Kadar und Ulbricht heißen, und nun ganz ohne jedes Feigenblatt einer eigenen ‚volksdemokratischen‘ Verhüllung als russische Statthalter auftreten müssen, stützen sich auf ihr letztes Argument: den Terror und im Hintergrund die Tanks und die russischen Divisionen. Sie sind zu Recht besorgt und fühlen sich gehetzt, denn sie haben die ersten Schläge der großen revolutionären Welle erlebt, wie sie nur in großen Zeitabständen in dieser elementaren Wucht sich zusammenballt. Mehr als hundert Jahre sind vergangen, daß eine solche revolutionäre



Welle große Teile Europas überschwemmte und Jahrzehnte sind es her seit den Durchbruchskämpfen der russischen Revolution.

Nun, die spontane und stürmische Solidaritätskampagne besonders der Studenten und der Jugend mit den Oktoberkämpfern von 1956 zeigt an, daß in Zeiten der sozialen Krise über Grenzen und Länder hinweg eine gemeinsame Sprache und Haltung gefunden wird. Das ist der tiefere Zusammenhang, daß nicht nur die Jugend ganz Osteuropas, die ja ideologisch und klassenmäßig a priori für eine revolutionäre und sozialistische Lösung aufgeschlossen ist, sondern daß auch große Massen der Jugend und der Studenten in Schweden und in Uruguay, in der satten Schweiz und im konservativen Portugal, im aufwachenden Indien und im frankistischen Spanien, ja selbst im New Yorker Eisenbabel des amerikanischen Hochkapitalismus, den ungarisch-polnischen Kampf als ihre eigene Sache aufgefaßt haben.

Wenn über Länder und Kontinente hinweg, wenn trotz der verschiedenen gesellschaftlichen, klassenmäßigen und auch rassenmäßigen Schranken, die Jugendmassen Ende 1956 eine gleiche kämpferische Grundhaltung, eine gleiche Einsatzbereitschaft für die großen Ideale der Freiheit und des sozialen Fortschritts an den Tag legten, so ist das der Hinweis wie mit einer Magnetrudel, daß wir am Vorabend großer Erschütterungen, am Vorabend eines neuen und großen revolutionären Prozesses stehen.“ (Vulkan Osteuropa, „Sozialistische Hefte“, Juli 1957).

Diese Jugend, an die Max Diamant denkt, scheint sich in Westdeutschland, nachdem Europa als Ideal verbraucht ist, dem alten Patriotismus zu öffnen. Oder folgt sie nur dem unglücklichen Zug der SPD zum Nationalismus, der ihr keinen Gewinn gebracht hat, nicht eine einzige Stimme mehr; aber allmählich ihren Charakter verhunzt?—

„Jedem steht es frei, der Nation anzugehören, die er wählt, oder auch gar keiner.“ So richtig dieser Satz an sich ist, so sehr er insbesondere gilt für Zeiten, in denen sich die Mehrheit einer Nation despotischer Barbarei unterwirft, so wenig darf man vergessen, daß man für seine Nation verantwortlich ist, wenn Humanität verwirklicht werden soll. Die Deutschen haben, im Gegensatz etwa zu den Spaniern, ein bemerkenswert un-

reflektiertes Verhältnis zu ihrer Nationalität; deren positiver Wert gilt ihnen als das Selbstverständlichste von der Welt, solange die Nation obenauf ist. In Krisenzeiten wandern sie gern aus. Es kommt indessen darauf an, daß die deutsche Nation erlöst wird von ihrer verquälten Sonderexistenz — daß wir ein vom Frieden umhagtes, Frieden stiftendes Volk werden. Was Deutschland als Nation bedeuten kann, ist noch lange nicht durchdacht worden; und die Aufnahme des Universal-Menschheitlichen in die Gesinnung der Nation, für die wir in unserer Geistesgeschichte große Vorbilder haben, ist immer noch eine Aufgabe, die vor uns steht.“ (Pläne, Folge 4 und 5/1957). Darüber hinaus scheint sich auch bei den europäischen Föderalisten eine Umorientierung vorzubereiten:

„Europa ist also kein Ziel, sondern ein Mittel: das Mittel zur gültigen Antwort auf die beängstigenden Fragen der Krise unserer Zeit. Auf eine totale Krise, wie diese es ist, muß eine totale Antwort gegeben werden; die ebenfalls geistig und materiell, politisch und juristisch, institutionell und konstitutionell, wirtschaftlich und sozial sein muß. Der Sieg im Kampf um die Zukunft der Welt wird nicht mit Rabatt erkaufte werden können.

Der Föderalismus behauptet von sich, daß er sich auf der selben Ebene bewegt wie die Ereignisse. Es ist die einzige revolutionäre Kraft, im positiven und schöpferischen Sinne, die sich der totalitären Gefahr entgegenstellt. Inmitten einer alten, sklerotischen Gesellschaft, die dabei ist, sich dem moribiden Prestige der Dämmerung und der Agonie hinzugeben, verkörpert der Föderalismus den Mut und die Hoffnung, und zwar deshalb, weil in ihm die Freiheit und die Gerechtigkeit untrennbar verbunden sind, die allein die Integrität des von der proletarischen Versklavung befreiten Menschen wieder herstellen kann. Über die Versuche von offizieller Seite aus: Wirtschaftsgemeinschaft und Euratom, ja auch über die para-föderalen Institutionen der EGKS hinaus, muß das wahre historische Problem erfaßt werden. Das ist es, worum sich die Union Europäischer Föderalisten bemüht. Das Europa der nationalstaatlichen Illusionen, das Europa der Konformisten ist tot. Der föderalistische Kampf muß, damit er sinnvoll ist, auf der Basis einer vitalen Hoffnung geführt werden. Dieser Plan ist heute

in folgende Etappen festgelegt: supranationale Organisation einer kraftvollen und disziplinierten Bewegung; methodische Mobilisierung der lebendigen Kräfte des europäischen Volkes; Generalstände (Etats Généraux) von Europa, wie sie die U. E. F. bereits zwei Mal versuchte zu verwirklichen (beim Europa-Kongreß in Den Haag 1948 und bei dem Rat der Wachsamkeit in Straßburg 1950), und sie heute erneut vom Initiativ-Komitee für den Kongreß des Europäischen Volkes gefordert werden; und endlich, auf Grund einer neuerreichten Legitimität, die Einberufung einer europäischen verfassungsgebenden Versammlung.

Was hier getan werden soll, geht weit über die Banalitäten eines wohlmeinenden ‚Europäismus‘ hinaus. Ist der Europäismus nicht der erbittertste Feind des Föderalismus? Letzterer hat soeben erst, im Rahmen der U. E. F. seine Kinderkrankheit den Geschmack an Kompromissen, überwunden. Jetzt, wo er diese Krise überstanden hat, muß er, über dem offiziellen Ränkespiel stehend, die Verantwortung übernehmen, die morgen die des entproletarisierten europäischen Volkes sein werden. Alles andere sind leere Worte, die man den Experten und Bürokraten überlassen sollte. (*Der Föderalist*, Oktober 1957). *Harry Pross*

SONNE, die als Leimring um den Baum sitzt,  
richtet dich vor der Zeit, Eintagstier,  
brennt uns alle, Parasit.  
Wer flatterte nicht ins Licht?  
Sechsbeinig, Freund, oder flügelahm.  
Dem Mann überm Strauch  
gilt die Bedrohung gleich  
für Quitte und Planet.

MASCHENDRAHT, der den Himmel kariert,  
spannt sich vor deinem Bau, Marder,  
drückt auch in unser Fleisch, Sperberkind.  
Wessen Balg ist nicht begehrt?  
Nur die Wahrheit hat ein unbrauchbares Fell.  
Der Mann überm Strauch  
fängt uns alle mit seinem Kescher,  
mit Hoffnungen, gefedert und geteert.

TREIBSAND, durchs Spinnennetz gesiebt,  
schließt deine Lider, Salamander,  
trübt auch unseren Blick, Falk.  
Man müßte unverwundbare Augen haben,  
um Zusammenhänge zu sehen.  
Der Mann überm Strauch  
ist der große Sandmann,  
der uns nicht schlafen läßt.

Sommer und Winter und Sommer  
ist dein Kalender, Engerling,  
so warten auch wir, Pirol.  
Wir sind alle vom Wetter abhängig,  
auf ein paar Festtage angewiesen.  
Der Mann überm Strauch  
ist mit der Ewigkeit beschäftigt,  
und die Zeit treibt uns alle im Göpelwerk.

*Gert Woerner*

# Flamingos

## Erzählung

Das Feuer kriecht den Grabenhang entlang. Züngelt und knistert und drängt als bitterer Rauch steil auf bis zu den Pappelspitzen, die schon gelb sind vor dem Blau da oben, weil März nicht mehr weit ist und alles, was lebt, immer aufwärts will mit der Sonne. Schwarz und atmend liegt der abgebrannte Hang. Die Hitze ist noch im Boden und macht die klare Luft glasig. Auf dem salzigen Grabenwasser schwimmen schwarze Flocken und setzen sich an den Eissplittern fest, die von der Schattenböschung her gewachsen sind. Das Feuer kommt langsam voran wie eine Schafherde, und man muß es bewachen wie eine Schafherde und antreiben wie eine Schafherde, um bis zum Abend den aus trockenem Buschwerk geflochtenen Zaun zu erreichen, der als Grenze gesetzt ist mitten unter dem Himmel, weil ja eine Grenze sein muß für die eigene Kraft und für die eigene Hoffnung.

Der Boden ist salzig und von graubraunem Gestrüpp überwuchert und von graublauen Tümpeln durchsetzt. Aber das Salz muß aus dem Boden, und das gute Wasser, das Rhône und Durance und Ouvèze und Aygues und die andern Flüsse, die er nicht bei Namen kennt, aus den Bergen, von den Gletschern und Quellen empfangen haben, muß den Boden tränken. Damit Reis wachsen kann. Guter Reis. Gutes Geld. Damit man biegsame junge Reben stecken kann, die schon vom zweiten oder dritten Jahr an tragen, bis sie uralt und verholzt sind und sich in großen fasrigen Lappen schälen, und immer noch treiben, rote, nackte Augen zuerst, die in wenigen Tagen zu glatten leuchtenden Ruten gestreckt mit grünen Fingern um den Draht greifen und wiederum Trauben ansetzen.

Vorerst ist aber noch nichts als Salz und Einsamkeit und diese breiten, offenen Betonkanäle neben der aufgeschütteten Straße und alle paar hundert Meter die Pumpstation. Denn das gute Wasser muß weite Wege machen, und man muß es saugen und pressen und muß Geduld haben, bis der Boden das Salz losläßt und muß die Grasnarbe abbrennen, daß das junge Grün nachwachsen kann, weil die Schafe herausmüssen. Und man darf nicht murren, wenn der Mistral die Hütte fast umwirft, weil man noch keine Zypressen hat pflanzen können. Und man darf nicht murren, weil nun die Frau nicht mehr da ist, weil Geduld eines ist und Einsamkeit ein anderes. Und beides zusammen das Leben schwer macht. Und die es schon geschafft haben, die bei Albaron und die bei Villeneuve und weiter nach Arles zu, die dürfen einen nicht beirren mit ihren schönen Höfen, denn einmal haben sie auch mit Salz und Mistral und weißer Sonne im Sommer und gelber Sonne im Winter angefangen. Es fehlen einem nur zwei Hände, seit die Frau fort ist, und wenn die Kinder auf dem Schulweg vorbeikommen, immer zu zweit auf den Rädern, alten verbeulten Gestellen, aber sie tragen noch zwei, dann fängt es wohl an zu denken in einem: Wozu nur? Wozu? Weil doch die Frau keine Kinder



dagelassen hat. Roger, der manchmal vorbeikommt mit seinem alten grünen Reynault und allerlei hat, was man braucht, Tabak, Streichhölzer, Seife, aber auch Säcke, Schnur und Nägel, Roger sagt: „Du mußt dir eine andere suchen, Jacques! So geht das doch nicht weiter!“ Aber schließlich weiß Roger ja auch, daß Madeleine eines Tages wiederkommen kann, wenn der Lastwagenkerl ihr genug von der Welt gezeigt hat. Ja, das wäre ein Tag, wenn sie wiederkäme! Und darum schluckt Jacques das „Wozu nur?“ und brennt die Grasnarbe ab, weil die Schafe herausmüssen, und weil der Boden noch hart ist nach dem langen Frost. Frost. Ja, das sollte Madeleine wissen! Die wollte immer weg aus der Hitze, weil sie von der Normandie war. Die wollte nicht nur den Wind, die wollte auch Regen haben und tiefhängende Wolken manchmal. Um sich zu verkriechen, sagte sie. Das war durch den Krieg gekommen, daß er eine aus dem Norden hatte. Seit sie weg ist im Herbst, muß er immer denken, wie schön es mit ihr zusammen war. Wie das, was sie Garten nannten, jedes Jahr ein bißchen mehr wurde. Und wie sie Buschbohnen hatten und Kohl und sogar auch Blumen, einfache Margueriten und Sonnenblumen, nicht sehr hochstämmig, aber immerhin Sonnenblumen. Und mit den Schafen verstand sie sich, zog einmal ein Lamm groß, dem die Mutter bei der Geburt gestorben war.

Aber da sind wohl die Flamingos schuld, daß sie mit dem Kerl weggefahren ist. Die machen einen verrückt, wenn sie da über den Étangs wie rosig-weiße Wolken hinziehen. Nein, sie ziehen nicht, ihr Flug ist Gesang. Die Luft singt und klingt von himmlischen Heerscharen. Und wenn sie vorüber sind, ist die Hütte eng und die Sonne kalkweiß und das Schweigen leer. Man beißt sich auf die Lippen, der Salzgeschmack schüttelt einen, und man möchte sich verkriechen. Ja. Und an dem Tag war es so gewesen: sie hatten sich umgesehen und hatten sich angesehen. Und wie sie so mit ihren Leinensäcken voll getrockneter Bohnen dagestanden, hatte er sie an den Gelenken gepackt und gebrüllt: „Wozu denn nur? Wozu?“ Und gleich war es ihm leid gewesen, weil die Säcke aufgegangen und die Bohnen umhergestreut waren, und weil sie sich gebückt und die Bohnen ohne ein Wort wieder aufgelesen hatte. Es war ihm leid gewesen, sehr leid, daß es ihn gepackt hatte, weil sie doch auch nur ein Mensch war und das Wunder nicht zwingen konnte. Und die himmlischen Heerscharen waren schuld, weil sie einen daran denken ließen, an das Kind in der Hütte.

Madeleine hatte die Bohnen aufgelesen und die Säcke verschnürt und ans Fahrrad gebunden. Sie hatte Fladen gebacken und den Schafen Wasser gebracht und war nach Albaron gefahren, wo sie die Bohnen immer verkaufte.

In der Nacht hatte er den langen Weg nach Albaron gemacht.

Und dann hatten alle schon die Fenster dicht. Das Fahrrad lehnte an der Laterne vor dem Bistro. Im Haus war noch jemand wach. Er hörte, daß es die Großmutter Pélisanne war. Er brauchte nicht erst anzuklopfen, sie hakte schon den Laden auf.

„Dachte ich's doch, der Jacques!“

„Wo ist Madeleine?“

Krächzendes Lachen.

„Wo ist Madeleine?“

Ein vertrocknetes Gesicht im Laternengelb.

„Weit. Weit. War einer da aus Caën. Mit einem schönen Lastwagen. Einer, der so alles fährt.“

Aus Caën.

Die Alte hatte den Laden zugezogen.

„Fahr nach Hause, Jacques“, hörte er noch erstickt durch das Holz. „Das Fahrrad hat sie dagelassen.“

Nach Hause.

Er hatte das Rad genommen. Der rechte Pedal schlug an wie immer. Tak, tak. Und der Dynamo summt wie immer: Wasserkessel ist auf dem Feuer, Tropfen verzischen auf dem Herd, dunkel glüht das Ofenrohr, — du fährst nach Hause, Jacques! summt der Dynamo; — Eier sind in der Pfanne, Tee im großen Topf, die Frau stellt Milch in Schüsseln auf — schepperte der Rahmen.

Aber im Lichtkegel vor'm Vorderrad verzerrten sich die Schlaglöcher und Steine zu Höllengebirgen, die noch nie von himmlischen Heerscharen gestreift worden waren.

Olbbäume erfroren. Das Meer vor Marseille vereist. Eis auf Rhône und Durance; Schneewetter in den Alpillen. Die matten Spiegel der Étangs verhüllt, ohne Grenzen zur Dämmerung hin.

Das Feuer kriecht den Grabenhang entlang. Züngelt und knistert und drängt als bitterer Rauch steilauf, bis zu den Pappelspitzen, die schon gelb sind vor dem Blau da oben, weil März nicht mehr weit ist, und alles, was lebt, immer aufwärts will, aufwärts — mein Gott ja, da stehen sie auf ihren hohen, dünnen Beinen im Eis gefesselt! Im Eis gefesselt, haben die Fremden gesagt, und Großmutter Pélisanne hat ihnen die Gläser wieder hingeschoben. Gut zahlende Fremde mit Kammgarnanzügen. Die Mäntel am Schragen sahen warm aus, pelzgefüttert.

Großmutter Pélisanne hat gesagt „o“, und den Kopf geschüttelt. „Wir sind doch vorbeigefahren. Die Pisten sind jetzt fest und ohne Mücken.“ Der ältere Fremde lachte und zeigte mit dem Daumen über die Schulter, wo draußen das Auto stand, so neu, wie man sie im Winter nicht sieht in der Camargue. Jacques hat geschwiegen und seinen Pernod getrunken.

„O“, hat Großmutter Pélisanne wieder gesagt, „gefesselt?“

Das ist gestern gewesen. Jacques hatte in Albaron Dünger für den Garten geholt.

Gefesselt. Himmlische Heerscharen gefesselt.

Er hat vor sich hingelacht, obwohl er hart in die Pedale treten mußte auf dem Rückweg, weil der Wind seitlich drückte und der Sack mit dem Thomasmehl zu groß war für den Gepäckständer.

Das Feuer kommt langsam voran wie eine Schafherde, und man muß es bewachen wie eine Schafherde und antreiben wie eine Schafherde.

Gefesselt. Die dünnen, hohen Beine im Eis gefesselt.

Sicherlich haben die Fremden geflunkert. Wozu sind denn die Herren vom Reservat da, die auf den Reis ärgerlich sind, weil er gegen ihr Naturschutzgebiet vordringt! Die haben geflunkert, die Fremden.

Und trotzdem sticht Jaques eine Rinne aus, um das Feuer zum Stehen zu bringen, obwohl der geflochtene Zaun noch weit ist wie der Abend. Er prüft den abgebrannten Hang, tritt glimmende Gräser aus und holt das Fahrrad, das am Schuppen lehnt.

Das Eis atmet und überhaucht die Sonne, als er die Piste erreicht hat. Er könnte sein Feuer jetzt schon bis fast an den geflochtenen Zaun getrieben haben. Steiler, bitterer Rauch.

Er weiß nichts Genaueres, sucht rechts und links. Die Fremden sind hier entlang gefahren. Manchmal sieht man die Reifenspur. Die Sonne ist rund und groß in dem Eisnebel.

Da — er steigt ab, legt das Rad hin, in dem rosigen Leuchten drei, vier weitausgeschwungene Hälse, Schnäbel und in die großen Flügel eingeschlagene Körper. Sind sie erfroren? — er versteht die Herren vom Reservat nicht — nein, ein Flügel klappt, Hälse steilen sich...

Er schnallt Hammer und Stemmeisen los, die er immer am Rad hat. Das blasse Schilf schreckt die Vögel, wirft ihre Flügel auf, so vergeblich! so vergeblich! — sie neigen die Hälse.

Luftblasen rollen unter dem Eis weg, aber es trägt Jacques. Er zittert, als er ihnen nahe ist, vier Flamingos — an himmlische Heerscharen wird er nie mehr denken müssen. Mit zuckenden Flügeln fauchen sie ihn an. Er fetzt ihnen Brot hin, das er in der Jackentasche hat, fetzt es in winzige Flocken und schlägt einen Bogen um sie. Die Schnäbel stoßen auf das Brot, die Flügel beruhigen sich. Flamingos, die Brot fressen! Er hätte an Fisch denken sollen!

Unter den Schwänzen ist Kot eingefroren.

Er sieht die vier jetzt gegen den Dämmer. Wo sind die vielen hundert anderen? Vier paar hohe, zerbrechliche Beine.

Er sollte wieder zu seinem Rad gehen, zurückfahren.

Aber das Gefieder! „Wie Porzellan!“ hat er sagen hören.

Er kennt nur derbes, dickes Porzellan. „Federwolken“, sagt er, „morgens, ehe die Sonne hoch ist.“ Und es ist so, als hielte er einen Schmetterling in den Händen, der gegen Glas geflogen und betäubt ist, und den er warmhauchen muß und weiß, hernach wird die harte Handinnenfläche bunt bestaubt sein. Mehr nicht.

Er kauert sich und fängt an, auf das Eis zu schlagen, behutsam, damit das Schüttern die hohen, dünnen Beine nicht trifft. Treibt die Sprünge voran, wie man das Feuer vorantreibt. Schnäbel zielen auf ihn, Flugfedern schlagen.

„Seid doch ruhig, ihr! Freßt doch! Ihr riecht auch nicht besser als die Hühner!“ Jaques sieht, daß das Eis um die Beine dünner ist. Er hebt einen dreiseitigen Block aus. Splitter brechen nach. Er prallt zurück — ein dumpfer Luftstoß — drei Hälse strecken sich, die Flügelpaare peitschen, denn der eine hat sich aufgeworfen, schräg durch den Nebel.

„Verdammt undankbar seid ihr. Und dazu ohne Geduld!“

Jacques spuckt sich in die Hände und setzt das Eisen erneut an. Der zweite schnappt nach seiner Mütze, läßt sie nicht los. Dem Schlag vor die Stirn weicht Jacques diesmal aus. Die Sonne ist im Nebel verloren. Das Grauviolett macht ganz blind. Er sprengt Dreiecke aus dem Eis. Die Hände sind fremd von der Kälte, aber sie gehorchen. Und um die Mütze ist es nicht schade. Himmlische Heerscharen, wo fliegt ihr denn hin jetzt? Wo seid ihr zuhause? —



Das Singen und Klingen fällt ihm ein, die verstreuten Bohnen, und er schlägt und schlägt. Der dritte Vogel ist ruhiger. Vielleicht weil es Nacht wird. Über dem Nebel muß es noch hell sein, grün und vielleicht schon ein Stern. Und der vierte will es nicht glauben.

„Flieg doch, du! Sonst war es vergebens. Flieg doch!“

Aber der rührt sich nicht. Jacques hebt ihn auf's Eis.

„Komm“, lockt er, „lauf, daß du Luft unter die Flügel kriegst! Lauf!“ Und er reibt sich die Hände an den Hosen trocken, und er schlägt sie warm, und da hebt sich der Vogel neben ihm auf. Die breiten spitzen Flügel weiten sich und senken sich, der Hals streckt sich vor, die langen dünnen Beine pendeln sich steuernd ein. Der Nebel schluckt ihn. Ein paarmal noch wie Atmen die Flügelschwünge.

Das Dunkel drängt in die Augen.

Wozu nur, Jacques? Wozu?

Er geht langsam zur Piste zurück und findet sein Fahrrad. Weil er nicht sehen kann, läßt er Stemmeisen und Hammer in der Tasche. Er muß hart in die Pedale treten, und das Werkzeug stößt ihn in die Seite. Der Dynamo singt, der Rahmen scheppert, die Schlaglöcher verzerren sich zu Höllengebirgen. Bald werden himmlische Heerscharen darüber hinstreichen. Weil März nicht mehr weit ist und alles, was lebt, immer aufwärts will mit der Sonne.

Alles was Dein ist, vergeht.  
Zeit ist entliehen und Leben,  
Finden, Verlieren, Verschweben,  
Welt, die aus Träumen besteht.

Netz aus Lust und aus Leid,  
Flucht, Ergebung und Bangen,  
In seinen Maschen verfangen,  
Sind wir zum Sterben bereit.

*Rudolph Wallfried*

## Ximbomba

### Erzählung

Der bläuliche Rauch billigen Tabaks hing in halber Höhe der Kneipe wie eine Zwischendecke so dicht. Ein Dunstgemisch aus säuerlichen Bierresten, scharfriechendem Getreideschnaps und regenfeuchten, nie gelüfteten Arbeitskleidern prallte an ihr ab und fiel auf die wenigen Gäste zurück. Abgeleierte Musik aus einem vorsintflutlichen Automaten drängelte sich zur Türe hinaus, als der Mann ging. Die langen Schatten des kommenden Abends schlichen bereits gierig über die steile Straße. In den dumpfen Wohnungen ihrer schmalfrontigen Häuser lebte von jeher die Armut.

Es war Donnerstag. Donnerstags putzte die Frau des Mannes eine Stunde länger im Antwaltbüro. Darum war für ihn zu Hause das Vesper auch noch nicht gerichtet. So bog er unten an der Straßenecke in den „Kaiserhof“ ein, in dessen hinterem Saal der Kreisverein seine jährliche Kaninchen-Ausstellung zeigte. „Prachtvolle Goldhamster, der Herr! Das Stück nur zwei Mark. Wie geschenkt ist das. Kaninchen hält sich schließlich jeder kleine Mann, doch meine Goldhamster, die sind was für die besseren Leute“, kam ihm die fette und aufdringliche Stimme eines grobschlächtigen Händlers bereits am Eingang entgegen. Diese letzte abfällige Bemerkung, bei der der Ausrufer durch betonten Stimmaufwand das „Gold“ des ahnungslosen Hamsters herauszustreichen bemüht war, hatte zwischen ihm und den stolzen Züchtern schwerer Rammler wie gewichtiger Zibben zu einer erregten Auseinandersetzung geführt, an deren Ende der artfremde Händler aus der Mitte der Kaninchenzüchter verwiesen wurde. Darum zog er mit seinen vier leeren Apfelsinenkisten und einem Brett darüber als Stand, einer fünften Kiste als Stuhl und drei Drahtkäfigen mit den durch ihre possierlichen Bewegungen an Eichhörnchen ohne Schwanz erinnernden bepelzten Gesellen gleich an den Hofeingang. Seitdem empfing er stets als erster die Besucher der Ausstellung, und seine Anpreisungen waren wohl gewürzt mit einem gehässigen Seitenhieb auf den Stallhasen schlechthin. Nach kurzem Zögern ließ sich der Mann eines der Tierchen in einer Pappschachtel geben, stopfte sie in seine Jackentasche und schlenderte weiter in die Ausstellung.

Die Frau saß mit dem Karl schon lange in der Küche beim Vesper, als der Mann endlich kam. Wie gewöhnlich hing er grußlos seine Mütze an den Türhaken, warf die Jacke über die Stuhllehne und griff, noch während er sich schwerfällig auf den Stuhl fallen ließ, ausgehungert nach Brotlaib und Messer. Schweigend schnitt er abwechselnd einen Kanten Brot und ein Stück von der Wurst ab, um dann die großen Bissen mit einem schmatzenden Schluck aus der Bierflasche herunterzuspülen. Seit Jahren war das immer das gleiche: Tag für Tag, Feierabend für Feierabend. Außer sonntags, wo er schon ab Mittag im Wirtshaus zu finden war. Immer Bier, außer im Herbst zur Mostzeit.

Und immer dazu mal Aufschnitt, mal Käse, mal Schwartenmagen. Und niemals richtete er dabei ein Wort an seine Frau oder an seinen Jungen.

Verblüfft schaute dieser darum auf, als ihm der Vater über den Tisch eine Schachtel zuschob. „Da, für Dich. Ist sogar ein Goldhamster“, brummte er barsch, wobei er unbewußt in der Betonung den Händler nachahmte. Der Bub tauchte das Stück Brot so heftig in die Tasse mit Milchkaffee vor sich, daß er auf den Tisch überschwappte. Sein weicher Kindermund wurde schmal wie ein Strich, in die bisher entspannten Gesichtszüge sprang plötzlich eine finstere Ablehnung, und verächtlicher Unwille stand in seinen sich verengenden Augen. „Von Dir will ich nichts. Nie!“ Trotzig stieß er die Schachtel wieder zurück. Dann fiel die Küchentüre heftig in das Schloß, und das Poltern seiner genagelten Stiefel verlor sich über die Holzstiege auf die Straße. „Dieser . . . Dieser . . .!“ stieß wutentbrannt und kurzatmig der Mann hervor.

Die Frau blieb allein und wie vergessen zurück. Immer noch lauschte sie in Angst geduckt dem Mann nach, obwohl sein schwerfälliger Schritt schon lange in der Richtung des Wirtshauses verklungen war. Denn die zitternde Angst vor seiner zornigen Rohheit machte sie zu jeder Bewegung unfähig. Aber dann ließ sie ein jäher Gedanke aufgeschreckt zusammenzucken, der bohrend nur um eine einzige Frage kreiste: „Was will er von meinem Buben? Mein Gott, was will er denn bloß von dem Karl?“ Mechanisch wischten ihre Finger die Brotkrümel zusammen, ohne daß sie weiter darauf achtete. Die Ungeheuerlichkeit, daß der Mann dem Karl auf einmal etwas schenkte, zog gleich einem Magneten alle Sinne der mißtrauischen Mutter auf sich. Schenken? Ohne Grund? Der, der 13 Jahre lang seinem Sohn kein einziges Mal etwas mitbrachte? Nicht einmal an Festtagen. Herrische Worte, wenn er bei sich und noch öfter Flüche mit Fußstritten, wenn er durch den Trunk außer sich war, ja, damit hatte er den Karl mehr als genug beschenkt. Nein, nein, ohne Grund lag die Pappschachtel mit dem in der stickigen Dunkelheit verzweifelt pfeifenden Tierchen nicht dort. Ratlos seufzte sie auf, schüttelte den Kopf, räumte die Essensreste weg, wischte den übergeschwappten Kaffee auf und nahm sich des gefangenen Goldhamsters an.

Es mochte etwa eine Woche vergangen sein. Kein Mensch ahnte, wie es in dem Jungen aussah; wie ja auch keiner sah, daß seine tief in den Hosentaschen vergrabenen Hände zu Fäusten geballt waren. Als müsse er sich an sich selbst festhalten. Ohne eine zusammenhängende Melodie pfiff er laut, abgehackt und wahllos Töne vor sich hin, während er aus dem muffigen Hausflur trat. Hinter ihm rief noch die Mutter, weit über das Treppengeländer gebeugt, bittend und überredend her: „Karl, hör doch! Karl! Es brauchen aus der Drogerie ja nur für 20 Pfennig Kamillen zu sein. Vielleicht helfen die dem armen Goldham . . .“ Der Junge hörte nicht mehr weiter hin. Vielmehr die leere Konservenbüchse dort im Straßengraben, die kam ihm gerade recht. Aus verbeultem Weißblech mit einem verschmutzten Etikett, dessen Buntheit Leipziger Allerlei anpries. Mit geübtem, zielsicherem Schwung kickte er sie aus dem Graben, und blechern hopste das willenlose Ding nun vor ihm her die holprige Straße hinunter. Ihr hohles Geschebbere vermischte sich mit seinem häßlichen Pfeifen zu einem mißtönigen, grellen Lärm. Unvermittelt packte den Jungen eine grimmige Wut. „Da, Du Ding Du! Da hast Du's. So, jetzt. Und



jetzt erst recht noch einmal, da, da“, keuchte er vor sich hin. Immer jächer und böser trat er gegen die Blechbüchse, immer rascher liefen seine Füße über das Katzenkopfpflaster, immer mehr mußte er dabei an den vergangenen Samstag denken. So, genauso hatte der Alte wie so viele Male schon nach ihm getreten. Aber er war keine Blechdose. Er war der Karl, und zu dem Mann mußte er Vater sagen und sich verfluchen und sich schlagen lassen. So lange er überhaupt zurückdenken konnte. „Da hast Du’s, Du verfluchtes Stück“, hatte er dabei heiser gelallt. Und wie immer sprang etwas von dem Tobenden gleich einem Raubtier auf ihn über, und das war dann Angst, die kalt und klebrig über die Haut kroch, sie zusammenzog und sich wie eine würgende Faust um den Hals legte. Aber plötzlich war es das letzte Mal anders. Noch während der Trunkene ihn tretend vor sich her durch die kleine Küche stieß, mußte er sich deutlich daran erinnern, wie der dort vor ihm die wehrlose Mutter so oft geschlagen hatte. Der Gedanke daran saß wie ein dicker Kloß in seiner Brust. Und dann sah er auf einmal das tote Kätzchen vor sich, an dem er so gehangen, seit er es selbst aus dem eisigen Schmelzwasser gerettet hatte, und das der da ihm eines Abends vom Arm wegrißt, um es mit dem Köpfchen gegen die Wand zu schleudern und höhnisch dabei aufzulachen. „Da hast Du Deine Katze wieder“, und das tote Tierchen flog vor seine Füße. Und schließlich sah er noch einmal ganz klar die grobe, wie bei einem Affen dicht behaarte Faust des Alten vor sich, die am Heiligen Abend seinen kleinen Tannenbaum mit den genau sieben brennenden Kerzen, den sieben bunten Kugeln und dem silbrigen Engelshaar packte, auf den Boden schmiß. Und dann trampelte er mit beiden Füßen solange darauf herum, bis es in der Küche stockfinster war. Diese Finsternis war viel schlimmer als das heisere Gezeter in ihr: „Für diesen Kerl habe ich noch nie etwas übrig gehabt. Der braucht kein Weihnachten.“

An dies alles mußte er in wenigen Sekunden denken, bis der Kloß in der Brust so unerträglich dick war, daß er auf einmal zu einer riesigen Welle wurde. Die stieg in ihm hoch und wollte ihn fast auseinanderreißen. Und dann war sie weg, ganz plötzlich. Und die große, alte Angst hatte sie mit fortgeschwemmt, und der schützend vor das Gesicht gehaltene Arm war gar nicht mehr nötig. Ihm war in diesem Augenblick, als sei er über eine ganz, ganz hohe und steile Mauer gesprungen und dabei gleichzeitig ein großes Stückchen gewachsen. So ungewohnt ruhig war er, als jetzt etwas Fremdes in ihm, das er gar nicht kannte, zu dem brüllenden Mann, obwohl der sein Vater war, laut sagte: „Du, tritt bloß noch einmal nach mir oder schlag’ noch einmal meine Mutter!“ Mehr nicht. Jener starrte ihn danach blöde an, schwankte trunken vor und zurück, wandte sich wortlos um und ging aus der Wohnung. Er, der Karl, verspürte nur noch eine unbändige Lust, auf den Boden zu spucken. Aber er tat es nicht. — So war es an dem Samstag gewesen. Angst brauchte er jetzt nie mehr zu haben. Die war ja auch nicht mehr da, seit die große Welle sie mitgenommen hatte. Seither war ihm so stark und leicht zu Mute. — Unvermittelt ließ die starke Erregung von dem Buben ab, das häßliche Pfeifen ging in ein lustiges Lied über, und die leere Konservenbüchse blieb stark verbeult auf der Straße liegen.

An deren Ende bog er nach seinem versteckten, heimlichen Lieblingsplatz ab, einem gleich neben dicken Klostermauern gelegenen kleinen Teich, den

sich die frommen Frauen des Zisterzienserordens für Notzeiten angelegt hatten. In der hochsommerlich flirrenden Hitze hatten die Sonnenstrahlen alle Mühe, das dichte Laub der mächtigen Eichen zu ihrem tanzenden Spiel mit den Schatten auf dem stillen Wasser zu durchdringen. Dieses selbst glich dem gefleckten Fell eines Tigers, und die beiden dicken Baumwurzeln, in deren Gabelung er so gerne kauerte, krochen wie die glänzenden Leiber unheimlicher Pythonschlangen über den Waldboden. Die Beine dicht angezogen und das Kinn auf die Knie gestützt, zerteilten seine blinzelnden Augenlider mit ihren langen Wimpern das Sonnenlicht in lauter spitze Pfeile, während er leise vor sich hinbrummelte: „Na ja, die Mama hat schon recht. Der Hamster kann schließlich nichts dafür, daß ich vom Alten nichts will. Aber sie muß auch wissen, daß es einfach nicht anders geht. Er hat mir das Tier nur wegen neulich mitgebracht. Weil er gemerkt hat, daß ich keine solche Angst mehr vor ihm habe. Aber wie soll ich ihr denn sagen, was da zwischen uns war? Sie versteht doch nicht, wenn ich ihr von der großen Welle erzähle. Und darum auch nicht, daß er mir nur wegen der Welle, die all meine große Angst mitnahm, den Goldhamster mitbrachte. Wenn sie nur nicht immer so viel fragen würde. Wenn ich doch nicht deutlich sagen kann, was ich selbst nicht richtig weiß. Ich wache ja schon seit drei Nächten davon auf, daß das arme Kerlchen in der Küche so jämmerlich pfeift, als weine es und bäte: ‚Karl, hilf mir bitte!‘ Und als ob ich nicht sähe, daß sein eines Auge ganz dick rot zugeschwollen ist, weil er vielleicht Schmutz reinbrachte. Die Mama jammert nur immer, daß sie mich gar nicht wiedererkenne, wie gleichgültig ich zu dem armen Kerlchen sei. Dabei tut es mir so leid. Aber wenn ich von dem Alten doch niemals etwas haben will, dann kann ich mich auch nicht um etwas kümmern, was von ihm ist und was es darum für mich gar nicht gibt. Wenn man ihm nicht hilft, wird der Goldhamster wohl eingehen. Warme Kamillenumschläge auf das Auge wären eigentlich gar nicht so dumm. Ich kann sie ja mal in der Drogerie holen und der Mama geben. Dann kann sie mit machen, was sie will.“

Die Tüte mit den Kamillen in der Hand, schlenderte der Junge nach Hause. Im Straßenschmutz fand er einen Theaterzettel. Er war noch von einem Gastspiel her, das ein spanisches Tanzpaar vor langem in der Stadt gegeben hatte. Die Namen der Tänze waren ihm alle fremd. Ganz am Schluß aber stand einer, der klang hell und seltsam. Einen kurzen Augenblick blieb er stehen und buchstabierte ihn laut: „*X i m b o m b a*, Xim-bom-ba, Ximbomba.“ Zu jedem Schritt eine Silbe, wie das wunderbar paßte. Von ganz alleine liefen dabei die Füße schnell und immer schneller. Wie lustig! Sollte er nicht den Goldhamster so taufen? Natürlich! Und ob der darauf hören würde. Die Begeisterung über diesen Einfall ließ seine schlacksig langen Beine gleich drei Stufen der Stiege auf einmal nehmen. Stufe — ‚Xim‘, Stufe — ‚bom‘, Stufe — ‚ba‘. Unvermittelt hielt er inne und sprang mit jeder gesummtten Silbe die Stufen rückwärts wieder runter, um dann erneut hochzustürmen. Atemlos riß er die Küchentüre auf: „Mama, mein Goldhamster heißt jetzt Ximbomba. Hörst Du? Da sind auch die Kamillen. Mach sie gleich. Wenn Du sie fertig hast, dann gib sie mir. Ich kann das kranke Auge von Ximbomba besser ausspülen als Du.“

Verdutzt schaute die Mutter ihren Sohn an. Schon öffnete sich ihr Mund zu einer Reihe von Fragen, als eine eindringliche Stimme sie warnte. Da tat sie schweigend vollauf beschäftigt mit dem Überbrühen der Heublumen und so, als merke sie gar nicht, daß sich der Junge vor den Käfig des kranken Tieres hockte und mit seiner Stimmbruchstimme fast zärtlich zu ihm flüsterte: „Jetzt wirst Du bald gesund, mein Ximbomba.“ In ihrer Einfalt wußte sich die Mutter die plötzliche Wesensänderung ihres Buben so wenig zu erklären, wie sie nichts von dem geheimen und mächtigen Zauber wußte, den Namen in sich bergen. Denn deren erste Verlautbarung sind wie Brücken, über die der Mensch zu den anderen Dingen und Geschöpfen findet und sie sich zu eigen macht. Es war gut, daß sie dieses eine Mal das Fragen unterließ.

### FERNE GRÄBER

Ein Birkenkreuz am Wegesrand,  
Dahinter weit das Steppenland,  
Verschneit, verweht.

Der Wind weht kalt vom Nordlandsmeer  
Und sommers lau vom Süden her, —  
Die Zeit vergeht.

Hier tobte einst der Schlacht Gebraus,  
Dann kam, nach allem Höllengraus,  
So tief die Ruh'.

Der Krieg zog weiter in das Land;  
Die Kreuze stehn im Stein und Sand, —  
Du fragst wozu.

Der unten ruht in tiefer Nacht,  
Hat an die Kreuze nicht gedacht,  
Als er hier fiel.

Sah nur im letzten Atemwehn,  
Der Heimat Menschen friedlich gehn,  
Der Kinder Spiel.

Sah, wie sein Mädchen, heiß vom Tanz,  
Sich schmückte mit dem Blütenkranz  
Im grünen Mai.

Und alle Welt war Freud und Glück ...  
Ein letzter, weher Augenblick, —  
Dann — war's vorbei.

Nun streicht der Wind in dunkler Nacht,  
Wie Mutters Hände, sanft und sacht,  
Um Kreuz und Stein.

Nur selten bleibt ein Wanderer stehn  
Und fragt sich stumm im Weitergehn:  
Wer mag es sein?

*Martin Grill*



# LITERARISCHE RUNDSCHAU

## Die deutsche Presse in Amerika

Mehr als sechs Millionen Deutsche sind in dem Jahrhundert nach 1830 in die Vereinigten Staaten eingewandert. Sie gingen hinüber aus religiösen, politischen oder wirtschaftlichen Beweggründen, halfen bei der Besiedlung und Erschließung des nordamerikanischen Kontinents und siedelten vor allem in den sogenannten mittelatlantischen Staaten der Ostküste (Pennsylvania, New York, Maryland, Virginia) und im Mittelwesten (Ohio, Indiana, Illinois, Wisconsin, Michigan, Missouri u. a.). Bis etwa 1850 hatten die deutschen Einwanderer eine ausgesprochene Vorliebe für ländliche und städtische Gebiete ausgebreitet, wo immer sich dem Neuankömmling eine Chance zu bieten schien. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts bemerkt man einen größeren Hang, in die Städte zu gehen, wo geschulte Arbeiter, Handwerker und Mechaniker eher eine gut bezahlte Stellung fanden als auf dem flachen Lande. In diesen Jahrzehnten nach 1870 entstanden in vielen Städten deutsche Stadtteile, in denen mehr deutsch als englisch gesprochen wurde. Hier unterhielten die Deutschen ihre eigenen Kirchen, Schulen, Krankenhäuser, Banken und Vereine und führten ein Leben, das sich von dem in einer deutschen Mittelstadt kaum unterschied. Solche „Little Germanies“ gab es in New York, Chicago, Cincinnati, Baltimore, Milwaukee, St. Louis und vielen anderen Städten zwischen Hudson und Mississippi.

Diese Deutschamerikaner gehörten verschiedenen sozialen und kulturellen Schichten an, es waren Lutheraner, Reformierte, Katholiken und Freisinnige, sie mochten aus der Pfalz gekommen sein, aus Holstein, Bayern, Sachsen oder Schwaben. Nichts hat durch zwei Jahrhunderte hindurch so sehr dazu beigetragen, diese divergenten Gruppen zusammenzuhalten und die Identität ihrer nationalen Herkunft wach zu halten wie ihre deutsche Presse. Zum ersten Mal besitzen wir nun eine zusammenfassende Studie über dies Gebiet, geschrieben von einem der bekanntesten amerikanischen Historiker, der sich im Laufe der letzten zwanzig Jahre gerade im Felde der Einwanderungsgeschichte in die vorderste Reihe gestellt hat: Carl Wittke, *„The German-Language Press in America“* (University of Kentucky Press, Lexington, Kentucky 1957. 311 S. Dollar 6.50).

Eine Geschichte der deutschamerikanischen Presse ist fast eine Geschichte der Deutschamerikaner. Kein anderes Medium spiegelt so eindrucksvoll Aufstieg und Niedergang einer Einwanderungsgruppe wieder, ihre Hoffnungen und Ängste, ihre Schwierigkeiten und Erfolge, ihre Fremdheit und Einordnung, das Bewußtsein ihrer Verschiedenheit von dem Gros der Bevölkerung und schließlich ihre endgültige Akklimatisierung.

Die erste deutsche Zeitung in Amerika wurde im Jahre 1732 in Philadelphia herausgegeben, und kein Geringerer als Benjamin Franklin stand hinter der kurzlebigen *Philadelphischen Zeitung*. Erfolgreicher, einflußreicher und langlebiger war die Zeitung, die wenige Jahre später am gleichen Ort von dem

Pfälzer Einwanderer Christoph Saur begründet wurde und deren erste Nummer unter dem etwas weitschweifigen Namen *Der Hoch-Deutsche Pennsylvanische Geschichtsschreiber oder Sammlung der wichtigen Nachrichten aus dem Natur- und Kirchenreich* erschien. Ehe das 18. Jahrhundert zu Ende ging, gab es in Pennsylvania nicht weniger als 38 deutsche Zeitungen, nicht zu sprechen von einer ganzen Anzahl anderer in den Nachbarstaaten Maryland und New York. Von der ersten Nummer an bemerkt man in diesen Blättern die seltsame Doppelfunktion der gesamten deutschamerikanischen Presse (wie auch der Presse jeder anderen Immigrationsgruppe in USA): sie will unter den Einwanderern das Bewußtsein ihrer deutschen Identität und Sonderheit lebendig halten und stärken und gleichzeitig den Neuankömmlingen, oft noch der Landessprache unkundig, die Eigenheiten und Einrichtungen des neuen Landes verständlich machen und sie für den Fremdling interpretieren. Die große Mehrzahl deutschamerikanischer Redakteure ist sich dieser zwiefachen Mission stets bewußt gewesen. Es wäre interessant, wenn auch wohl müßig, zu fragen, wie viele von ihnen im tiefsten Grunde ihres Herzens wußten, daß letztlich diese beiden Funktionen unvereinbar waren, daß jede, wenn man sie ernst nahm, die andere ausschloß. Amerika dem Immigranten positiv zu interpretieren, ihn vertraut zu machen mit amerikanischen Traditionen, mit dem Rhythmus und dem politischen Mechanismus der Neuen Welt, kurzum, ihn zu „amerikanisieren“ — welche andere Konsequenz konnte es haben, als das Bewußtsein seiner deutschen Substanz zu verdünnen, verdampfen und verschwinden zu lassen, möglicherweise in der ersten, gewiß aber in der zweiten Generation. Dies war und ist der tragische, nie endende Konflikt der deutschen Presse in Amerika: je besser sie ihre Mission erfüllte, desto rascher steuerte sie dem Ende ihrer Geschichte zu. Je wirkungsvoller sie ihr *raison d'être* rechtfertigte, desto früher verlor sie ihre Existenzberechtigung. Wenn der Einwanderer (teilweise gerade mit Hilfe seiner deutschamerikanischen Zeitung) akklimatisiert, assimiliert, amerikanisiert war, dann ließ er das Abonnement auf sein deutsches Blatt erlöschen und wechselte über zu einer amerikanischen Zeitung.

Die Geschichte der deutschen Presse in Amerika lief in ihrem ersten Jahrhundert (also nach 1732) nur langsam an. Erst nach 1830, als immer neue Wellen deutscher Einwanderer hereinfluteten, ging die Zahl der deutschen Blätter in die Breite. Zwei der hervorragendsten Zeitungen, die auch heute noch erscheinen, wurden innerhalb eines Jahrzehnts gegründet: die *New Yorker Staatszeitung* (1834) und der *Baltimore Correspondent* (1841). Das *Cincinnati Volksblatt* (1836), das bis zum Ersten Weltkrieg überdauerte, war die erste und lange Zeit einzige deutsche Tageszeitung in USA. Die erstaunlichste, fast phänomenale Ausbreitung und Vertiefung der deutschen Presse fällt in die Jahrzehnte nach 1850. Für die numerische Ausbreitung sorgten die ständig wachsenden Ziffern in der deutschen Einwanderungskurve. Die qualitative Vertiefung in der Redaktionsführung, oft den Wechsel vom Amateurhaften zum Professionellen, verdankt die deutsche Presse in nicht geringem Maße den deutschen Achtundvierzigern, die um diese Zeit eintrafen, unter ihnen ein hoher Prozentsatz von politisch geschulten Intellektuellen, von berufsmäßigen Journalisten, alle federgewandt und debattierfreudig, die es sich zur Aufgabe machten, das Interesse ihrer deutschen Landsleute an Politik, Literatur

und Wissenschaft zu wecken und zu nähren. Sie verdienen die Anerkennung dafür, daß sich das Niveau der Zeitungen nach 1850 spürbar hebt und daß die Deutschen durch ihre Zeitungen am innenpolitischen Leben Amerikas, vor allem an den Wahlkampagnen, entschiedeneren und oft entscheidenden Anteil nahmen.

Es ist nicht leicht, für das schwer überschaubare Feld der amerikanischen Innenpolitik die bestimmten Züge der deutsch-amerikanischen Presse zu profilieren. Die deutsche Presse hat sich nie einer der beiden großen amerikanischen Parteien summa summarum verkauft. Immer wieder haben Zeitungen das ursprüngliche Parteigehege verlassen, sind zum Gegner übergewechselt und haben diese Kreuzfahrten später noch vier oder fünf Mal wiederholt. Der größte deutsch-amerikanische Journalist, Carl Schurz, ist das beste Beispiel für diese von linientreuem Parteidogma befreite, von Fall zu Fall prüfende und entscheidende Haltung. In einigen politischen Fragen, die nach 1860 jahrzehntelang immer wieder diskutiert, entschieden und revidiert wurden, findet man eine erstaunliche Einmütigkeit fast der gesamten deutschen Presse in Amerika: so in den Versuchen, ein von Parteipolitik geschütztes Berufsbeamtentum zu schaffen und in ihrem unnachgiebigen Kampf gegen die Einführung des Frauenstimmrechts, das ihrer Ansicht nach „einen katastrophalen Niedergang der weiblichen Tugenden“ zur Folge haben würde. Drei aufeinanderfolgende Generationen deutsch-amerikanischer Journalistik fochten mannhaft gegen jeden Versuch, die Prohibition einzuführen oder fortzuführen. Es gab sogar unterirdische Finanzverbindungen zwischen der deutsch-amerikanischen Presse und der amerikanischen Brauindustrie, die größtenteils in deutschen Händen war. Noch 1924 klagte Georg Sylvester Viereck, ein deutsch-amerikanischer Publizist, daß die deutschen Wahlstimmen zu lange schon „auf einem Meer von Bier schwämmen.“ Es kann kein Zweifel darüber sein, daß die deutschen Brauer in Milwaukee, St. Louis und anderen Städten zu Anfang des 20. Jahrhunderts einen gewissen Einfluß auf die deutsch-amerikanischen Blätter ausübten. Niemals jedoch ist es geschehen, daß die Herausgeber und Redakteure ihre Stichworte aus Berlin empfangen. Sie alle bewahrten der alten Heimat gegenüber eine natürliche sentimentale Anhänglichkeit, doch sie ließen sich von keiner deutschen Regierung, ob monarchisch, republikanisch oder diktatorisch, die Linie ihrer Leitartikel vorschreiben. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts und dann wieder nach 1933 waren verschiedene deutsch-amerikanische Zeitungen wegen ihrer liberalen Gesinnungen in Deutschland verboten.

Es ist mitunter gesagt worden, daß der Erste Weltkrieg das große Blättersterben in USA verursacht habe. Das ist nicht richtig. Er hat es höchstens beschleunigt. Der Rückgang der deutschen Presse setzte viel früher ein und erklärt sich vor allem aus der eingangs erwähnten Tatsache, daß um etwa 1900 die deutsche Presse ihre eigentliche Aufgabe erfüllt hatte und dann bald vom Baum der Geschichte abfiel wie ein überreifer Apfel. Statistiken sprechen eine trockene, aber mitunter eindrucksvolle Sprache. Hier sind fünf Jahreszahlen, hinter jeder in Klammern die Anzahl deutscher Publikationen in USA: 1890 (727); 1914 (537); 1917 (489); 1920 (278); 1930 (172). Die Ziffern zeigen deutlich, daß der Niedergang lange vor dem kritischen Jahr 1917 begann, als Amerika in den Krieg eintrat. Gegenwärtig gibt es nur noch in vier Städten



deutsche Tageszeitungen (New York, Philadelphia, Chicago, Rochester), außerdem noch eine Anzahl von Wochenzeitungen, Kirchen- und Vereinsblättern. Es wäre falsch, diese niedergehende Kurve melancholisch als Verlust zu buchen. Länger als ein Jahrhundert war die deutschamerikanische Presse der wichtigste stabilisierende und erzieherische Faktor in dem wichtigsten fremdsprachigen Einwanderungssegment der Vereinigten Staaten. Daß diese Geschichte nun beinahe den Endpunkt erreicht hat, beweist nur, daß sie ihre selbstgesetzte Aufgabe gewissenhaft, wirkungsvoll und dauerhaft erfüllt hat.

Dieter Cunz

## Beruf und Berufung

Zwischen meiner Zuwahl zum Vorstand des *Schutzverbandes deutscher Schriftsteller (SDS)* im Jahre 1915 und meinem Ausscheiden im Jahre 1933, das im Zusammenhang mit einer etwas tragikomischen „Gleichschaltung“ unter Führung von Hanns Heinz Ewers stattfand, verging wohl kaum eine der zahllosen Sitzungen, ohne daß die wirtschaftlich prekäre Lage geistig frei schaffender Menschen erörtert wurde, und ohne daß dabei stets erneut festgestellt wurde: „Ein Schriftsteller ist kein Maurer.“ Und wenn ich mich heute — nach mehr als 20 Jahren — dieser auch in der Zwischenzeit nicht verblaßten Binsenwahrheit besonders deutlich erinnere, so deshalb, weil sie von einer in die Tiefe und Breite gehenden, sachlich und gedanklich wertvollen Untersuchung über „*Die Freien Berufe*“ von Volrad Deneke eigentlich auf jeder Seite bestätigt wird (Stuttgart, Friedrich Vorwerk Verlag. 300 S. DM 12,80).

Denen aber, die sich in spöttischer Überheblichkeit versucht fühlen sollten, zu fragen: Bedarf es wirklich einer politisch, wirtschaftlich, sozial und kulturell fundierten Untersuchung über die Problematik der Freien Geistigen Berufe, um über dem Umweg einer tour d'horizon sowie eines horizontalen und vertikalen kulturgeschichtlichen Querschnitts, um zu dieser etwas oberflächlich klingenden Feststellung zu gelangen? möchte ich mit einem vorbehaltlosen „Ja“ antworten. Gerade in einer Zeit, in der unser Schicksal angeblich entscheidend (wenn nicht gar ausschließlich) von der „Wirtschaft“ bedingt sein soll, haben wir uns zu hüten vor hastigen und irrigen Schlußfolgerungen, selbst wenn es unbestreitbar ist, daß die Gründung, Entfaltung und Erhaltung einer freiheitlichen Existenz oder Praxis stets im harten Raum der Tatsachen der Wirtschaft ge-

schieht, und also immer ein Kampf ist um Existenz und Ideale in einer materiellen und materialistischen Umwelt (S. 71).

Zwar ist es nicht leicht, die freien Berufe begrifflich auf einen General-Nenner zu bringen. Es wäre auch paradox, dort nach einem numerus clausus zu suchen, wo gerade freie Betätigung das charakteristische Merkmal der Berufsausübung ist. Der Verfasser dieser gründlichen Analyse eines etwas vernachlässigten Gebiets moderner Gesellschaftsforschung hat daher den Rahmen seiner Untersuchung mit Recht weit gezogen. Und doch nicht weit genug. Denn in der von ihm sinngemäß gewählten Einteilung der freien Berufe in folgende fünf Hauptgruppen: Heilberufe - Rechts-, wirtschafts- und steuerberatende Berufe - Architekten, Ingenieure und technische Berufe - Wissenschaftliche Bildungsberufe, Pädagogen und Seelsorger — Die künstlerisch und publizistisch Schaffenden und Nachschaffenden fehlt die in den Vereinigten Staaten und Großbritannien stetig an Zahl und Bedeutung gewinnende Gruppe derer, die sich der Pflege von Public Relations widmen, einer Tätigkeit, die in Deutschland meines Wissens noch keine berufliche Abgrenzung gefunden hat. Ebenso wenig wie wir über Politik als freier oder „gebundener“ Beruf mehr als Oberflächliches wissen.

Wie dem auch sei, bei der Mannigfaltigkeit der Probleme, vor die uns die Fülle des von Deneke verarbeiteten Materials stellt, verbietet sich eigentlich ohnehin eine kritische Gesamtwürdigung dieses gedankenreichen und zum Nachdenken anregenden Buches im Rahmen des für seine Besprechung zur Verfügung stehenden Raumes von selbst. Aus sachlichen wie persönlichen Gründen sollen sich daher meine Bemerkungen lediglich mit der in zeitgenössischer Sicht immer

dringlicher werdenden Forderung des Tages befassen, wie sich die wirklich noch freien geistig schaffenden Berufe sozial gesichert der Gesellschaftsordnung einer freien Welt eingliedern lassen.

Daß dabei nur an die künstlerisch und publizistisch Schaffenden gedacht wird, ist begreiflich. Schon ein kurzer sozialgeschichtlicher Überblick zeigt, daß, auch wenn sich das Wesen freier Berufstätigkeit nicht in das starre Schema begrifflich festgelegter Definitionen zwingen läßt, sie sich doch wesentlich und charakteristisch von den vier anderen, den freien Berufen zugerechneten Gruppen unterscheiden. Zunächst besteht bei ihnen eine viel geringere Möglichkeit und Neigung, zu den vielen gebundenen Erwerbstätigkeiten abzuwandern, wie sie die moderne Industriegesellschaft im Wettbewerb mit der zunehmenden Verbeamtung des Wohlfahrts-Staates den Angehörigen der anderen freiberuflichen Gruppen bieten. Sodann: ihre Aufgabe ist — oder wie Deneke es ausdrückt — sollte sein, zur Überwindung einer mehrere Generationen währenden materialistischen Krise beizutragen. Einschränkung fügt er freilich hinzu: „Nur wenn das mehr ist als eine Vision, haben die freien Berufe in der modernen Gesellschaft noch eine Chance“ (S. 112).

Allein selbst bei rückhaltloser Anerkennung des hohen und keineswegs weltfremden sozialen Ethos, das die Haltung des Verfassers gegenüber jeder echten freischaffenden geistigen Betätigung kennzeichnet, muß man sich doch fragen, ob gerade „die künstlerisch und publizistisch Schaffenden“ — so wie sich nun einmal unsere auf ihre „freiheitliche“ Gestaltung etwas übertrieben stolze Gesellschaftsordnung entwickelt hat — der ihr von Deneke gestellten gewaltigen und verantwortungsvollen Aufgabe heute überhaupt noch gewachsen sind, „Widerpart der egalitären, kollektiven und kommerziellen Tendenzen“ unserer Zeit zu sein. Der Hinweis des Verfassers auf zwei entwicklungsgeschichtlich belegte Erscheinungen ist in diesem Zusammenhang besonders aufschlußreich. Ganz allgemein läßt sich in der Tat sagen, daß, wie auch immer die Leistung des künstlerisch und publizistisch Schaffenden materiell abgegolten wird, mag es sich nun um Gehalt, Ehrensold, Honorar, Beteiligung am Gewinn oder Erfolg handeln, es wird immer ein Mißverhältnis seiner dadurch wirtschaftlich bedingten Lebens-

haltung und seiner sozialen Geltung bestehen. Die „prinzliche“ Lebenshaltung erfolgsgekrönter bildender Künstler oder von Schriftstellern, denen bestseller ein Vermögen in den Schoß werfen, ändert nichts an diesem Mißverhältnis zwischen dem sozialen Ansehen, dessen sich Dichter und Denker erfreuen, und einer fast stets und fast überall wirtschaftlich wenig gesicherten Existenz, mit der sie sich abzufinden haben. Ob gehobene äußere soziale Geltung in Ergänzung zu der inneren Befriedigung, die geistiges und künstlerisches Schaffen gewähren, dafür vollwertige Entschädigung zu bieten vermag, sei dahingestellt.

Viel bestürzender ist die zweite Feststellung des Verfassers, weil sie die gefährliche Kulturproblematik gerade unserer Zeit grell beleuchtet. In Zeiten des Kulturverfalls, in denen sich die Situation des schaffenden Künstlers in seiner materiellen Lebenshaltung noch ungünstiger gestaltet als in Zeiten einer schöpferischen Kulturentfaltung: „Der schaffende Künstler proletarisiert, der nachschaffende arriviert“ (S. 22). Es genügt an den modernen Starbetrieb (Theater, Konzert, Film, Radio, Television) zu erinnern, um sich über die Parallelen ernste Gedanken zu machen, welche es zwischen dem Kulturverlauf der Antike und dem der Gegenwart gibt.

Nur auf einem wenig gangbaren Umweg gelangt man daher von den „Gefildenen hoher Ahnen“ zurück zur Erde und zu einer Gegenwart, in der uns die Idee, die freien Berufe hätten im modernen Staat, selbst wenn er beansprucht, Rechtsstaat zu sein, ihre Mission als „Stathalter der Freiheit“ zu erfüllen, als eine Illusion anmutet, wie hoch man sie auch unter sozial-ethischen Aspekten bewerten mag. Sie läßt sich nur aufrecht erhalten, wenn man die Frage ob es zum Wesen des freien Berufes gehört, daß er ein geistiger Beruf ist, uneingeschränkt bejaht, wie das Deneke tut. Dagegen muß eingewendet werden, daß man — auch ohne darum schon ein überheblicher „Intellektueller“ zu sein — seine Begründung als nicht überzeugend ablehnen wird. Wir erfahren zwar, daß es zu Beginn des Jahres 1956 in der Westdeutschen Bundesrepublik etwa 30 Mitgliedsverbände des „Bundesverbandes der freien Berufe“ gab, unter ihnen selbstverständlich auch die der Schriftsteller und bildenden Künstler, während die Musikschaffenden fehlen. Daß dagegen

zu seinen Mitgliedern auch „Der Zentral-Verband Krankengymnastik e. V.“ sowie die Organisationen der Steuer-, Buch- und Wirtschaftsprüfer gehören, berechtigt doch wohl zu der Frage, ob und inwieweit diese zweifellos volkswirtschaftlich höchst wichtigen Tätigkeiten als „geistige“ Berufe anzusprechen sind.

Am deutlichsten aber läßt die Berufstatistik von 1950 die wirtschaftliche Defensive erkennen, auf die sich die künstlerisch und publizistisch Schaffenden immer mehr zurückziehen müssen, und in der sich ihre politische Schwäche gerade im demokratischen Staate offenbart. Danach gab es im Bundesgebiet insgesamt 121 264 Männer und Frauen, die von der Statistik als „Publizistisch und künstlerisch Schaffende und Nachschaffende“ erfaßt werden, von denen sich allerdings 73,7 % in abhängiger und 26,3 % in selbständiger Stellung befanden. Dagegen sieht es bei den Schaffenden so aus: Von 4348 Schriftstellern befanden sich 86,2 %, von 2 030 Bildhauern 88,7 % und von 11 906 Kunstmalern und -zeichnern 78,1 % in *selbständiger* Stellung, während von den nachschaffenden bildenden Künstlern (Graphiker und techn. Zeichner) 94,9 % und von Musikern, Bühnen- und Konzertsängern und Schauspielern 79,3 %, 81,1 % und 86,6 % ihren Lebensunterhalt in *abhängiger* Stellung verdienen, wobei sie ebenso wie 73,5 % der Redakteure und Lektoren auf die materielle Hilfe ihrer eigenen Gewerkschaften und die politische der gewerkschaftlich organisierten Arbeitnehmerschaft rechnen können.

Die Grenze zwischen freiem künstlerischem Schaffen und künstlerisch-handwerklicher Lohnarbeit hat sich freilich niemals genau feststellen lassen. Meisterwerke aus der Renaissance, die wir in Museen bewundern, entstammen häufig den gleichen Werkstätten, in denen Turnierkostüme, Pasteten-Aufbauten u. dgl. entworfen wurden. Aber daß im Zeitalter des Fortschritts sogar in parlamentarischen Demokratien, der freiheitlichsten Staatsform, die sich der Mensch geschaffen hat, das Problem der sozialen Sicherheit für alle, eine Errungenschaft, auf die wir so stolz sind, soweit es sich um die künstlerisch und publizistisch Schaffenden handelt, noch nicht gelöst ist, bedarf kaum weiterer Dokumentation. Was in dieser Hinsicht bisher versucht wurde, ist beschämend wenig. Der

vorläufige Reichswirtschaftsrat hatte es immerhin erreicht, daß im Ausschuß zur Förderung der wirtschaftlichen Interessen der Freien Berufe erstmalig eine repräsentative Instanz geschaffen wurde, die den Zugang zur Gesetzgebung hatte. Nach dem Zusammenbruch und dem Beginn des deutschen Wiederaufbaus deutete der Briefwechsel zwischen dem Bundespräsidenten, Professor Heuß und Walter von Molo an, daß man mit dem Gedanken an ein gesichertes Einkommen im Alter auf Grundlage eines rechtlich anerkannten Anspruchs der Lösung des Problems vielleicht näher käme, aus dem Kulturkreis im Bundesverband der deutschen Industrie könnte sich möglicherweise ein den Besitz verpflichtendes soziales Mäzenatentum entwickeln. Im Zeichen des deutschen Wirtschaftswunders aber hat die Bundesregierung zu diesen verheißungsvollen Ansätzen einen — Referenten-Entwurf beigetragen, bei dem es dann auch geblieben ist...

Wenn die rechtliche und soziale Stellung der freien Berufe ein Gradmesser der Freiheit im Staat ist, wie Deneke zutreffend in seinen abschließenden Betrachtungen feststellt, so zeigt ihre „Vernachlässigung“, deren sich auch der demokratische Staat schuldig macht, daß es höchste Zeit ist, dieser Vernachlässigung von Staatswegen bewußt und aktiv entgegenzutreten. Und da Wirtschaft heute Trumpf ist, so hätte sich ein Wirtschaftswunder eigentlich erst dann offenbart, nachdem sich die Wirtschaft des sozial-kulturellen Auftrags der freien Berufe an Staat und Gesellschaft bewußt geworden ist. Leon Zeitlin

## Religiöse Bücher

Unter die guten Zeichen der Zeit kann man gewiß rechnen, daß auch Laien, christliche und unchristliche, sich mit den geschichtlichen Ereignissen und sittlichen Fragen unseres Glaubens beschäftigen. Mag manchen zunächst bloße Neugier treiben — vielen zeigt sich doch das Ziel ernster Bemühungen. Die Menschheit ist nicht dem Zufall ausgeliefert, sondern Gottes Walten bestimmt ihr Geschick. *Claus Westermann*, Studentenseelsorger, schildert, angeregt durch Fragen gerade von Angehörigen der Naturwissenschaft, unsere Zeit im alten Testament. Sein Buch „*Tausend Jahre und ein Tag*“ (Stuttgart, Kreuz-Verlag; 276 S. DM 12,80) geht zurück bis in die Vorzeit und



ihre von Israel aufgenommenen Traditionen. Wie erleben die Geschichte des einst auserwählten Volkes bis zum Aufbruch des gekreuzigten Königs aus dem Hause Davids. Tief ergreift den Leser, wenn Westermann den Zug durch die Wüste zum mahnenden Hinweis darauf nimmt, daß wir zu lange von Gott eben nur von der Kanzel geredet und auf der Kirchenbank gehört haben, ohne zu bedenken, daß alles religiöse Theoretisieren aufhört, wo man hungert und durstet und zu Tode erschöpft ist. Der Turm von Babel zeigt uns den auch noch in unserer Zeit deutlichen Zusammenhang der Großbauten mit dem Staat oder seinem Erben. Wenn Nathan vor den sündig gewordenen David tritt, vernimmt die Kirche den Auftrag, sich gegen den Mißbrauch der Gewalt zu stellen. Westermann scheidet Geschichte und Legende, aber meint, daß in unserer Bibel auch die Legende mit Recht ihren Platz einnimmt, so etwa in der wunderreichen Geschichte des Propheten Elisa. Nicht zu allen Teilen des alten Testaments ist der Zugang leicht. Manches beginnt sich zu klären, wenn wir Geduld haben und vor allem das so vielen Geschlechtern heilige Buch lesen. Wir werden kaum so bibelfest werden, wie noch einfache Leute um 1900, die den frommen Ehrgeiz hatten, die Bibel, auch das alte Testament, mehr als einmal im Leben durchzuakern, aber vor der Fülle merkwürdiger Menschen und Geschichten werden wir den amerikanischen Filmgewaltigen verstehen, der sich wiederholt bemühte, der Gegenwart zu veranschaulichen, was in uralten Zeiten geschehen war: die Invasion des Übernatürlichen.

Ihr geht der elsässische Kanonikus *Karl Pfleger* in seinem Buch nach „*Nur das Mysterium tröstet*“ (Frankfurt a. M. Knecht. 305 S. DM 12,80). Die Aufsätze, unter denen sich auch eingehende Buchbesprechungen befinden, sind so gründlich wie unbefangen. Wer sich mit ihnen beschäftigt, wird gewiß nicht in Eile fromm oder gar religiösen Tiefen aufgeschlossen, allein er wird spüren, wie eng sein Leben, auch sein Alltag und Feiertag, mit dem Mysterium verbunden ist, und daß es eine Theologie des Herzens gibt, die uns einen Blick in die Wunderwelt des Übernatürlichen gönnt, eine Welt, die die eigentliche ist und Glück bedeutet auch für den, der sie nur ahnt, weil er seine Gebrechlichkeit einstweilen nicht wandeln kann.

Vor vielen Jahren beklagte ein ergrauter Philosophieprofessor, dessen Trockenheit sich sonst persönliche Äußerungen versagte, daß die protestantischen Theologen sich um Weltweisheit kaum kümmern, und bemerkte, die katholischen hätten wenigstens Thomas von Aquino. Er sei zwar ein schlechter Philosoph, aber besser als keiner. Er würde staunen, wie hoch die Geltung des bedeutendsten Scholastikers gestiegen ist, auch bei denen, denen der princeps philosophorum nicht durch kirchliche Autorität empfohlen ist. *Gilbert Keith Chesterton* hat ihm wie dem Heiligen Franz von Assisi eine Biographie gewidmet, die in der Übertragung von Elisabeth Kaufmann bei Kerle in Heidelberg in der zweiten Auflage erschienen ist (223 S. DM 14,80). Auch in diesem Buch bewährt der 1936 verstorbene Engländer seine unvergleichliche Gabe, schwierige Dinge wie etwa des Doctor angelicus Stellung zu Aristoteles, Augustinus, Franciscus so zu behandeln, daß der vom Engländer geschätzte gesunde Menschenverstand mühelos folgen kann. Er erreicht dieses Ziel nicht zuletzt mit Hilfe des Humors, durch Sinn für die Anekdote, soweit sie bezeichnend ist, durch die dichterische Kraft zu charakterisieren. Der Umschlag zeigt das derbe und dennoch tiefsinnige Bildnis, das Fra Angelico geschaffen hat. Man glaubt, in diesen Zügen zu lesen, daß Thomas ohne jeden Ehrgeiz gewesen ist, der dem geborenen Aristokraten eine glänzende Laufbahn versprach. Er war kein beachtlicher Schüler; seine Gefährten zu Füßen Alberts des Großen spoteteten über den „stummen Ochs“. Das „wandernde Weinfäßlein“ kam selten in leidenschaftliche Erregung, aber der junge Herr, der noch kein Heiliger war, verteidigte sein Gelübde gegen ein ihm von der Verwandtschaft aufgedrängtes leichtes Frauenzimmer im Jähzorn und mit einem brennenden Scheit. Er hat Wunder gewirkt, und Gott hat ihn seiner sprechenden Gegenwart gewürdigt. Er war kein Romantiker und hat doch das Fronleichnamsofficio mit dem noch heute gesungenen Lauda Sion geschrieben, in dem er die kirchliche Lehre der heiligen Eucharistie mit philosophischer Klarheit und in wortgewaltiger Poesie zusammenfaßt. Quantum potes, tantum aude — was du kannst, das sollst du wagen. Er hat's gewagt.

Das uns von *Alfred Günther* und *Jean Janès* aus dem Französischen gewonnene

Buch über „Die Arbeiterpriester“, ein bemerkenswerter und ergreifender Versuch, die Arbeiter dem Christentum zu gewinnen, indem der Diener Gottes ihr Leben auch mit der Not und Plage des Alltags teilt, bringt Dokumente und überläßt es dem Leser, sich aus ihrer keineswegs erschöpfenden Fülle ein Bild zu entwerfen, vielleicht kein ganz genau zutreffendes, doch eine sich der Wahrheit wenigstens nähernde Vorstellung ist besser als eine falsche oder gar keine (Heilbronn, Salzer. 244 S. DM 8,80). Diese Sammlung von Zeugnissen will die Tatsachen sprechen lassen und verzichtet auf den Schmuck des Vortrags. Mancher Leser wird namentlich den die Ereignisse zwischen 1943 bis 1954 zusammenfassenden ersten Teil und vielleicht auch die Kommentare der Presse ungeduldig aufnehmen. Als dann aber die Kirche eingreift, weil sie, gewiß mit Recht befürchtet, daß nur wenige Arbeiterpriester auf die Dauer fähig sein würden, neben der täglichen Fron ihre geistlichen Pflichten zu erfüllen, beginnt eine spannende Auseinandersetzung, die noch nicht beendet ist. Denn die Mehrzahl der Arbeiterpriester hat ihr Leben als Arbeiter fortgesetzt in der Hoffnung, von der Kirche in ihrer neuen Lebensform verstanden zu werden, und überzeugt, daß die von der Bewegung aufgeworfenen Fragen zwar nicht ohne die Kirche gelöst werden können, daß aber auch andererseits die Kirche ihnen nicht ausweichen darf.

Ein evangelischer Christ, der junge Kaufmann *Hans A. de Boer*, hat eine Reise durch alle Erdteile gemacht. Mit wenig Geld und viel Idealismus hat er sich beobachtend und arbeitend durchgeschlagen (Kassel, Oncken. 328 S. mit Abb. und 1 Karte. DM 12,80). „*Unterwegs notiert*“ er, was er sieht und was ihn bewegt. Als überzeugter Christ hat er das feinste Gefühl für Ungerechtigkeit, und ihr begegnet er fast auf Schritt und Tritt. Er meint, daß der gemeinsame Glaube an den Erlöser alle rassischen Vorurteile überwinden müßte, und hält wenig von einem nur gepredigten Christentum; das tätige ist das eigentliche, das wirkende. In Indien erlebt er, daß er von Menschen anderen Glaubens lernt, ohne dem eigenen treulos zu werden, und es stellt sich ihm die Frage, ob vielleicht bei uns nur ein Nachlaß verwaltet werde, während die Lenkung der Politik in ganz anderen Händen liege. Mit tiefem

Schmerz erfüllt ihn, daß das Christentum bei vielen farbigen Völkern als die gewalttätige Religion des weißen Mannes gilt. Er hält für die stärkste, die unbesiegbare Politik die der Gewaltlosigkeit, und dem Waffenlosen gelingt, ungefährdet die aufständigen und als Mörder verschrieenen Mau-Mau zu besuchen. Die gescheiten Realpolitiker werden diesen christlich Meinenden und Reisenden für einen Schwärmer erklären und nicht merken, wie groß und heilsam der Gedanke ist, in Christi Namen gegen das Unrecht in der Welt zu protestieren, selbst wo es nur „Farbige“ trifft.

Auch in China haben die Christen viel versäumt. *L. Matthias* legt das Ergebnis einer Reise in seinem Buch „*China auf eigenen Wegen*“ vor (Hamburg, Rowohlt. 240 S. DM 12,—). Die Missionen haben sich des chinesischen Bauern nicht angenommen und die Bestrebungen der fremden Mächte unterstützt, weil es ihnen nahelag und nützlich schien. Sie sind deshalb unbeliebt geworden und einflußlos geblieben. Was die kommunistische Regierung erreicht hat, ist erstaunlich. Es ist in China zu einer wahren Wiedergeburt gekommen. Der Staat hat sich von fremden Fesseln befreit, und es empfiehlt sich nach den Erfahrungen des Verfassers nicht, die Welt zu vereinfachen, indem man von Kommunisten und Antikommunisten redet. Sehr ungünstig beurteilt er den Herren von Formosa Chiang Kai-scheck, nicht weil er als General und Politiker unglücklich gewesen sei, sondern weil sich seine Grausamkeit nur mit der Hitlers vergleichen ließe.

*Paul Weiglin*

### Werner Bergengruen

Sicherlich hat Werner Bergengruen zu seinem 65. Geburtstag viele schöne Gaben erhalten. Er hat aber alle seine Freunde beschämt durch die Gaben, die er uns bescherte. Da ist sein Buch „*Privilegien des Dichters*“ (Zürich, Verlag der Arche. 131 S. DM 6,90) in ansprechendem Format mit vielen Bildern, in dem zwei seiner Arbeiten veröffentlicht sind: „Privilegien des Dichters“ und „Warum dichte ich?“ Alle großen Vorzüge seiner Art sind in diesen Arbeiten vereint, und ein reicher Schatz von Photos und Zeichnung ist beigegeben. Die hinzugefügte Bibliographie zeigt, wie weit sein Oeuvre in der ganzen Welt verbreitet ist. Großartig und schlechthin meisterhaft ist das

Vorwort von Reinhold Schneider, das zu preisen jedes Wort zu schwach ist.

Die zweite Gabe ist die Erzählung „Nachricht vom Vogel Phönix“ (ebenda 45 S. DM 2,80), in der durch die Ausstattung und die Vignetten der Verlag der Arche erneut beweist, mit welcher Liebe und mit welchem Verständnis er für seinen Autor sorgt. Ein Hymnus an die Vögel leitet die Erzählung ein, in der Vogel Phönix, ein Mittler zwischen dem Menschen und der Oberwelt, in mystischer Handlung eine junge Flötenspielerin, die ein vornehmer Kaufmann, Ergander, ausbilden ließ, zum Vogel Phönix in die Ewigkeit verschwindet. Bisher lag diese Erzählung nur in einer bibliophilen Ausgabe vor und ist nun allen Freunden Bergengruens zugänglich. Die Zeichnungen sind alten Quellen aus der Heimat der „Morgenlandvögel“ entnommen. R. P.

### Das Wort der Täter

Die große Ricarda Huch hat auf dem ersten deutschen Schriftstellerkongreß nach dem letzten Kriege — er war zugleich der letzte, auf dem deutsche Schriftsteller aus West und Ost zusammentrafen — die Frage gestellt, was Schriftsteller in heutiger Zeit zur Festigung und Erfüllung ihres Berufes noch tun könnten, und hat sie, dem Sinne nach, so beantwortet: die Schriftsteller sollten das, was sie schreiben, auch leben.

An dieses Wort, das in manchen literarischen Zirkeln vielleicht belächelt wird, erinnert man sich, wenn man die Lektüre eines 60 Seiten zählenden Versbandes abgeschlossen hat, der unter dem Titel „Im Frührot“ Gedichte der Ungarn zusammenträgt, vor allem jener Ungarn, die in den Wochen des großen Aufstandes von 1956 mit Wort und Tat gegen die Unterdrücker gekämpft haben.

Der ungarische Aufstand war in mancher Hinsicht ein Begebnis besonderer Art. Er erschütterte die Menschheit nicht allein durch das Ausmaß der Opfer und Leiden, die er von den heldenmütigen Aufständischen forderte — er wurde zugleich auch zu einem Moment persönlicher innerster Bedrängnis: das Unerhörte, kaum noch für möglich Gehaltene wurde zu einem Spiegel, der vielen die gekünstelten, frivolen oder selbstischen Züge eigener Lethargie entdeckte. Darüberhinaus aber erfuhr man auch, daß „Literatur“ hier in einem fast antikischen Sinn

eine Rolle gespielt hatte, die ihr niemand mehr zuzutrauen schien. Das Wort — längst zum Hand- und Bestechungsgeld der sogenannten Täter entwertet — stand hier „im Anfang“. Literaten liehen einer Revolution Atem und Seele. Dem Andenken eines großen Dichters — Petöfis — huldigend, erkannten Schriftsteller die Verpflichtung des Wortes, forderten, proklamierten, kämpften, starben für die Sache ihrer nationalen Freiheit, die hier identisch war mit der Würde des Menschen überhaupt. Hinter dem Kampf der Ungarn gegen ihre eigenen und die fremden Zwingherren stand die uralte Sehnsucht des Menschen nach dem uneingeschränkten Bekenntnis zu



Neu  
im Februar

**RO**  
ROMANE 1,90

Otto Bartning  
Entzückte Meerfahrt

Tania Blixen Kamingsgeschichten

Allen Roy Evans  
Wind über weißen Wegen

Jean Hougroun  
Es begann in Saigon

**RO**  
WISSENSCHAFT 1,90

Emil Brunner  
Gott und sein Rebell

**RO**  
KLASSIKER 1,90

Platon · Sämtliche Werke III  
Phaidon, Politeia

Madame de Lafayette  
Die Prinzessin von Cleve  
Die Prinzessin von Montpensier

**DOPPELBANDE** 3,30

In jeder Buchhandlung



sich selbst. Um zu begreifen, was hier geschah, muß man sich vorstellen, es wären 1937 oder 1939 die deutschen Schriftsteller in Versammlungen, mit Pamphleten und Versen aufgestanden und hätten, sich den Manen Goethes oder Schillers verpflichtend, ihr Volk zum Widerstand gegen die verbrecherischen Gewaltherrscher aufgerufen, hätten ihr Wort als Fanfarenstoß in die Menge gesprochen, hätten gekämpft, wären gefallen ...

Die von *Clemens* und *Sophie Dorothee Podewils* (im Verlag Carl Hanser) herausgegebenen Gedichte, von sechzehn zumeist wohlbekannten deutschen Lyrikern nach gewissenhaft übersetzter Vorlage übertragen, sind für manchen „Fachmann“ vielleicht Literatur an der Peripherie, Dokumente eines geschichtlichen Augenblicks, so wie es auch Tagesbefehle oder Heeresberichte zuweilen sein können. Aber welches Gedicht wäre nicht aus einem „geschichtlichen“ Augenblick und für den Augenblick geschrieben. Es gibt Poesie, die aus Blut Sprache macht und — wie dieses Beispiel lehrt — diese Sprache durch das Blut besiegelt. Der Poet, der etwas „schön macht“, verlegt das ganze Schwergewicht seines Wesens auf das *Machen*, das *Tun*; er wird wieder zum Täter, die „*Mache*“ zur *Tat*.

Darum schmecken diese Gedichte nach Brot, Erde, nach jagendem Atem, nach Hunger, Tränen und Blut. Im Angesicht des Todes werden Stilfragen zur matten Arabeske. Auch die gelegentlichen Aufklänge vergangener ungarischer Poesie sind nach solchen Einsichten von den Herausgebern eingefügt — man spürt sehr wohl, daß sie sich hier keiner Routine-Arbeit unterzogen, sondern daß dieses Buch eine Sache des mitschlagenden, begeisterungsfähigen Herzens war.

Es hätte wenig Sinn, hier mit einigen ungarischen Namen aufzuwarten; denn was hier laut wurde, waren nicht vereinzelte Stimmen, — es war ein Chor, der gesammelte Kampf- und Leidensgesang eines Volkes, dessen Dichter ihre Stunde erkannten und — nach Ricarda Huchs Wort — lebten, was sie schrieben. Von ihnen allen gilt der Satz aus der Elegie eines Unbekannten oder Ungeannten:

Ach, sie waren  
schön und gerecht auf den  
zerschossenen Straßen.

*Rudolf Hagelstange*

Wir weisen mit Nachdruck auf den Tatsachenbericht vom ungarischen Freiheitskampf hin mit dem Titel „*Wir kämpften für unsere Freiheit*“. Ihn schrieb *Istvan Tollas* zum Gedächtnis seiner Kameraden, die im Kampf für die Freiheit ihr Leben geopfert haben. Der Bericht stützt sich auf selbst erlebte Tatsachen. Der Versand erfolgt durch Frau Margit Hegedüs, Buxheim/Iller. Preis pro Exemplar mit Versandkosten DM 2,50. *D. R.*

### Ein Nachlaßwerk Ortega y Gassetts

Den von Wilhelm Dilthey, Bergson und Nietzsche mannigfach beeinflussten kulturphilosophischen Essayisten *Ortega y Gasset* hat sein Kommentator Julian Mariás einen „Philosophen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ genannt. Nach seinen eigenen Worten aber könnte José Ortega y Gasset überhaupt nicht beanspruchen, als Philosoph bezeichnet zu werden. In seinem Buch „*La rebelión de las masas*“ schreibt er, Europa könne nur gerettet werden, wenn wieder eine wahrhafte Philosophie zur Herrschaft komme. Die Voraussetzung dafür, daß die Philosophie herrsche, sei aber, daß sie existiere, das heißt, daß die „Philosophen“ *Philosophen* seien. „Seit fast einem Jahrhundert sind die Philosophen alles, nur nicht dies; sie sind Politiker, Pädagogen, Literaten oder Wissenschaftler“, und — fügen wir hinzu — sie sind auch Psychologen, Linguisten und Soziologen, und dies alles trifft auf niemanden so gut zu wie auf José Ortega y Gasset selbst. Gibt es doch kaum ein Thema, zu dem Ortega nicht — selbstsicher und kühn — einige Ideen beige-steuert, kaum eine Diskussion, in die er nicht — energiegeladen und voll sprühenden Temperaments — eingegriffen hätte!

Dieser spanische Denker und Kulturfeuilletonist war, obwohl er viele Jahre lang den Lehrstuhl für Metaphysik an der Universität Madrid innehatte, kein „akademischer“ Philosoph, kein Systematiker; weder hat er einer bestimmten philosophischen Richtung angehört, noch eine eigene philosophische Schule begründet. Ein phantasievoller Plauderer ist er, der seine Zuhörer mit dem sprudelnden Fluß überraschender Einfälle und witziger Aperçus unterhält und die Leser durch seinen aphoristischen Denkstil und seine geistreichen historischen Parallelen

fesselt, wobei seine aristokratischen Al-lüren und seine reaktionären Überzeu-gungen (z.B. von der Notwendigkeit autoritärer Führung und von der Infe-riorität der Frau) hinter seiner zur Schau getragenen Weltaufgeschlossenheit und Eleganz zu verschwinden scheinen und die allerselbstverständlichsten, aus einem gesunden *common sense* stammenden Wahrheiten sich nicht wie Platitüden, sondern wie brillantes Feuerwerk aus-nehmen.

Das Nachlaßwerk „El hombre y la gente“ (*„Der Mensch und die Leute“*. Nachlaßwerk. Übersetzt von Ulrich We-ber. Stuttgart 1957, Deutsche Verlags-Anstalt. 371 S. DM 14,80) ist aus Vor-trägen entstanden, von denen Ortega den ersten schon 1934 in Valladolid unter demselben Titel, den jetzt das Buch trägt, gehalten hat. Es folgten dann mehrere Vortragzyklen, in denen der Autor seine Prinzipien einer neuen Gesellschaftslehre zu entwickeln versuchte. In diesem Bu-che, das ein Torso geblieben ist, stellte sich José Ortega y Gasset also zum er-sten Male die Aufgabe, eine systematische Soziologie auszuarbeiten.

Unzufrieden mit dem „soziologischen Begriffsvorrat“ der zünftigen Soziolo-gen und entsetzt darüber, „daß die Bü-cher der Soziologie uns nichts Klares da-rüber sagen, was das Soziale und was die Gesellschaft ist“ (S. 23), hält er es für „dringend nötig, nun einmal wirk-lich zu klären, was Gesellschaft ist“ und bezeichnet es als eine „zwingende Not-wendigkeit, die allgemeinen Merkmale des Gesellschaftlichen genau herauszuar-beiten“ (S. 11).

Das Ergebnis, zu dem Ortega y Gasset gelangt, formuliert er in der These: „Die Grundfaktoren des Gesellschaftlichen sind die Bräuche“ (S. 17), d. h. die For-men des menschlichen Verhaltens in der „Sozialwelt“ (S. 19). „Ein Brauch baut sich auf dem anderen auf, und zusammen bilden sie ein ungeheures Gebäude. Dieses Riesengebäude von Bräuchen aber ist nichts anderes als die Gesellschaft (S. 304) . . . So ist denn vom Augenblick der Geburt an unser Leben eingetaucht in einen Ozean von Bräuchen . . . Sie bilden *sensu stricto* unsere Umgebung . . . ; sie sind die Gesellschaft, darin wir leben. Durch diese gesellschaftliche Welt, diese Welt des Brauches hindurch sehen wir die Welt der Menschen und der Dinge, sehen wir das Universum (S. 263/264).

Wer Ortega kennt, wird sich nicht wundern, daß das Buch „Der Mensch und die Leute“, das ein systematisches Werk über theoretische Soziologie werden soll-te, sich wie eine kurzweilige Causerie liest, denn der Autor schweift immer wieder vom Thema ab, schwatzt völlig unsystematisch darauf los und kommt vom Hundertsten ins Tausendste. Die häufigen „Meditationen“ über Nidhtig-keiten, die seitenlangen etymologischen und semantischen „Exkurse“, aber auch die geistvollen Worte über das Problem des Todes oder über die Strukturgesetze der Welt charakterisieren den spanischen Philosophen besser als seine mit wissen-schaftlichen Präntentionen vorgetragene Idee von den Bräuchen als den Wesens-grundlagen der menschlichen Gesellschaft.

José Ortega y Gasset ist als blenden-der Stilist berühmt; um so bedauerlicher, daß der Verlag sich nicht um einen Über-setzer bemüht hat, der ein einwandfreies sauberes Deutsch schreibt. Ein zweiter Vorwurf: Sind unsere Verlagshäuser noch immer der Meinung, daß man Werke, in denen drei Dutzend Namen von Philo-sophen, Dichtern und Historikern ge-nannt werden, ohne Personenregister her-ausgeben dürfe? *Susanne Leonhard*

### Ziesel als Erzieher

Das Erscheinen des Buches von Kurt Ziesel „Das verlorene Gewissen“ beglei-tete eine peinliche doppelte Blamage für den Verfasser. Er hatte das Buch „dem Freunde, Lehrer und Dichter Walter von Molo in Dankbarkeit zugeeignet.“ Molo protestierte sofort, und der Verlag mußte in den noch nicht ausgelieferten Exem-plaren die Widmung entfernen. Ziesel verschärfte seine Blamage, indem er mit-teilen ließ, daß „er keinen Wert mehr darauf lege, diese Widmung für einen Mann stehen zu lassen, den er dieser Eh-rung (sic!) nicht mehr für würdig halte.“ Hierdurch kennzeichnete Ziesel sich selber in unübertrefflicher Form. Die Lektüre dieses giftigen Buches, einer Omelette aus faulen Eiern mit der Wiederholung einiger längst widerlegter Vorwürfe, ist mühsam — schon wegen des miserablen Deutsch. Es ist mehr eine Krankenge-schichte als eine schriftstellerische Lei-stung. Der Verfasser leidet an einem krankhaft übersteigerten Selbstbewußt-sein und Geltungsdrang, und der einzige Maßstab, den er kennt ist der: wer für mich, den großen Dichter, und mein Werk ist, ist in Ordnung; wer dagegen

ist, ist minderwertig. Das Buch wimmelt von Verdächtigungen anderer, von penetranter Selbstverherrlichung und weinerlicher Selbstbemitleidung. Der Hüter des deutschen Gewissens und Sittenrichter aus eigenen Gnaden läßt die eigene Gewissenserforschung vermissen. Ihm fehlt es an jeder Disziplin in der persönlichen Haltung, in der Logik, in der Sprache und in jeder Frage des Taktes.

Sein Versuch, mich als Eideshelfer zu bemühen, um zu erklären, wie man anfänglich wohl auf den Nationalsozialismus hätte hereinfallen können, ist nur dumm. Er will aus Zitaten in der „Deutschen Rundschau“ nach Ausbruch des Nationalsozialismus mir unterstellen, daß auch ich anfangs an diese Unheilslehre geglaubt hätte. Ich zweifle, daß Ziesel damals die Deutsche Rundschau überhaupt gelesen hat. Er hatte als junger österreichischer Nationalsozialist, der frühzeitig „heim ins Reich“ kehrte, keine Ahnung davon, was die Deutsche Rundschau schon damals anstrebte. Meine beiden Begegnungen mit Adolf Hitler (s. „*Deutscher Widerstand*“, Verlag Eugen Rentsch) im Jahre 1922 hatten mir einen so nachhaltigen Eindruck von der Minderwertigkeit dieses Mannes gemacht, daß ich auch nicht einen Augenblick irgendwelche Sympathien für diese Bewegung gespürt habe. Ziesel begreift auch nicht, daß eine Zeitschrift, die von Anfang an auf der schwarzen Liste des Goebbels stand, nicht maskenlos Amok laufen konnte, wenn sie ein sofortiges Verbot vermeiden wollte. Er verstand auch nicht, daß von Anfang an in vollem Einverständnis auch mit meinen jüdischen Freunden eine ganz bewußte Taktik verfolgt wurde: nämlich so zu tun, als ob am Nationalsozialismus etwas Gutes dran wäre, und diese Tarnung (s. „*Zwischen den Zeilen*“) dazu zu benutzen, um besonders gemeine Vorkommnisse unter dem Vorwand, sie im Interesse Hitlers beseitigen zu helfen, anzuprangern. Hätte er die Rundschau damals gelesen, so hätte ihm schon die Rubrik „Vor dem Schnellrichter“ zeigen können, wohin die Reise ging. Er ist der Einzige, der das angeblich mißverstanden hat — die Gestapo nicht. *Ich* habe mir nicht widersprochen.

Er begreift auch nicht, daß ich zu Hans Grimm gehalten habe, solange er den anerkennenswerten Mut hatte, auch Kritik am Nationalsozialismus zu üben, daß ich mit ihm aber wegen seiner Veröffent-

lichungen nach dem Zusammenbruch nichts mehr zu tun haben will. Über Kolbenheyer mich mit Ziesel zu unterhalten, ist müßig.

Ich würde auf das Buch überhaupt nicht eingehen, wenn sich in ihm nicht eine infame Verdächtigung gegen den verstorbenen Redakteur der Deutschen Rundschau, Klaus Hoche, befände. Ziesel behauptet, Hoche sei auch von mir veranlaßt worden, Ziesel wegen seiner antisemitischen Vergangenheit anzugreifen. Das ist eine Unwahrheit. Ich habe den Namen Ziesels durch Hohes Kritik an seinem Buche überhaupt erst kennengelernt. Hoche war ein völlig selbständiger Mensch von einem sehr klaren Urteil, vor allem wenn es sich um antisemitische Dinge handelte.

Die Tatsache, daß Ziesel sein Buch ausgerechnet in I. F. Lehmanns Verlag München, aus der Nazizeit bestens bekannt, dem Verlag des Rasse-Günthers, erscheinen ließ, und der frenetische Beifall, den ihm die „Soldatenzeitung“ und „Nation Europa“ zollen, erleichtern das Finden eines gültigen Urteils über die Gesinnung des Verfassers.

R. P.

## Strauß und Zweig

Der Briefwechsel zwischen *Richard Strauß* und *Stefan Zweig* (Frankfurt/M. 1957, S. Fischer. 180 S. DM 14,80) ist vor allem ein menschliches Dokument. Zweig war nach dem Tode von Hofmannsthal mit Strauß in Verbindung gekommen, um eine Ballettdee zu diskutieren und mit ihm zusammenzuarbeiten. Aber Strauß, der das Verhältnis der beiden zueinander anfänglich am stärksten beeinflusste, brachte Zweig dazu, Texte von Ben Jonson für eine Opera buffa zu bearbeiten. Jedoch das einzige Werk aus dem vom Winter 1932/33 bis zum Winter 1935 dauernden Kontakt blieb die Oper „Die schweigsame Frau“. Während die erste Hälfte der Briefe die Entstehungsgeschichte der Oper spiegelt, wiegt doch der letzte Teil der Korrespondenz weit schwerer und gibt einen Eindruck davon, wie Zweig und Strauß unter dem Druck der Zeit, wenn auch widerstrebend, die Zusammenarbeit aufgeben mußten. Strauß nahm seine Stellung als Präsident der Reichsmusikkammer leicht und sah kein Hindernis darin, mit Zweig zu arbeiten, der seinerseits in London saß und sich mit seinen Glau-



bensgleichen solidarisch erklärte. Beide versuchten, die Politik außerhalb ihrer Arbeit zu halten, Sticheleien und Angriffen auszuweichen und keine andere Verpflichtung zu kennen als das Werk. „Politische Menschen können nicht begreifen“, schrieb Zweig 1934, „daß es andere Naturen gibt, denen alles Streit-hafte und Einseitige widerstrebt und die wie weiland Archimedes selbst im Kriegstumult nur daran denken, ihre eigenen stillen Kreise zu ziehen.“

Aber die Zeiten wurden härter. Zwar kam Zweig mit dem Text voran und schloß ihn ab, zwar war Strauß begeistert und wollte neue Stoffe — doch zum Druck von Außen kam ein innerer, entfremdender Widerstand. Zweig kam Strauß in seinen Wünschen entgegen, aber sah die unhaltbaren Situationen voraus. Störrisch und brummend setzte sich der alte Strauß über die Widerstände hinweg, aber vermochte doch nie, die Unruhe des Sensibleren zu beschwichtigen, keine Zuvorkommenheit von Strauß, keine Vorschläge, im Geheimen zu arbeiten, und kein Beteuern, wie unentbehrlich er für ihn sei, vermochte den Schatten zu verbergen, der zwischen sie getreten war. Zweig tat alles, um von sich abzulenken, pries andere Dichter und zögerte Übereinkünfte hinaus. Eine Irritation dringt manchmal durch die Briefe, so wenn Strauß schreibt: „Warum wollen Sie mir um jeden Preis immer den gelehrten Philologen anhängen!? Mein Textdichter heißt Zweig, er braucht keine Mitarbeiter.“ Strauß kämpft um ihn, bereitet die Premiere der „Schweig-samen Frau“ in der Dresdner Oper vor, sorgt, daß Zweig auf dem Theaterzettel klar und deutlich gedruckt wird und schreibt ihm Ausbrüche wie diesen: „Ihr Brief... bringt mich zur Verzweiflung! Dieser jüdische Eigensinn! Da soll man nicht Antisemit werden! Dieser Rassestolz, dieses Solidaritätsgefühl — da fühle sogar ich einen Unterschied! Glauben Sie, daß ich jemals aus dem Gedanken, daß ich Germane (Vielleicht, qui le sait) bin, bei irgend einer Handlung mich habe leiten lassen? Glauben Sie, daß Mozart bewußt „arisch“ komponiert hat? Für mich gibt es nur zwei Kategorien Menschen: solche, die Talent haben, und solche, die keins haben, und für mich existiert das Volk erst in dem Moment, wo es Publikum wird.“

Die Beziehungen zwischen Strauß und Zweig nahmen ein rasches Ende, nach-

dem die Gestapo von der Zensur über den Briefwechsel informiert wurde. Strauß wurde seiner Ämter enthoben, überwacht und isoliert. Im Dezember 1935 geht noch ein letzter Brief von Zweig an Strauß als MOROSUS unterzeichnet, und der Rest ist Schweigen.

Günter Klingmann

## Ein Sachlexikon der Musik

Es zeigt sich wieder einmal, wie wichtig es ist, sich bei einem Lexikon in kleinem Format stofflich einzuschränken, dabei aber den Stoff selber ausführlicher zu behandeln. Dieses Verfahren schlägt Rudolf Stephan in einem von ihm herausgegebenen Bande ein, der als 5. Band im Rahmen der Enzyklopädie des Wissens erscheint: *Rudolf Stephan, „Musik“*, (Frankfurt 1957, Fischer-Bücherei. 382 S. DM 3,30). Der Verlag hat die Aufgabe in denkbar beste Hände gelegt, denn der Göttinger Musikhistoriker Stephan gehört zu den namhaften Vertretern der Musikwissenschaft innerhalb der jüngeren Generation.

Alles Biographische ist ausgeschaltet und nur die Sachgebiete der Musik erfahren eine gründliche Würdigung. Die sehr plastischen Artikel über Harmonik, Kontrapunkt, Melodik, Musikästhetik, Rhythmik-Metrik und Tonsystem stammen von Carl Dahlhaus (Göttingen), der Artikel über Akustik von Ernst Milikutat (München). Die restlichen neununddreißig Artikel schrieb der Herausgeber selber. Die, durch eine Übersicht über Lexika, Enzyklopädien und Handbücher eingeleitete relativ vollständige Bibliographie gibt die Literatur getrennt nach den sechsundvierzig Artikeln an, ein Register vervollständigt den Band, während eine Fülle von Notenbeispielen, Abbildungen von Instrumenten, graphische Darstellungen u. a. m. die hochwillkommene Musikgeschichtslehre bereichert. Außer über sämtliche musikalischen Formen in Einzeldarstellungen schreibt der Herausgeber über die mittelalterliche Musik, ein Gebiet, auf dem der sich als ein hervorragender Kenner erweist. Besonders hinzuweisen ist darüber hinaus auf seine Artikel Aufführungspraxis, Instrumente, Instrumentation, Notenschrift, Musikwissenschaft. Der Rezensent konnte die Nützlichkeit des Bandes als Handbuch wiederholt erproben.

Hans Kühner

## Hinweise

Mayr, Kaspar: Der andere Weg (München, Glock und Lutz; 382 S. DM 12,80). Die christliche, namentlich katholische Friedenspolitik der letzten anderthalb Jahrhunderte in umsichtig gesammelten Zeugnissen, leider nicht ohne Druckfehler: z. B. Palmerstone statt Palmerston, Egidys statt Egidy, Münster statt Münzer, membris statt membris.

Erwachsenenbildung in Berlin (Senator für Volksbildung. 60 Seiten und bunte Tafeln). Ein Überblick über die Arbeit der Volkshochschulen und Büchereien der Hauptstadt. Imponierende Zahlen, freilich sind die um geistige Erkenntnis Bemühten in der Minderzahl gegen die, die praktische Dinge lernen wollen.

Beckmann, Peter: Die heile Gesellschaft (Nürnberg, Glock und Lutz. 205 S. DM 11,50). Verständige Vorschläge eines erfahrenen Arztes zur Überwindung von Erschöpfungszuständen und zur natürlichen Heilung von echten und von Modekranken.

Zeitgenosse, Der, und sein Vaterland. Eine Vortragsreihe des Bayrischen Rundfunks, hrsg. von Gerhard Szczesny (München, Beck. 158 S. DM 6,—). Es stimmt schon: selbst der Begriff des Vaterlandes ist nicht klar und bedarf der Untersuchung. Schade, daß die hier gesammelten Vorträge nicht alle so faßlich sind wie die von Leonhard, Cube, Dircks, sondern daß sich einige in schwer verständliche Spitzfindigkeiten verlieren.

Zahn, Leopold: Moderne religiöse Kunst (Heidelberg, Kerle. DM 5,80). Der Kalender schenkt je zehn Tagen ein Blatt mit klug gewählten Bildern aus den weiten Gebieten religiöser Kunst und mit inhaltreichen kunsthistorischen Notizen.

Pomilio, Mario: Der Zeuge (Hamburg, Rauhes Haus. 152 S. DM 8,50). Der Zeuge ist Gott. Der Prozeß spielt in Paris, das der italienische Dichter meisterhaft schildert. Eine junge Mutter, des Diebstahls verdächtigt, leidet um ihr verlassenes Kind. Der untersuchende Polizeikommissar, zweifelnd am Sinn seines Berufs, sucht den Zeugen, der der Arbeit, dem Leben Wesen und Wahrheit zu geben vermag.

Kranz, Willy: Die treuen Helfer (Stuttgart, Kreuz-Verlag. 215 S. DM

8,50). Wir haben nicht begriffen, als wir, noch Kinder, „Aus tiefer Not“ und „Befiehl du deine Wege“ lernten, und dann kam der Tag, an dem wir ihren Trost spürten. Den vielen, die ihr Gedächtnis nicht durchs Gesangbuch stützen können, bietet Kranz die treuen Helfer mit herzlichen Geleitworten dar.

Melms, C. Ph.: Chronik von Dahlem (Berlin, Arani. 179 S. und Bildtafeln). Geschichte und Gegenwart des reizenden Berliner Vororts, der durch seine Institute und die Freie Universität zum Sitz des wissenschaftlichen Lebens in Berlin geworden ist, schildern eine Reihe von Aufsätzen und eine von 1217 bis 1945 reichende Aufzeichnung der wichtigsten Ereignisse, eine vortreffliche Chronik, denn sie hat auch Sinn für Humor und Kuriositäten.

Arndt, Ernst Moritz: Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Karl vom Stein (Münster, Aschendorff. 320 S. 2 Bildtafeln. DM 10,—). Recht zum 200. Geburtstag hat Wilhelm Steffens die jung gebliebenen Erinnerungen des alten Arndt neu herausgegeben, mit wertvollen Beigaben und Anmerkungen, die auch wissenschaftlicher Arbeit dienen.

Hausenstein, Wilhelm: Vom Genie des Barock (München, Prestel. 236 S. mit 132 Tafeln und Zeichnungen). Dieses vor vier Jahrzehnten zuerst erschienene Werk hat seitdem tief auf die Kunstgeschichte gewirkt. Es hat den Stil des Barock als Epoche zuerst verdeutlicht. Der Neuaufgabe ist ein Epilog, „Neuer Versuch einer Physiognomik des Barock“, beigegeben, den unsere Leser in Heft 9/1956 vorabgedruckt fanden.

Schneditz, Wolfgang: Alfred Kubin (Wien, Brüder Rosenbaum, 108 S. mit vier Textbildern, 56 Schwarz- und fünf Farbtafeln. DM 28,—). Der Freund Trakls legt mit diesem Buch einen repräsentativen Querschnitt durch das Werk Kubins und eine verehrungsvolle Biographie zugleich vor. Als Anleitung zum Verständnis des bedeutenden Malers und kühnen Zeitgenossen könnte man sich nichts Besseres wünschen. Vergleiche V. O. Stomps zu Kubins Geburtstag, Heft 4/1957.

Weber, Max: Soziologie, Weltgeschichtliche Analysen, Politik (Stuttgart, Kröners TA 229. 576 S. DM 13,50). Die von

Winckelmann erläuterte und Eduard Baumgarten konzinn eingeleitete Auswahl des bedeutendsten deutschen Soziologen seit Marx kann jedermann als Einführung und Anleitung empfohlen werden.

Redlich, Virgil: Moralprobleme im Umbruch der Zeit (München, Hueber. 181 S. DM 5,90). Belgische, französische und deutsche Gelehrte hat der Benediktiner in diesem Bande vereint. Nicht alle Beiträge sind so zugänglich wie der Leonhard M. Webers über das theologische Verständnis der Krankheit oder der Wolfgang J. Weilgarts über Friedenspsychologie und Christentum. Schade, daß gerade die ersten Aufsätze des Bandes hauptsächlich zu Theologen sprechen.

Vorträge zur Eröffnung des Instituts der Görresgesellschaft für die Begegnung von Naturwissenschaften und Glauben (München, Max Hueber. 57 S. DM 2,80). Während die Kirche die Wandlung des Weltbildes durch Kopernikus und Galilei mit Bedenken betrachtete, erblickt sie in der Physik unsrer Zeit einen neuen Weg zu Gott. Doch geht es dem Gelehrten wie Moses, an dem Gott vorüberging, indem er seine Hand über ihn deckte und sprach: „Wenn ich meine Hand wegnehme, kannst du meine Rückseite schauen. Aber mein Angesicht kann niemand schauen.“

Disselhoff, Hans Dietrich: Cortés in Mexiko (München, Oldenbourg. 93 S. DM 4,60). Der Direktor des Völkerkundemuseums in Berlin läßt uns das Abenteuer der Eroberung Mexikos und das vielfach entstellte Bild ihres spanischen Helden getreu den kritisch gewerteten Quellen lebendig werden.

Marotta, G.: Die Götter des Don Federigo (Düsseldorf, Rauch. 200 S. DM 9,80). Eine heitere und gründliche Mythologie, wie sie ein erstaunlich kundiger Pedell auf den Straßen Neapels seinen Freunden vorträgt.

Heyerdahl, Thor: AKU-AKU. Das Geheimnis der Osterinsel (Berlin, Ullstein. 415 S. 62 Farbbilder. DM 16,50). Heyerdahl ist durch sein „Kon-Tiki“-Buch mit Recht berühmt geworden. Das Geheimnis der Osterinsel wurde schon dort angedeutet. In diesem ausführlichen Buch verfolgt er seine Theorie weiter, daß die Südseeinsel von Amerika aus besiedelt worden ist. Die wissenschaftlichen Ergebnisse sollen 1958 vorliegen. Heyerdahl erzählt hier die Umstände der Forschungen in derselben sympathisch

einfachen Weise, wie er das in „Kon-Tiki“ tat. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um diesem Buch einen ähnlichen Erfolg voraussagen. Es verdient ihn.

Schirm-Imhoff, Ruth: Jeanne d'Arc (Köln, Bachem. 270 S. und Bildtafeln, DM 18,—). Die Dichter Johannas mit Schiller und Shaw als ihren Großen in Ehren: die hier neu übersetzten und erläuterten Dokumente ihrer Verdammung und Rechtfertigung ergreifen auch den, dem an geschichtlicher Belehrung nicht viel gelegen ist, denn sie bezeugen die Größe des Mädchens, freilich auch die Erbärmlichkeit ihrer Gegner und oft auch ihrer Freunde.

Schmitthenner, Hansjörg: Die Luftfahrer (Bergen II, Obb., Müller & Kiepenheuer. 160 S., zahlreiche Abbildungen im Text und auf Tafeln. DM 9,80). Zum größten Teil gestützt auf zeitgenössische Quellen, denen der Leser nicht immer leicht nachzuspüren vermag, wird hier eine spannende Geschichte des Ballonflugs erzählt, reich an tragischen, aber auch heiteren Abenteuern und außerdem aktuell, denn dem Ballon fallen wichtige Aufgaben zu, wenn man die ersten Weltraumfahrten vorbereitet.

Edschmid, Kasimir: Der Weg, die Welt, das Werk (Stuttgart, Kohlhammer und Desch, München. 177 S. DM 8,60). Zum 65. Geburtstag des Dichters hat sich unter der Leitung von Lutz Weltmann eine Anzahl bedeutender Köpfe zusammengetan, um den einstigen Expressionisten, den reisenden Kulturhistoriker, den ausgezeichneten Romandichter zu feiern.

Nemeth, Carl, Franz Schmidt (Zürich/Wien 1957, Amalthea. 290 S. DM 18,—). Wer sich für das Schaffen des angesehenen, 1939 verstorbenen Wiener Komponisten der Brahmsnachfolge interessiert, findet in dieser ersten zusammenfassenden, ausführlichen Monographie alles Wissenswerte durch einen berufenen Kenner gestaltet.

Einstein, Alfred: Briefe deutscher Musiker (Zürich 1955, Pan-Verlag. 300 S. DM 18,40). Der Verlag, der seit Jahren die Werke des großen, 1952 verstorbenen Musikforschers übernommen hat, gibt die kleine Briefauswahl von dreizehn deutschen Meistern heraus — von Schütz bis Brahms. Im Anschluß an jeden Brief finden sich, soweit es sich als notwendig erweist, sorgfältige Kommentare. In einer sehr bemerkenswerten Einführung deutet Einstein Wesen und Psyche der Briefschreiber und die besondere Bedeu-



tung des Musikerbriefes an sich. Er vermittelt damit wertvolle Erkenntnisse, die der Lektüre einen eigenen Reiz verleihen.

Pahk, Induk: Als Frau im Umbruch Koreas (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 216 S. DM 9,80). Knapp und eindringlich schildert die Autorin, wie sie in Auflehnung gegen die landesüblichen Sitten nicht nur schreiben und lesen gelernt hat, sondern zu einer der aktivsten Führerinnen der koreanischen Frauenbewegung geworden ist. Zudem gibt sie eine gute Darstellung von den letzten fünfzig Jahren koreanischer Geschichte, von dem Leben in ihrer Heimat und den Umwälzungen, die dieses Leben, teils durch den Einfluß der christlichen Missionstätigkeit, teils durch die politischen Ereignisse, erfahren hat. Selbstbiographie und Allgemeingültiges ergänzen einander. Frömmigkeit, Fortschrittsgläubigkeit und geistige Abhängigkeit von Amerika bestimmen die Blickrichtung.

Stotzingen, Gertrud von: „Der Gefangene und die Glorie“ (Berlin, Morus-Verlag. 142 S. DM 5,80). Der Gefangene Philipp Howard — Günstling Elisabeths von England, dann aus Glaubensgründen von ihr verfolgt, schließlich eingekerkert im Tower — wird weniger plastisch als seine Frau, durch die G. v. St. die Geschichte erzählen läßt. Im übrigen ist die Schilderung anschaulich. Sie eignet sich vor allem für junge Mädchen.

Hagemann, Otto: Hauptstadt Berlin gestern — heute — morgen (Berlin, arani-Verlag. 130 Aufnahmen. Einleitung und Bildererläuterung von Felix A. Dargel. 172 S. DM 16,80). Dieses Bildbuch mit den Meisteraufnahmen von O. Hagemann kommt just zur rechten Zeit, jedem Berliner zur Freude und Bestätigung, jedem andern als Mahnung, dem unverlierbaren Anspruch der tapferen Stadt als Hauptstadt Deutschlands gerecht zu werden.

Conte, Manfred: Spanisches Abenteuer (Stuttgart, Schuler Verlagsgesellschaft. 440 S. DM 14,80). Als Schauplatz für seinen wirklich spannenden Kriminalroman hat Manfred Conte einen kleinen spanischen Ort gewählt, in dem mit allen Mitteln der Intrige und Gewalt drei gegeneinander arbeitende Geheimdienste es versuchen, Kenntnis von seinem sehr ergiebigen Uranlager zu erhalten. In einer solchen zwielichtigen Atmosphäre werden auch die unglaublichen Ereignisse zu realen Möglichkeiten. So geht man willig bei Unwahrscheinlichkeiten mit, um

so mehr als die handelnden Personen klar profiliert sind und die Spannung keinen Moment nachläßt.

Ledig, Gert: Vergeltung (Frankfurt/M. S. Fischer Verlag. 204 S. DM 10,80). Der durch den Roman „Die Stalinorgel“ bekannt gewordene Autor betrachtet sein neues Buch als ein „Memento“ für alle, die das Grauen der Bombennächte erlebt haben, und schildert mit nichts beschönigender Offenheit den Angriff einer Bomberstaffel auf eine deutsche Stadt, das Leid der Menschen in den Bunkern und die Angst der halbwüchsigen Flakhelfer, den Hunger der russischen Gefangenen und das Entsetzen des über den Dächern am Fallschirm schwebenden amerikanischen Fliegers.

Cauvin, Gaston: Rue du Miel (Zürich/München, Speer-Verlag. 234 S. DM 10,80). Der Autor behandelt das gleiche Thema seines ersten Romans „Clarius“; die Heilung eines Jungen, der durch sein Milieu in Gefahr ist, verloren zu gehen, durch das Verständnis und die Liebe eines Lehrers, dessen Vorgesetzte für diese Menschlichkeit kein Verständnis haben.

Fontane, Theodor: Werke in 2 Bänden, herausgegeben von Walter Keitel (München, Carl Hanser Verlag. Dünndruck-Ausgabe 2366 S. DM 29,50), der ein verständnisvolles Nachwort geschrieben und dankenswerter Weise eine Zeitafel hinzugefügt hat. Er hat sich nicht auf die Gedichte und Romane beschränkt, sondern auch Teile der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ ausgewählt, ebenso aus den Theaterkritiken, den Briefen und aus dem Nachlaß Wesentliches hinzugefügt. Von den Romanen sind aufgenommen: „L'Adultera“, „Irrungen Wirrungen“, „Stine“, „Unterm Birnbaum“, „Unwiederbringlich“, „Effi Briest“, „Frau Jenny Teibel“, „Stechlin“, „Meine Kinderjahre“.

Visser't hofff, W. A.: Rembrandts Weg zum Evangelium (Zürich, Zwingli Verlag. 96 S. 31 Bildtafeln. DM 14,80). Aus dem Französischen. Aufschlußreich für das Leben, Schaffen und die religiöse Entwicklung des Meisters, der mit der Kunst seines Alters zu einem Kündler Christi wird.

Hohoff, Curt: Paulus in Babylon (Freiburg/Br. 1956, Herder. 256 S. DM 11,50). Aus umfänglicher historischer Kenntnis und aus katholischer Sicht heraus hat es der Verfasser unternommen, die Gestalt des Apostels Paulus darzustellen. Ein Mosaik (fiktiver) Briefe und

Dokumente ordnet sich, durch recht gegenwärtigen Kommentar belebt, zu einem lebensvollen Bild dieses „interessantesten“ Apostels. Vor dem Titel sei mit Verlaub gewarnt: Paulus war natürlich — in diesem Buche — nicht in Babylon; dieser sündbeladene Namen wurde der Hauptstadt des Imperium Romanum von den Christen beigelegt.

Backmann, Traugott: Ich gab manchen Anstoß (Hamburg, Appel. 282 S. DM 8,60). Ein schlesischer Bauer, der zum Herrnhuter Missionar wird und in Afrika und in Deutschland erlebt, daß es für die Menschheit aller Rassen nur eine Hoffnung gibt, Christus, erzählt manchmal etwas trocken, doch immer redlich und herzlich seine Lebensgeschichte.

Praxmarer, Konrad: Revolution der Kulturpolitik (Wien, Ployer & Co. 155 S. DM 9,—). Zunächst für Österreich zusammengefaßt, sind diese finanztechnischen Grundlagen der Kulturförderung auch für deutsche Erwägungen und Bestrebungen förderlich. Sie verlangen im Kulturbereich öffentlich-rechtliche Selbstverwaltung.

Heer, Gottlieb Heinrich: Vielfalt der Schweiz (Zürich, Orell Füssli. 213 S. 44 Zeichnungen. DM 14,25). Beglückende Fahrten auch in unbekannte Landschaften mit anregenden Ausblicken besonders auf ihre kulturellen Schätze, anmutig schlicht illustriert von vierzehn schweizerischen Künstlern, tiefer bewegend als mancher pompöse photographische Bildband.

Aston, S. C.: The Year's Work in Modern Languages Studies (Cambridge, University Press). Die uns vorliegenden und je etwa 500 Seiten umfassenden Bände dieser die romanischen, germanischen und slawischen Literaturen seit dem Mittelalter betrachtenden kritischen Übersicht über die wissenschaftlichen Neuererscheinungen zeichnen sich durch Genauigkeit der Charakteristik, durch Umsicht bei der Auswahl aus und werden auch dem deutschen Forscher und Studenten dankenswerte Hinweise geben.

Golding, Louis: Leb wohl Ithaka (München, Langen-Müller. 350 S. viele Bildtafeln. DM 8,60). Der gescheite und heitere Engländer hat vier Jahrzehnte gebraucht, um den Weg nach Ithaka zu finden. Sein mit lässiger Anmut geschriebenes Reisebuch verpflichtet Antike und Gegenwart. Schade, daß die Karten nur die wichtigsten der durchwanderten und durchforschten Örtlichkeiten zeigen.

Müller-Blattau, Wendelin: Trouvères und Minnesinger (Saarbrücken, Selbstverlag der Universität. 138 S. Frs. 590). Ergänzt das literargeschichtliche Werk des verstorbenen Istvan Frank, das die Verwandtschaft des romanischen und deutschen Minnesangs erneut belegte, nach der musikwissenschaftlichen Seite und umfaßt die Zeit von etwa 1150 bis 1210.

Sternberger, Dolf: Über den Jugendstil und andere Essays (Hamburg, Claassen. 248 S. DM 15,80). Der auf vielen Gebieten bewährte Verfasser, ein glänzender Stilist, bietet eine bunte Schüssel von Abhandlungen, die sich bemühen, das vielgescholtene 19. Jahrhundert gerecht zu werten.

Seabury, Paul: Die Wilhelmstraße, die Geschichte der deutschen Diplomatie 1930—1945 (Frankfurt/M., Nest Verlag. 330 S. DM 12,80) bringt viel Material, das deutschen Historikern noch nicht zugänglich ist. Das amerikanische Original ist bei der University of California Press, Berkeley, California, 1954 erschienen, deutsche Übersetzung von Erwin Schuhmacher. Als ein Ersatz für deutsche historische Arbeiten über die Politik der Wilhelmstraße zu begrüßen. Erschütternd, an der Hand von Dokumenten erneut zu erfahren, in welche unerfreuliche Entartung jede Politik unter einem totalitären System geraten muß, weil ihr Kern gar nicht anders als unsittlich sein kann. Erschütternd auch das völlige Fehlen einer großen Konzeption der Politik Ribbentrops und die menschliche Minderwertigkeit von Hitlers Außenminister.

„Die Deutschen Lande“. Diese Sammlung im Umschau Verlag, Frankfurt/M. hat Anspruch auf starke Beachtung. Bisher liegen 16 Bände vor, darunter „Berlin“. Die letzterschienenen sind „Pommern und Mecklenburg“ mit einer Einleitung von Friedrich Griese (61 Meisteraufnahmen, 16 S. Text. Halbleinen DM 7,50) und „Schlesien“, eingeleitet von Arnold Ulitz mit Erläuterungen von Helmut Domke (72 S. Halbleinen. DM 7,50). In diesen Bänden im Format 21 zu 27 cm, die sehr gut ausgestattet sind, wird eindringlich mit geschickt gesehenen und ausgewählten Fotos die Schönheit der deutschen Lande festgehalten. Besonders wertvoll erscheinen uns die beiden letzten Bände, weil sie die verlorene Heimat darstellen, wie auch der Band 12 „Sachsen Thüringen“ und der Band 16 „Ostpreußen“.

# BRIEFE AN DIE DEUTSCHE RUNDSCHAU

## Erwiderung

Zu den Bemerkungen „Dein Register hat ein Loch“ (DR, 1/1958) von Herrn Leopold Goldschmidt darf ich Folgendes anmerken:

Herr Goldschmidt geht, wenn ich richtig sehe, von anderen persönlichen Voraussetzungen, Erlebnissen und Erfahrungen aus als ich selbst und zielt auf rein praktische Erwägungen hin; er gelangt deshalb auch zu Resultaten, die von meinen Feststellungen abweichen müssen. Das ist durchaus in Ordnung.

Indessen aber darf ich auf einige Fragen Herrn Goldschmidts antworten:

1. Ich sagte in meinem Aufsatz: „Es muß einmal mit ernster Deutlichkeit ausgesprochen werden, daß keine deutsche Generation Wesen und Geist unserer Klassik reiner erspürt hat als die, welche nach dem Ersten Weltkrieg ins reife Mannesalter trat.“ Herr Goldschmidt schreibt dazu, er weigere sich, diese *Behauptung* als entschiedene *Wahrheit* hinzunehmen. Dazu darf ich, wie ich es bereits in meinem Aufsatz getan habe, auf die bedeutenden Werke hinweisen, die in diesen Jahren zur Darstellung und Deutung der deutschen Klassik erschienen sind. Sie haben so achtbare Männer wie Simmel, Gundolf, Strich, Spranger, Schweitzer, Korff, Ernst Robert Curtius, Kommerell, Hofmannsthal, Schröder zu Verfassern, um nur ein paar wenige Namen aus der Fülle derer zu nennen, die sich um die Erneuerung unserer Klassik und einzelner Dichter der Klassik mühten. Die Bücher und Aufsätze dieser Männer sind entweder in dem genannten Zeitraum erschienen, oder, soweit sie schon kurz vor bzw. während dem Ersten Weltkrieg erschienen waren, hatten sie nun ihre stärkste Wirkung. Ich erinnere nur, wie die Jugend nach dem Ersten Weltkrieg die Bücher von Gundolf und Strich diskutierte, erinnere an Kommerells Buch „Der Dichter als Führer im Zeitalter der Klassik“ oder an seine warnende Rede von 1932 „Jugend ohne Goethe“, ich denke an Ernst Robert Curtius' Schrift „Deutscher Geist in Gefahr“. In allen diesen Schriften wurde

die Klassik aus ihrem eigenen Wesen heraus, gereinigt von dem Bildungsgut des 19. Jahrhunderts, erfaßt und gedeutet. Das war nie zuvor geschehen. Die Bücher hatten alle ein hohes Niveau und eine unvergleichlich starke Wirkung, die heute noch festzustellen ist, wenn man die Diskussionen über sie in den Zeitschriften, etwa auch in den Heften der DEUTSCHEN RUNDSCHAU, nachliest.

2. Herr Goldschmidt fragt, warum ich bei dem Satz „Wie konnten Völker des Abendlandes, denen es in ihren großen Stunden gegeben war, Werke und Werte von klassischer Gültigkeit hervorzubringen, sich in der Stunde einer großen Bewährung dieser Werte so wenig erinnern, wie konnten sie vor allem die Botschaft der Humanität so sehr vergessen?“ — nicht „Volk“ schreibe, sondern „Völker“? Die Antwort ist einfach. Es handelt sich doch, wie jedermann weiß, um zwei Völker des Abendlandes, deren Staatsführung Grundprinzipien der abendländischen Humanität und Bildung so sehr verleugnete, daß die staatliche Entwicklung mit der abendländischen Tradition in Widerstreit geriet: das deutsche und das italienische. Ich bin nach wie vor der Meinung, daß gerade in dieser Duplizität ein großes Verhängnis lag, ohne damit irgend eine Verantwortung der deutschen Staatsführung von damals abnehmen zu wollen.

3. Damit aber weise ich auch den *Vorwurf* zurück, ich habe „das Kind nicht beim Namen“ genannt oder ich sei über das „Loch“, von dem Herr Goldschmidt spricht, „hinweggetänzelt“. Habe ich in dem obigen Satz nicht klar und deutlich, für jeden willigen Leser vernehmlich ausgesprochen, was ich sagen wollte? Wer Sprache und Duktus meines Essays verstanden hat, weiß, daß Andeutungen in diesem Zusammenhang *alles* sagen. Freilich zu untersuchen, wie sich neben der seltenen Blüte des deutschen Geisteslebens in diesen „Reichen Jahren“ (ich habe darüber an anderer Stelle geschrieben) zwischen 1900 und 1932, das entwickeln konnte, was hernach in den Jahren des



Nationalsozialismus das äußere Gesicht des staatlichen und offiziellen Deutschland prägte, war innerhalb dieser, auf ganz andere Ziele gerichteten, Arbeit nicht meines Amtes. Diese Dinge sind viel diskutiert worden und sollten auch in Zukunft immer wieder diskutiert werden. Die Frage, wie weit der Geist die Macht zu bestimmen vermöge, ist so alt wie die Geschichte selbst. Überlegungen, wie weit die Männer des geistigen Deutschland, man nannte sie auch das „geheime Deutschland“, die *niemals* mit den Nationalsozialisten paktierten, damals auf die Staatsführung hätten Einfluß gewinnen können oder diese Staatsführung gar hätten verhindern sollen, sind oft angestellt worden, und man wird sie wieder anstellen. Daran in meinem Zusammenhang zu rühren, war weder meine Absicht noch meine Aufgabe.

4. Ich möchte doch glauben, ja ich möchte es wünschen, daß gerade die Prosaschriften der Klassiker und auch die Briefe in Zukunft noch eine weit stärkere Wirkung haben werden als in

der Vergangenheit. Was könnten die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen“ heute dem Leser an zeitlos gültigen Einsichten etwa auch im politischen Sinne vermitteln? Ich habe überdies ausdrücklich gesagt, diese Schriften und Briefe sollten mit den Dichtungen zusammengehalten und -gelesen werden, so daß vom einen auf das andere Licht fallen kann, daß die geistige Welt erkannt werde, aus der die Dichtungen herauswuchsen. In dieser Auffassung sehe ich mich mit den meisten Männern einig, die sich im Jahre 1955 zu Schiller bekannten (vgl. Schiller / Reden im Gedenkjahr 1955, Ernst Klett Verlag Stuttgart). Aber das sind persönliche Überzeugungen. Mir liegt es vollkommen fern, jemand überzeugen zu wollen, der auf Grund eigener Erfahrungen und eigener Erlebnisse anderer Meinung ist. An ihrem Verhältnis zur Klassik werden sich die Geister immer scheiden, das gehört zum Wesen der Klassik, das macht sie groß, das macht sie unsterblich.

Waiblingen bei Stuttgart *Otto Henschele*

## Wer ist's?

Neue Mitarbeiter: Universitätsprofessor Dr. Ernst Beutler, Direktor des Freien Deutschen Hochstifts und des Goethe-Museums Frankfurt/Main. 1937 von den Nazis entlassen, 1945 wieder eingesetzt. Von seinen Werken heben wir hervor „Divan-Kommentar“, „Faust-Kommentar“, „Essay um Goethe“, Gedenkausgabe der Werke Goethes. — Professor Dr. Erich Friedrich Podach, Ethnologe, Werke: „Körper, Temperament und Charakter“, „Nietzsches Zusammenbruch“, „Gestalten um Nietzsche“, „Nietzsche und Lou Salomé“, „I. Ph. Semmelweis“, „Robert Koch“. — Gert Woerner, 1932 in Berlin geboren, Studium Literatur und Theaterwissenschaften in Göttingen und Berlin, 1955 Bertelsmann-Stipendium, Mitarbeiter verschiedener Zeitungen und Zeitschriften sowie am Rundfunk. Lektor im R. Piper & Co. Verlag.

## Mitteilungen

Den dieser Ausgabe beigelegten Prospekt des Verlages Enke empfehlen wir der Beachtung unserer Leser.

**In den nächsten Heften der Deutschen Rundschau lesen Sie u. a.:**

- Reginald Phelps* . . . . . Dokumente aus der Kampfzeit der NSDAP 1923  
*Henry Shelness* . . . . . Gedanken zu einer Übersetzung  
*Max Gordon* . . . . . Die junge Generation in England  
*L. Hamori* . . . . . Die Mittelklasse der „Klassenlosen Gesellschaft“  
*G. R. Treviranus* . . . . . Friedrich Stampfer  
*Kurt Kersten* . . . . . Das Ende Rudolf Breitschids und Rudolf Hilferdings  
*Elisabeth Dryander* . . . . . Auf Besuch bei dem weißen Hasen  
*Hugo Hartung* . . . . . Das Grillenlied

## **Das Register 1957**

der Deutschen Rundschau ist erschienen und kann gegen Voreinsendung von DM 0,25 in Briefmarken für Versandkosten direkt vom Verlag bezogen werden.

**VERLAG DEUTSCHE RUNDSCHAU**

Baden-Baden, Schloßstraße 8

## **Anlieferungsstellen der DEUTSCHEN RUNDSCHAU**

Im Saargebiet: Buchhandlung Bock & Seip, Saarbrücken, Bahnhofstraße 98. — Im Ausland: Argentinien: Knüll & Wetzler, Estomba 1783, Buenos Aires. — Bolivien: Das Echo, Cochabamba, Casilla 748. — Dänemark: Pressa AG, Blegdamsvej 26, Kopenhagen N. — Finnland: Rautatiekirjakauppa Oy, Akateeminen Kirjakauppa, 2 Keskuskatu, (beide in Helsinki). — Frankreich: Librairie Martin Flinker, 68 Quai des Orfèvres, Paris 1er. — Griechenland: Georg Mazarakis & Co, Patissonstr. 9, Athen. — Großbritannien: Interbook, 12 Fitzroy Street, London. — Italien: Libreria Sansoni, Via Capponi 26, Firenze. — Libanon: The Levant Distributors Co., P. O. B. 1181, Beirut. — Luxemburg: Messageries Paul Kraus, 27 rue Joseph Junck, Luxembourg. — Niederlande: Meulenhoff & Co., NV, Amsterdam, Beulingstraat 2. — Norwegen: A. S. Narvesens Kioskkompani, Stortingsgata 2, Oslo. — Portugal: Alvaro Goncalves Pereira, Restauradores 12, Lissabon. — Schweiz: Azed AG., Basel, Dornacherstr. 60–62; Schweizerisches Vereinssortiment, Olten. — Spanien: Atheneum, Barcelona, Pasaje Marimon, 23. — Türkei: Türk-Alman Kitapevi, Beyoglu, Kumbaraci, Yokuxu 12. — Amerika: Stechert-Hafner, Inc. 31 East 10th Street New York 3, N. Y.; Golden Gate News Agency, 66 Third Street San Francisco 3, California.

Postverlagsort: Baden-Baden — Postbezugspreis: vierteljährlich DM 5,—.



# FORVM

ÖSTERREICHISCHE MONATSBLÄTTER FÜR KULTURELLE FREIHEIT

Redigiert von Friedrich Abendroth, Felix Hubalek,  
Alexander Lernet-Holenia, Friedrich Torberg

FORVM

hat seinen fünften Jahrgang begonnen und publiziert im Februar 1958  
*das 50. Heft.*

FORVM

zählt führende Publizisten aus Österreich und allen Teilen Europas zu seinen Mitarbeitern und ist heute im In- und Ausland als die repräsentative kulturpolitische Zeitschrift Österreichs anerkannt.

In politischer Hinsicht versucht FORVM seinem Namen und seiner Bestimmung dadurch gerecht zu werden, daß es den Vertretern der divergentesten Weltanschauungen offensteht, unter der einzigen Voraussetzung, daß sie sich zur Demokratie und zur individuellen Freiheit bekennen und daß sie den Totalitarismus jeglicher Richtung ablehnen. Im FORVM äußerten sich so scharf und unterschiedlich profilierte Persönlichkeiten wie Hannah Arendt, Karl Bednarik, Immanuel Birnbaum, Franz Borkenau †, Christian Broda, Karl Czernetz, Klaus Dohrn, Heinrich Drimmel, Friedrich Funder, Diego Hanns Goetz O. P., Ferdinand Graf, Jacques Hannak, Friedrich Heer, Theodor Heuß, Josef Holaubek, Reinhard Kamitz, Benedikt Kautsky, Bruno Kreisky, Herbert Lüthy, Alfred Maleta, Msgr. Otto Mauer, Hans-Joachim von Merkatz, Alfred Mozer, Rudolf Pechel, Bruno Pittermann, Oscar Pollak, Julius Raab, Otto Roegele, Wilhelm Röpke, Adolf Schärf, Carlo Schmid, Paul Henri Spaak, Peter Strasser, Hans Thirring, Lujo Tonic-Sorinj, Karl Waldbrunner, Adam Wandruszka. Sie äußerten sich teils unabhängig voneinander, teils im Rahmen von Diskussionen über aktuelle politische Themen.

In kultureller Hinsicht berichtet FORVM regelmäßig über die wichtigsten Ereignisse auf dem Gebiet der Literatur und der Bildenden Kunst und bringt in jedem Heft eine zusammenfassende kritische Rückschau über die Wiener Theaterpremieren und Konzerte. Von kulturellen Mitarbeitern nennen wir: Theodor W. Adorno, Felix Braun, Max Brod, Rudolf Brunngraber, Franz Theodor Csokor, Heimito von Doderer, Herbert Eisenreich, A. P. Gütersloh, Michael Guttenbrunner, Willy Haas, Erich Heller, Fritz Hochwälder, Hans Hoff, Werner Hofmann, Karl August Horst, Arthur Koestler, Theodor Kramer, Ernst Krenek, Friedrich Lehmann †, Ernst Lothar, Robert Neumann, Wolfgang Pehnt, Heinz Politzer, Heinrich Schnitzler, Oscar Fritz Schuh, Ignazio Silone, Stephen Spender, Manès Sperber, Hans Ulrich Staeps, Hans Heinz Stuckenschmidt, W. E. Süskind, Franz Taucher, Fritz Thorn, Bruno Walter, Herbert Zand, Carl Zuckmayer, Harald Zusanek.

Ferner veröffentlichte FORVM — neben den regelmäßigen Beiträgen seiner Herausgeber — Ungedrucktes aus dem Nachlaß von Richard Beer-Hofmann, Fritz von Herzmanovsky-Orlando, Hugo von Hofmannsthal, Karl Kraus, Robert Musil, Alfred Polgar, Arthur Schnitzler und Franz Werfel.

FORVM

erscheint mit Unterstützung des „Congrès pour la Liberté de la Culture“ am Beginn eines jeden Monats in Wien.

*Das Einzelheft kostet: in Österreich S 6.—, in Deutschland DM 1,50, in der Schweiz Sfr. 1,50 — Halbjahresabonnement S 30.— (DM 7,50, Sfr. 7,50) — Jahresabonnement S 60.— (DM 15.—, Sfr. 15.—, Übersee US Dollar 4.—).*

REDAKTION UND VERWALTUNG: WIEN VII., MUSEUMSTRASSE 5



# MELOS

## ZEITSCHRIFT FÜR NEUE MUSIK

---

- ist seit der Gründung im Jahre 1920 durch Hermann Scherchen das Blatt der musikalischen Avantgarde
  - war daher in den Jahren 1934 bis 1945 verboten
  - steht seit 1946 mit dem Schriftleiter Heinrich Strobel wieder im Mittelpunkt der Neuen Musik
  - ist eine der führenden Musikzeitschriften der Welt
  - ist die einzige Zeitschrift, die sich allen richtungsweisenden Strömungen der Neuen Musik widmet
  - erscheint monatlich im Großformat mit Bildern und Notenbeilage und kostet im Jahresabonnement nur DM 14,—
  - Probehefte werden auf Anforderung kostenlos verschickt
- 

MELOSVERLAG MAINZ WEIHERGARTEN

## PUBLIZISTIK

*Zeitschrift für die Wissenschaft von Presse, Rundfunk, Film, Rhetorik,  
Werbung und Meinungsbildung*

Herausgeber

EMIL DOVIFAT · WALTER HAGEMANN · WILMONT HAACKE  
Erscheint alle zwei Monate · Einzelheft DM 4,80

INHALT Heft 1 (Januar/Februar 1958)

HANNS BRAUN (München): Journalismus im Miteinander der Gesellschaft

KARL BUCHHEIM (München): Preußische Pressepolitik zur Zeit der Olmützer Punktation 1850-51

WALTER HAGEMANN (Münster): Nochmals: Abdanken?

WALTER J. RAUCH (Duisburg): Das zeitungswissenschaftliche Studium in der Sowjetunion

HERMANN DEML (München): Der neue Kurs der ungarischen Presse

HEINZ BAUERLEIN (München): Shelly als Publizist  
Mitteilungen / Bibliographien / Rezensionen

Weiter in unserem Verlag:

DER JOURNALIST Handbuch der Publizistik 416 S. mit Bild-  
teil, Ganzleinen DM 24,— (4. Band 1958 soeben erschienen)

PUBLIKATION Monatszeitschrift für Autoren und Verleger

*Fordern Sie bitte Prospekte und Probeexemplare*

VERLAG B. C. HEYE & CO. · BREMEN · POSTFACH 831



Im 8. Jahrgang erscheint

# HORTULUS

Illustrierte Zweimonatsschrift für neue Dichtung

Herausgegeben von Hans Rudolf Hilty

## *Besondere Kennzeichen sind*

- ▶ HORTULUS ist die einzige namhafte Zeitschrift des deutschen Sprachraums, welche *ausschließlich durch dichterische Texte* (Gedichte, Proben aus dramatischen und epischen Werken) einen Einblick in das literarische Schaffen der Gegenwart vermittelt. Die Zeitschrift bringt keine Kritiken und Essays. Alle Beiträge sind *Erstdrucke*.
- ▶ Neben Erstdrucken dichterischer Texte aus dem ganzen deutschen Sprachkreis bringt HORTULUS auch *Erstübertragungen neuer Dichtung aus anderen Sprachen*. Und wie bei den deutschen Beiträgen, so ist die Zeitschrift auch bei diesen Proben aus anderen Sprachkreisen auf *Entdeckungen* aus.
- ▶ Besondere Aufmerksamkeit widmet HORTULUS den *Arbeiten jüngerer Schweizer Autoren*, deren Schaffen unter dem Gesichtswinkel der gegenwärtigen europäischen Dichtung bedeutungsvoll ist. Der Leser in Deutschland erhält durch die Zeitschrift ein umfassendes Bild von der Lebendigkeit der jungen Schweizer Dichtung.
- ▶ Sorgfältig abgestimmt auf die Textbeiträge, bringt HORTULUS auch *Proben moderner Buchgrafik*. Jedes Heft enthält ein Kunstblatt als Beilage (meist einen Originalholzschnitt) und mehrere grafische Beiträge im Text.

## *Zu den Mitarbeitern gehören*

- ▶ *Dichter* wie: Ilse Aichinger, Hans Arp, Ingeborg Bachmann, Enrique Beck, Christine Busta, Paul Celan, Jean Gebser, Walter Gross, Alexander Xaver Gwerder (Nachlaß), Walter Höllerer, Erwin Jaekle, Eugène Ionesco, Karl Krolow, Herbert Meier, Henri Michaux, Kuno Raeber, Georges Schehadé, Wieland Schmied, Urs Martin Strub und viele andere.
- ▶ *Grafiker* wie: Hans Erni, Emanuel Jacob, Imre Reiner usw.

Jahresabonnement (6 Hefte) DM / SFr. 12.—, öS. 72.—. Bestellen Sie mit einer Postkarte die Zeitschrift oder vorläufig ein kostenloses Probeheft beim Verlag! „Der Betrag, den es einzusetzen gilt, ist gering, der Gewinn für Sache und Leser groß.“  
(„Die Tat“, Zürich)

HORTULUS IM TSCHUDY-VERLAG St. Gallen/Schweiz